

STURM

ZEITEN

Tatsachenbericht von Waldemar Kunz

Waldemar Kunz

STURMZEITEN

**Tatsachenbericht aus dem zaristischen
und kommunistischen Russland**

1956 Verlag AG. Buchdruckerei B. Fischer, Münsingen

Copyright by

Verlag AG. Buchdruckerei B. Fischer, Münsingen

Umschlaggestaltung: Hans Knöpfli

Druck: AG. Buchdruckerei B. Fischer, Münsingen

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Vorwort

Als sich das Frühjahr wieder einmal zum Sommer wenden wollte, ergriff mich das Heimweh nach den Bergen. Ich packte den Rucksack und floh vor der Unrast des Tieflandes in das stille Prätigau.

In einem rein romanischen Haus mit rundgewölbtem Türbogen und tiefen Fensternischen im weissgetünchten Mauerwerk fand ich gastliche Aufnahme. An den Wänden hingen holzumrahmte Bilder in zarten Aquarellfarben, und durch das Fenster schauten Eis und Fels der Silvrettagruppe in meine Stube. Auf der Stirnseite des Hauses hat die Künstlerhand eine bunte Sonnenuhr gemalt, mit dem besinnlichen Spruch:

**«Mach' es wie die Sonnenuhr:
Merk' die schönen Stunden nur!»**

Tief unten im Tal hörte ich das Wildwasser der Landquart rauschen, an deren Ufern gelbe Dotter- und Schlüsselblumen standen. Die Erde atmete trockene, herbe Luft. Am Abend breiteten sich in der Ebene lange Schatten, während auf dem Firn das leuchtende Farbenspiel begann.

Und wenn ich jeweils auf dem Casanna-Massiv oberhalb dem Gotschnagratt stand, erblickte ich den Piz Buin und dicht daneben das Herz der Silvrettaberge: die Dreiländerspitze. Dieser einzigartige Markstein zwischen Vorarlberg, Tirol und der Schweiz trennt nicht nur zwei Staaten, sondern auch zwei Gegenspieler der südeuropäischen und alpinen Geschichte: Romanen im Süden und Germanen im Norden. Übermächtig schön ist das Bündnerland! Es vermittelt auf eine fast unwahrscheinliche Weise das Optimum dessen, was die Alpenherrlichkeit dem Auge an Genuss überhaupt zu bieten vermag.

Die Stille und Abgeschlossenheit der Berge regen zu innerer Einkehr an. Ich hatte Musse, in der Stube jenes einsamen romanischen Hauses Reminiszenzen über eine längst entschwundene Zeitepoche anzustellen. Dort fasste ich den Entschluss, mit der Arbeit an diesem Buch zu beginnen. Wenn über meinem Kopfe an der Wand die Pendeluhr leise und gewissenhaft die forteilenden Sekunden zählte, feierte ich in Gedanken ein Wiedersehen mit lieben und auch bösen Menschen aus fernem Lande. Viele vertraute Gesichter tauchten blitzschnell, aber klar und deutlich, vor dem geistigen

Auge auf und verschwanden dann wieder im Dunkel der Vergangenheit. Ich schöpfte aus dem Schatz meiner tiefsten Erlebnisse in Russland, genau wie sie mir die Erinnerung wiedergab.

Ich bitte die verehrten Leser und Leserinnen, mir nicht etwa zu verdenken, dass ich den guten Rat der alten Sonnenuhr diesmal unbeachtet liess. Objektivweise musste ich vielmehr von schweren Zeiten schreiben, von geschichtlichen Umwälzungen, welche die Grundfesten Russlands und später sogar der ganzen Welt zu erschüttern vermochten.

Der Verfasser.

Der frühe Tod meines Vaters

Es war in der stockfinsternen, sturmgepeitschten Nacht vom 20. auf den 21. April 1895, auf einem grossen Landgut in tiefer russischer Provinz. Ich stand damals noch in zartem Knabenalter.

Laute Frauenstimmen auf dem Hausflur rissen mich jählings aus dem Schlummer. Ich öffnete zaghaft die Augen und sah mich verwundert um. Mein Zimmer lag neben dem meiner Eltern, doch diese Umgebung, in der ich mich augenblicklich befand, war mir fremd. Ich musste mich zuerst besinnen, was sich ereignet hatte. Dann kam mir alles wieder zum Bewusstsein: Mein Vater war an schwerer Lungenentzündung erkrankt. Seit acht Tagen kämpfte er mit dem Tode. Der junge Bezirksarzt, welcher erst kürzlich sein Studium an der Moskauer Universität abgeschlossen und daher noch wenig praktische Erfahrung hatte, fand es für angezeigt, zwei Kollegen aus der nahen Gouvernementsstadt Kaluga ans Krankenbett zu rufen. Dieses Konsilium versuchte nun, das junge Menschenleben zu retten, was angesichts der zu jener Zeit fehlenden Arzneimittel gegen hohes Fieber und Atemnot sich als aussichtsloses Unterfangen erwies.

In unserem Hause ging alles drunter und drüber, weshalb beschlossen wurde, uns Kinder besonders während der Nacht anderswo unterzubringen. Die Schwester Schenja (Diminutiv von Eugenie] sowie der Bruder Kolja (dasjenige von Nikolai) fanden Aufnahme beim Gutsverwalter. Eigentlich hätte ich mitgehen sollen, doch nahm ich kurz vorher den Finkenstrich und versteckte mich bei Nilka, dessen Schlafraum im Gesindehaus zur ebenen Erde lag.

Nilka war ein junger Mann aus dem benachbarten Bauerndorf Dubrowka. Durch ausserordentliche berufliche Fähigkeiten sowie absolute Zuverlässigkeit und Treue rückte er innert kurzer Frist zum ersten Gehilfen meines Vaters auf der Gutsmolkerei vor. Seine ganze Erscheinung ist mir bis heute in lebhafter Erinnerung haften geblieben: Leicht und elegant der Schritt, ungeachtet der hohen, schweren Stiefel, die Nilka bei der Arbeit trug. Kupferbraun, schmal und schön das Gesicht, mit lebensfrohen Augen, tiefschwarz das lange, nach hinten gekämmte Haar. Im Mundwinkel lässig eine Papirossa (Zigarette). «Das Ebenbild von Apollon von Belvédère!», pflegte mein Vater zu sagen, wenn er Nilka daherkommen sah.

Ich hatte Nilka in mein Herz geschlossen, vor allem wegen seiner grossen Liebe und Aufmerksamkeit zu uns Kindern. Aber dies war nicht der einzige Grund dazu. Nilka hatte Eigenschaften, die jedem Manne so gut anstehen. Mut, Selbstzucht und Aufgeschlossenheit waren seine besonderen Merkmale. Er liebte auch die Gefahr, besonders den Augenblick, wenn Tod und Leben zusammen auf der Waage lagen, die sich langsam auspendelte nach Zufall oder Schicksal. Darin liegt eben das uralte Rätsel der russischen Seele! Nilkas dunkle Augen konnten blitzschnell zwischen feurigem Glühen und eisiger Kälte wechseln, je nach der Ursache, die sein Inneres bewegte.

Als ich grösser wurde, durfte ich Nilka auf der Jagd begleiten. Er trug eine moderne Schrotflinte, ich einen vorsintflutlichen Vorderlader, der meistens versagte. Sobald wir den Wald betraten, fühlte sich Nilka in seinem Element. Seine Ohren nahmen jedes wispernde Geräusch mit der Empfindsamkeit überfeinerter Horchgeräte auf. Wenn ich sorglos durch das Unterholz streifte, hielt er mich plötzlich zurück und zog die Luft langsam ein, genau wie ein Jagdhund, der einen Hasen wittert. Bevor ich wusste, um was es sich handelte, hatte Nilka bereits das Gewehr an die Schulter gerissen und gefeuert. Er kannte jede Fährte; die gesamte Fauna war ihm vertrauter als dem Stallknecht seine Pferde. Die vielen Jagdfreuden, die mir in meiner Jugendzeit zuteil wurden, habe ich Nilka zu verdanken. Durch ihn lernte ich alle Geheimnisse des russischen Urwaldes kennen, mich dort unter Zuhilfenahme von Windrichtung, Sonne, Mond oder Sternen zurechtzufinden und das Wild nach seinen Lebensgewohnheiten aufzustöbern und bis zur Schussabgabe zu verfolgen.

Und nun erwachte ich ganz unverhofft in Nilkas Schlafraum. Auf dem nahen Tisch brannte flackernd eine Wachskerze und warf gespenstische Schatten an die Wände. Es roch nach Feuchtigkeit, Schweiss und Leder.

Plötzlich hörte ich die Haustüre gehen. Sie knarrte hin und her, worauf die Frauenstimmen von draussen kamen. Ich unterschied deutlich das helle, aufgeregte Organ des Dienstmädchens Akulina. Dann wurde es wieder ruhig. Aus der Zimmerecke kam ein kaum hörbares Räusperrn. Ich wandte den Kopf nach jener Richtung. Dort sass Nilka auf einem Stuhl. Rings um ihn herum hatte sich eine Wasserlache gebildet. Er war von einem scharfen Ritt durch die regen-

schwere Nacht zurückgekehrt, mit Medikamenten für meinen sterbenden Vater.

Die Stille und Einsamkeit in dieser dunklen, stürmischen Nacht hatten ihre niederdrückende Wirkung auf mich nicht verfehlt. Als ich Nilka gewahrte, gebrach es mir an Worten, das Gefühl der Geborgenheit, das mich ergriffen hatte, auszusprechen. Ich lag still mit weitaufgerissenen Augen im Bett und strahlte vor Freude über das ganze Gesicht. Mein Verhalten konnte Nilka nicht entgehen. Mit der Zigarette zwischen den schmalen Fingern seiner langsehnigen Hand beobachtete er mich eine Weile. Hin und wieder huschten Vorläufer eines freundlichen Lächelns über seine Mundwinkel. Vorsichtig zog er die nassen Reitstiefel aus und stellte sie neben dem Ofen an die Wand. Dann zerdrückte er die eben angerauchte Zigarette im Aschenbecher, erhob sich vom Stuhl und trat dicht an mein Bett heran.

«Schlafen sollst du, lieber Junge, und nicht philosophieren!» sagte Nilka mit tiefer Stimme, und strich mir das strähnlige Haar aus der Stirne. Mit gütigem Blick liess er seine Worte in mir nachwirken. So ist nun einmal der Russe. Er ist imstande, sich in tiefer Rührung über ein ihm anvertrautes Kind zu beugen, was ihn aber keineswegs daran zu hindern vermag, einen Augenblick später seinen Kameraden wegen eines geringfügigen Streites niederzuschlagen.

Ich tat so, als ob ich schlief, behielt jedoch Nilka, der gemächlichen Schrittes wieder an seinen Platz zurückkehrte, aus halbgeschlossenen Augen im Blickfeld. Er holte ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche und fing erneut an zu rauchen. Draussen an der Zimmertüre kratzte und winselte mehrfach Tresor, der junge Jagdhund. Er bat auf diese Weise um Einlass. Nilka schlich auf Zehenspitzen zur Türe und öffnete sie leise. Tresor trat schweifwedelnd ein und legte sich eingerollt zu Füßen seines Herrn nieder. Dann folgte langes Schweigen. Die Regentropfen schlugen an die Fensterscheiben. Ich rührte mich nicht.

In dieses Idyll hinein trommelte plötzlich jemand mit aller Kraft gegen den Fensterrahmen. Gleichzeitig rief eine Frauenstimme nach Nilka. Dieser nahm die Reitstiefel unter den Arm und blies das Kerzenlicht beim Weggehen aus. Der Docht der Kerze vergloste langsam und liess einen penetrannten Geruch zurück. Ich drehte mich der Wand zu, in der Hoffnung, einschlafen zu können. Der Versuch misslang, meine Sinne waren hellwach. Dann kam noch etwas anderes hinzu,

was mir den Schlaf verjagte. Ich wurde von Wanzen angezapft. Zuerst verspürte ich ein zaghaftes, dann immer stärkeres Jucken. Es krabbelte überall auf meinem Körper, bis schliesslich die ersten Stiche folgten. Ich bekam es mit der Angst zu tun, die Pulse jagten, das Herz hämmerte. Auf meine Hilferufe stürzte Nilka in das Zimmer und zündete das Kerzenstüpflein wieder an. Was sah ich? Die Wand war mit niedlichen braunen Tierchen besät, die schleunigst ihrem Schlupfwinkel zustrebten. Nilka hub ein fürchterliches Morden an.

Der Generalangriff der Wanzen war abgeschlagen. Aber was half's? Sie konnten bei Dunkelheit wiederkommen. Nilka nahm mich kurz entschlossen auf seine starken Arme und trug mich fort. Kalter Regen, vermischt mit Schnee, schlug uns entgegen. Sorgsam schritt Nilka mit seiner Last über den weiten Gutshof und durch den dunklen Park uralter Linden in den mächtigen Steinbau, in dessen Untergeschoss die meisten Fenster hell erleuchtet waren.

Im Vorzimmer standen drei bebrillte Männer. Einer der drei Männer sprach leise, die beiden andern hörten aufmerksam zu. Ich betrachtete den Sprechenden mit steigendem Interesse. Er war ein kleiner Mann, stämmig gebaut und korpulent, von ungefähr vierzig Jahren, mit einem runden, roten Gesicht. Als er meiner gewahr wurde, schwieg er einen Augenblick und reinigte mit dem Taschentuch umständlich die Brillengläser. Dann fuhr er zögernd fort: «Ich hätte gerne gewusst, ob nach Ihrer Ansicht . . .» Bei diesen Worten schloss sich die Türe, die in mein Schlafzimmer führte, hinter mir und Nilka zu.

In jener Nacht schlug das Herz meines Vaters langsamer und langsamer, und dann blieb es stehen . . .

Als ich am späten -Morgen des folgenden Tages noch im Bett lag und überlegte, ob ich aufstehen sollte oder noch nicht, öffnete sich leise die Zimmertüre. Auf der Schwelle stand meine Mutter in Schwarz. Sie konnte nicht sprechen, nickte nur stumm und wischte sich die Tränen fort. Dann kam sie mit langsamen Schritten näher, setzte sich auf den Bettrand und strich zärtlich über mein Haar, einmal, zweimal, dreimal, immerfort . . .

Ich bekam das Gefühl, dass etwas Schreckliches geschehen war, sprang auf, umarmte die Mutter und bedeckte ihr Antlitz mit Küssen. Meine Augen suchten die ihren, wie

wenn sie daraus den wahren Grund der tiefen Trauer ablesen wollten.

Als die Mutter endlich das Schweigen brach und mir sagte, dass der liebe Vater von uns gegangen sei, wandte ich mich ab. Aus meinem Gesicht schwanden Erwartung und Hoffnung, die es trotz böser Ahnung bis dahin doch noch erfüllt hatten.

Im Laufe des Vormittags wurde der Vater im grossen Saal aufgebahrt. An den Kopf- und Fussenden brannten je zwei Kerzen auf hohen Leuchtern. Da keine Möglichkeit bestand, zur Bestattung einen protestantischen Pfarrer beizuziehen, fand sie nach dem Ritus des griechisch-katholischen Glaubens statt.

«Liebe Kinder», sagte die Mutter, «es gibt wohl verschiedene Religionen, jedoch nur einen Gott!» Sie selber gehörte der griechisch-katholischen Kirche an. Obwohl von Geburt Schweizerin, hatte sie eine Russin zur Mutter. Nach den damaligen Landesgesetzen mussten die Kinder in solchen Fällen der russischen Kirche beitreten.

Am zweiten Tage nach dem Tode meines Vaters trafen zahlreiche Verwandte aus nah und fern mit Pferd und Wagen bei uns ein. Onkeln und Tanten gelangten zum Vorschein, bekannte Gesichter aus der Gegenwart, unbekannte aus dem Dunkel alter Zeiten, deren Existenz uns Kindern nur dem Photographiealbum nach bekannt war. Stattliche, vollbärtige Männer, Frauen mit Wespentaille, heute nur noch Erinnerungen an die romantische Mode des vorigen Jahrhunderts.

Meine Mutter hatte vom vielen Weinen verquollene Augen, als wir uns alle um den Abendbrottisch setzten. Zwischen den vielen Familienangehörigen sass meine Grosseltern väterlicherseits. Der Kopf der Grossmutter war mit einer gekräuselten Haube bedeckt, aus der ein von unzähligen Falten durchfurchtes Gesicht auf tauchte. Die Greisin hatte mit grosser Liebe an ihrem zweitältesten Sohn, d.h. an meinem Vater, gehangen und konnte es einfach nicht fassen, dass er nicht mehr unter uns weilte. Sie konnte vor Schmerz weder weinen, noch sprechen, sie sass die ganze Zeit am Tisch wie zu Stein erstarrt. Ihre Lippen hingen schlaff nach unten, als hätten sie nie gelächelt und sich nie zur Rede geöffnet. Von Zeit zu Zeit kam ein schwerer Seufzer aus der Tiefe ihrer Brust. Der Grossvater beugte sich besorgt zu ihr und versuchte sie zu trösten.

Am 23. April wurde der Vater zu Grabe getragen. Der Weg zur Kirche und zum anliegenden Friedhof war weit und zu dieser Zeit sehr schlecht. Vier Brüder meines Vaters hoben den Sarg hoch und trugen ihn zum Gottesacker hinaus. Der russische Priester schritt, eine Litanei betend, dem Trauerzug voran. Ich sehe ihn in Gedanken noch jetzt vor mir, wie aus Erz gegossen, sein scharf geschnittenes Gesicht zeigte Wetterbräune.

Bevor die sterblichen Überreste meines Vaters der Erde übergeben wurden, zelebrierte der Priester mit seinem Diakon im Gotteshaus eine lange Totenmesse, kräftig sekundiert von einem gemischten Chor. Sie gab dem Akt Weihe und tiefen Ernst.

In der russischen Kirche gibt es keine Bänke. Alle Menschen mussten daher stehen. Viele beteten mit. Sie verbeugten sich von Zeit zu Zeit und schlugen das Kreuz auf Stirn, Brust und beide Schultern. Kostbare, mit Gold, Silber und Edelsteinen verzierte Ikonen schmückten die Wände des Kircheninnern. Sie zeigten Bilder vom Leben und Leiden Christi. Vor den Heiligenbildern brannten knisternd lange, dünne Kerzen. Wachs tropfte zischend. Die vielen Lichtbecken erzeugten eine mystische Stimmung in den hohen, dämmerigen Kuppelräumen.

Nach der Totenmesse wandte sich der Priester an die Trauergemeinde. Seine Stimme erhob sich leise und doch klar verständlich, in dem einförmigen Rauschen des Regens: «Herr, Gott, der Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge und die Erde und die Welt geschaffen wurden» Es war der 90. Psalm von der Ewigkeit Gottes und der Menschen Vergänglichkeit.

Immer wieder zog mich das blasse Antlitz meiner Mutter an. Was muss sie ausgestanden haben! Ein unendlicher Schmerz stand in ihren Gesichtszügen geschrieben. Sie kniete die ganze Zeit neben dem Sarg, ihre Lippen bewegten sich im stillen Gebet. Den ganzen Kopf hatte sie voll schwarzer Locken, die zum blassen Gesicht scharf kontrastierten. Niemand ahnte damals, dass diese junge Frau fünf Jahre später ihrem Gatten im Tode nachfolgen würde.

Als der Sarg in der offenen Gruft lag, dicht neben den letzten Ruhestätten meiner Grosseltern mütterlicherseits, nahm der greise Grossvater mit bewegter Stimme auf Schweizerdeutsch Abschied von seinem Sohn, den das Schicksal nur dreissig Jahre alt werden liess.

Die engere Heimat meiner Vorfahren

Ehe ich von alten Zeiten weiter erzählen werde, möchte ich es nicht unterlassen, die verehrten Leser und Leserinnen mit meinen Vorfahren bekanntzumachen und dabei sagen, [wann und aus welchem Grunde sie ihre schöne Heimat verlassen mussten, um nach Russland auszuwandern.](#)

Unweit der Grimmelalp im Simmental (Berner Oberland) ist ein kleines Bauerndorf. Dorf ist eigentlich zu viel gesagt; ein paar dunkelbraune, geduckte Holzhäuschen, mit steinbeschwerten, schiefergrauen Schindeldächern um ein Schulhaus herumgruppiert – das ist alles. Aber ein herrlicher Flecken Erde! Verträumt liegt er im engen Talkessel, völlig unberührt von der Hast und Unruh des heutigen Lebens. Es will scheinen, als ob die Zeit dort stillstehe. Man kann nach einer Menschengeneration zu diesen uralten Häuschen zurückkehren und wird mit Erstaunen feststellen, dass sich an ihnen nichts verändert hat, weder ihr Aussehen, noch ihre Anzahl. Nur die Menschen, die darin wohnen, kommen und gehen.

Fast lotrecht ragen die Felsberge gegen den Himmel. Ein Tohuwabohu von schroffen Rinnen, Kaminen, Türmen und mauerglatten Wänden. Zur Sommerszeit scheinen die Felsen unter der Sonne zu glühen, im Winter liegt über allem eine samtene Schneedecke. Ringsum feierliche Stille.

Dieser herrliche Flecken Erde wird bezeichnenderweise Zwischenflüh genannt. Dort ist unser Geschlecht seit Jahrhunderten heimatberechtigt.

Aber, von Naturschönheiten allein können die Menschen nicht leben. Arm, sehr arm ist der Bergbauer im Diemtigtal. Nur steinwurfsgross ist sehr oft sein Heimwesen. Da er nicht immer Kühe zu halten vermag, begnügt er sich eben mit ein paar Ziegen und wird deshalb Geissenbauer genannt. Es gibt keine Industrie im Diemtigtal und daher auch keinen Nebenverdienst für seine Einwohner. Handelt es sich zu all dem noch etwa um eine kinderreiche Familie, bleibt einem Teil ihrer Angehörigen nichts anderes übrig, als das Elternhaus zu verlassen und in der Fremde eine neue Existenzmöglichkeit aufzubauen. Der Bauer liebt seine Scholle über alles, er trennt sich nur ungern von ihr. Darum versucht er auch, fern von seinem heimatlichen Herd einen Beruf zu ergreifen, der ihm naheliegt. Was er auf den Weg mit sich

nimmt, ist Fleiss und Redlichkeit. Hat er noch etwa ein Abgangszeugnis von der Molkerei- und Landwirtschaftlichen Schule Rütli bei Bern in der Tasche, braucht er um seine Zukunft nicht bange zu sein.

So kam es, dass auch mein Grossvater um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit seiner jungen Frau den kleinen Grundbesitz den vielen Geschwistern zur Bewirtschaftung überliess und nach Russland auswanderte. Damals brauchte Russland, das bis dahin im Dornröschenschlaf lag, tüchtige Fachleute für seine Milch- und Landwirtschaft. Es förderte auch mit allen Kräften die Einreise der schweizerischen Pioniere auf diesem Gebiet und bot ihnen gute Aufstiegsmöglichkeiten. Viele wurden Verwalter auf Landgütern, andere Leiter oder gar Besitzer von Molkereien.

Auf dem Landgut Klimowo im Gouvernement Smolensk, das nebst grossem Waldbestand rund 2'000 Jucharten Wies-, Weide- und Ackerland umfasste und einem baltischen Baron, namens von Engelhard, gehörte, übernahm mein Grossvater eine Molkerei. Seine sechs Söhne machten sich später auf den umliegenden Gütern selbständig.

Mein Vater betrieb zuerst die Molkerei in Pitschenischno (sieben Kilometer von Klimowo), um nach drei Jahren diejenige seines verstorbenen Schwiegervaters, Johann Zurbrugg in Murenzewo, Gouvernement Kaluga, erbschaftlich anzutreten. Murenzewo war ein Rittergut, das seinerzeit von der Zarin Ekaterina IL, der Grossen, ihrem Günstling Serge Sewerski durch letztwillige Verfügung für besondere Verdienste als Diplomat zugewandt wurde. Gleichzeitig erhob sie den einfachen Bauern in den erblichen Adelsstand.

Der letzte Spross dieses Geschlechtes bekleidete den Rang eines Kammerherrn beim Zarenhof in Sankt Petersburg. Mit seinen derben, echt slawischen Gesichtszügen verriet er deutlich die bäuerliche Abkunft.

Murenzewo übertraf das Gut des Freiherrn von Engelhard in Klimowo hinsichtlich des Flächeninhaltes und des Waldbestandes um das Zweifache. Die Molkerei war nach den damals modernsten Begriffen eingerichtet. Sie wurde von drei weiteren Gütern mit Milch beliefert, so dass mein Vater einen Arbeiterstab von acht Mann beschäftigte. Während den Sommermonaten wurden Emmentaler Käse und Butter fabriziert, im Gegensatz zum Holländer und Tilsiter Käse in den langen Wintermonaten.

Für die Leitung dieses umfangreichen Betriebes brauchte es die Umsicht und Könnerschaft eines in den Jahren seiner Vollkraft stehenden Mannes. Mein Vater ging mit grosser Hingabe und Freude an diese Aufgabe. Er hatte Aussicht auf beruflichen Erfolg. Doch es kam anders. Sein allzu früher Tod bedeutete für die Mutter und uns kleine Kinder einen schweren Schlag. Unsere Zukunft wurde dadurch grundlegend beeinflusst.

Das fünfte Gebot

Gastfreundlichkeit bei jeder Gelegenheit ist das hervorragende Merkmal der russischen Menschen. Gut essen und trinken ist für viele der Zweck ihres Erdendaseins und der Höhepunkt des Lebens, ungeachtet dessen, ob fröhliche oder traurige Ereignisse dazu Anlass geben. In dieser Beziehung mussten wir Schweizer, da wir nun einmal im Schosse des russischen Volkes lebten und unser Brot verdienten, Gegenrecht halten. Und so wurde die grosse Trauergemeinde nach der Bestattung meines Vaters mit köstlichen Dingen bewirtet, was Küche und Keller bieten konnten.

Gegen den Abend wurde es dann stiller in unserem Hause. Bevor aber die Verwandtschaft wieder abreiste, fand unter dem Vorsitz des Grossvaters ein Familienrat statt. Man wollte meiner Mutter, die erst sechsundzwanzig Jahre alt war und in wirtschaftlichen Angelegenheiten keine Erfahrung hatte, mit Rat und Tat beistehen.

Vorab wurde festgestellt, dass Nilka zwar ein sehr guter Gehilfe sei, aber als Leiter der Molkerei keinesfalls in Frage kommen könne. Er sei zu jung für diesen Posten, hiess es allgemein, ferner mangle es ihm an beruflicher Vorbildung. Nikolai, der zweitälteste Bruder meines Vaters, der von zu Hause gut abkömmlich war, sollte vorderhand bei uns bleiben, bis ein gelernter Fachmann aus der Schweiz eintraf. Der Grossvater richtete sofort ein entsprechendes Schreiben an den Direktor der Molkereischule Rütli, den er persönlich kannte.

Dann berief der Grossvater uns Kinder zu sich und redete uns gütig zu, brav zu sein und der Mutter, die ihre grosse Stütze verloren habe, zu gehorchen. Er zitierte das fünfte Gebot aus dem Buch Moses: «Ehre deinen Vater und deine Mutter, auf dass du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt.»

Fritz Haueter

Bereits nach Ablauf eines Monats kam ein blutjunger Mann, Fritz Haueter, gebürtig aus Erlenbach im Simmental, Absolvent eines Jahreskurses an der Molkereischule Rütli, in Murenzewo an.

Haueter war ein athletisch gebauter Mann, der über Bärenkräfte verfügte. Eine lange, sehnige Gestalt mit breiten Schultern und einem mächtigen Brustkorb. Wo er mit seiner riesigen Rechten hinschlug, wuchs kein Gras mehr. Ich kann mich eines Vorfalles erinnern, bei dem Haueter Gelegenheit hatte, seine physische Überlegenheit im Kampf von Mann gegen Mann unter Beweis zu stellen.

Kurz vor der Jahrhundertwende wurde in Russland der Faustkampf als Sportart eingeführt und in der Folge stark gefördert. Ein junger Russe, namens Andrej Fatow, weilte längere Zeit in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und gründete nach der Rückkehr in St. Petersburg eine Schule für Leibesübungen, wo u.a. auch im Boxen Unterricht erteilt wurde.

Die Russen rauften sich in früheren Zeiten, als es noch erlaubt war, mit grösstem Vergnügen. Sie wahrten dazu jede Gelegenheit. Wer mit seinen Fäusten gut umzugehen wusste, wurde gefürchtet und als Held gefeiert. Die Neigung zu Handgreiflichkeiten im russischen Volke wird durch eine Anekdote treffend gekennzeichnet. Nach der soll einmal ein Russe, als er sich im Ausland befand, bei einer Wirtshauschlägerei mit vorsorglich aufgekrempeelten Hemdärmeln gutherzig die Frage gestellt haben, ob es sich um eine private Auseinandersetzung handle oder ob jedermann daran teilnehmen dürfe.

Die Fatow-Schule fand jedenfalls in den breiten Volksschichten guten Anklang. Bis dahin schlug man sich mit brutaler Kraft, gewissermassen «unkultiviert», bar jeglicher Ritterlichkeit. Und nun sollte es anders kommen. Man wollte seine Körperkräfte auch im Faustkampf nach bestimmten Regeln, unter Berücksichtigung der sportlichen Fairness, messen. Im Grunde genommen war dieser Vorsatz ein aussichtsloses Unterfangen, denn der grosse Haufe schlug sich auch weiterhin nach bewährter Vätersitte.

In Murenzewo lebte zu jener Zeit ein junger, hünenhafter Hufschmied. Er hiess Roman. Seinen Familiennamen kannte niemand, vielleicht nicht einmal er selber. Roman hatte auch

einen Boxkurs absolviert und brüstete sich damit. Er gab jedermann gegen kleines Entgelt Unterricht in dieser Kunst des Gebens und Nehmens. Zu seinen gelehrigsten Schülern gehörte Fritz Haueter.

Roman war ein ruppiger, unausstehlicher Mensch, besonders dann, wenn er dem Alkohol stark zugesprochen hatte. In diesem Zustand versuchte er immer, einen Streit vom Zaune zu brechen, wobei er jeweils ein unbändiges Draufgängertum an den Tag legte. So war es auch an einem Volksfest. Diesmal gefiel er sich darin, die Tanzlustigen zu belästigen, aus dem einfachen Grunde, weil kein Mädchen mit ihm tanzen wollte. Der Hüne war in der Schmiedewerkstatt gewohnt, den schweren Hammer meisterhaft zu schwingen, und so liess er nach kurzem Wortwechsel seine geballte Faust mehr oder weniger stilgerecht auf das Haupt eines blonden Jünglings niedersausen. Der Bauernbursche ging zur Erde, stand wieder auf, machte jedoch keine Anstalten, sich zur Wehr zu setzen. Das reizte Roman noch mehr. Mit einem fürchterlichen Kinnhacken streckte er den Bauernburschen nochmals zu Boden, tobte weiter und kam schliesslich in die Nähe des Tisches, an dem Haueter seine Flasche Bier trank. Er glich einem Amokläufer, der blind um sich schiesst, um seinen Wahn zu erfüllen.

Romans Verhalten wurde Haueter endlich zu dumm. Er nahm die Tabakpfeife aus dem Munde und knurrte in gebrochenem Russisch: «Roman, setz' dich und sei endlich vernünftig!»

Roman stand vor uns, ganz im Dampf seines Atems gehüllt. Er blinzelte verblüfft. Dann fixierte er Haueter, seine Mundwinkel zogen sich verächtlich nach unten. Mit dem schütterten Haar und den etwas dümmlich-brutalen Gesichtszügen wirkte er viel älter als seine fünfundzwanzig Jahre. Der Russe kam einen Schritt näher und sprach unerträglich langsam: «Was willst du von mir, Nemetz?» (Nemetz ist der Spitzname für Deutscher).

Ohne Rücksicht auf das Kollektivressentiment eines Teils der russischen Bevölkerung gegen die Ausländer, entschloss sich jetzt Haueter zu raschem Handeln. Er gab dem Russen blitzschnell einen gutgezielten Boxhieb, so dass dieser heftig blutend, mit gespaltener Unterlippe den Platz verliess. – Haueter hatte seinem Lehrmeister eine Lektion erteilt. Die Menschenmenge registrierte Romans Niederlage mit unver-

hohlener Genugtuung. So viele vor Lachen blitzende Zähne hatte ich noch nie gesehen.

Haueter war ein vorzüglicher Molkereifachmann. Er blieb viele Jahre bei uns. Später machte er sich selbständig. Nach der Revolution musste er jedoch seine Molkerei aufgeben und kam dann mittellos in die Schweiz zurück. Ich werde noch auf ihn zu sprechen kommen.

Mein erster Schulgang

Vor der Grossen Oktoberrevolution 1917 unterstand das Schulwesen in Russland zum Teil dem Ministerium für Volksaufklärung. Allgemeine Schulpflicht kannte nur Finnland. Die Schulbildung war gering. Auf dem Lande hatte es bis 84 Prozent Analphabeten. Es bestanden Elementarschulen (meist einklassig, dreijähriger Kurs), Stadtschulen (vierklassig, sechsjährig), ferner Progymnasien, klassische Gymnasien, Realschulen. Russland besass nur 9 Universitäten (1. Jan. 1914: 19 394 Studenten), die sich auf St. Petersburg, Moskau, Kasan, Charkow, Kiew, Odessa, Dorpat (Jurjew), Warschau und Tomsk verteilten. An technischen Hochschulen waren vorhanden: Institute in St. Petersburg, Charkow, Tomsk, Moskauer Technische und Ingenieurschule, Polytechnika in Riga, Kiew, Warschau und St. Petersburg, Berginstitute in St. Petersburg und Jekaterinoslaw, sowie Feldmesserinstitut in Moskau. Dem Handelswesen dienten 101 Handelsschulen und 47 Kommerzschulen. An Kunstschulen bestanden die Kunstakademie in St. Petersburg, je eine Zeichenschule und ein Konservatorium in St. Petersburg und Moskau und das musikalische Institut in Warschau. Der technischen und gewerblichen Ausbildung standen Gewerbe-, Handwerker-, Ackerbau-, Forst-, Eisenbahn- und andere Schulen zur Verfügung.

Im Verhältnis zum grossen Reich und seiner nach vielen Millionen zählenden Bevölkerung waren diese Lehranstalten nur ein Tropfen auf den heissen Stein. Den unerhörten Wandel in Bezug auf den Schulunterricht, wie er in Russland nach der Revolution eingetreten ist, vermag nur der voll zu erfassen, der dieses Land schon vor der Revolution kannte.

Ja, das waren noch Zeiten für die Kinder! Herrliche Zeiten! Es stand ihnen vollkommen frei, etwas zu lernen oder einfach zu faulenzeln. Niemand hinderte sie daran, im Winter

hinter dem warmen Ofen zu sitzen und die riesige Armee der Analphabeten zu vergrössern. Dass sie sich damit den Weg zur Sonnseite des Lebens abschnitten, vermochten sie noch nicht zu ermessen. Sie konnten unmöglich ahnen, dass Menschen, die des Lesens, Schreibens und Rechnens unkundig waren, selbst im «Reiche des Nitschewo» keine Aussicht hatten, beruflich auf einen grünen Zweig zu kommen.

Doch glücklicherweise lebten auch in Russland einsichtsvolle Eltern, die ihre Kinder auf die Schulbank schickten. Und es fanden sich auch lernbegierige Kinder, die spontan den Weg zur Elementarschule und später in die Hörsäle der höheren Lehranstalten einschlugen.

Das traf sogar im entlegenen Dorfe Dubrowka, wo Nilka herkam, zu. Dort drückte ich zum ersten Male im Leben die Schulbank. Der greise Gutsherr von Murenzewo, Sewerski, verhielt sich in Geldsachen keineswegs knauserig, besonders wenn es galt, für die Wohlfahrtspflege sowie Volksaufklärung etwas zu tun. Dazu hatte er stets ein grosses Verständnis und eine offene Hand. So gründete er beispielsweise nebst vielen anderen Institutionen für die Öffentlichkeit auf seinem Gute auch ein Altersheim, und auf die Anregung des Dorfältesten in Dubrowka eine Volksschule.

Nach Vollendung des siebenten Lebensjahres berief mich die Mutter zii sich. Sie fing an zu kränkeln. Der Arzt stellte ein Lungenleiden fest und empfahl ihr dringend eine Kur in der Schweiz. Sie glaubte jedoch aus geschäftlichen Gründen den ärztlichen Rat nicht befolgen zu können.

Als ich ihr Zimmer betrat, lag sie im Bett, mit hektisch roten Flecken auf den Wangen. Sie blickte mich mit ihren schönen, immer irgendwie ein wenig schwermütigen Augen gütig lächelnd an und strich mit der langen, schlanken Hand liebkosend über meinen Haarschopf, fortwährend, wie damals, als der Vater starb. Ihr schlechter Gesundheitszustand war mir nicht entgangen. Das Zimmermädchen Akulina bestätigte mir meine Vermutungen, offenbar deshalb, um mich zum Gehorsam gegenüber der Mutter zu erziehen, denn ich war ein Knabe mit sehr raschem Temperament.

Ich hatte mir vorher genau überlegt, was ich der Mutter sagen wollte, jedenfalls etwas Liebes, Gutes und Schönes. Aber das ganze Konzept meiner Worte fiel ins Wasser. Ich drückte meinen Kopf tief in das Kissen meiner Mutter und weinte verzweifelt. Mit Wehmut im Herzen sah ich den Tag kommen, an dem ich sie verlieren sollte. In diesem Augen-

blick muss sie gefühlt haben, was mich bewegte. Auch ihr schien es an den richtigen Worten zu fehlen, mir Trost zuzusprechen. Und so verweilten Mutter und Kind zusammen in aller Stille eine Zeitlang, jedes mit den eigenen Gedanken beschäftigt.

Ein junges Mädchen in der Tracht einer Krankenschwester kam in das Zimmer. Sie brachte Arzneipulver mit einem Glas Wasser. Ein schönes, schlankes Geschöpf mit dunkelbraunem Haar und besonders grossen, ausdrucksvollen Augen und einem nur ganz leicht ins Bräunliche gehenden Teint. Ihr Gesicht zeigte unverkennbar den Schnitt einer alten Rasse.

Ich erhob mich vom Stuhl, wischte die Tränen aus den Augen und machte der Krankenschwester bereitwillig Platz. Sie schielte von der Seite nach mir, einem dummen Jungen, der seine bewundernden Augen von ihr nicht abzuwenden vermochte.

Langsam kroch die Dämmerung in das Krankenzimmer. Die Schwester verabreichte der Mutter die Arznei, prüfte Puls und Temperatur, lüftete leicht das Zimmer und zündete dann die Petrollampe an. Als sie das Zimmer schliesslich verlassen hatte, eröffnete mir die Mutter, dass ich nun gross geworden sei und damit schulpflichtig. Nilka werde mich während den ersten Monaten jeden Tag nach Dubrowka bringen und dort wieder abholen. Später werde ich den Weg wohl allein finden.

Ich nickte stumm.

«Ich weiss nicht», setzte die Mutter ihre Erklärungen fort, «ob du in die Fussstapfen deines Vaters treten oder allenfalls einen anderen Beruf ergreifen wirst. Das wird sich in einigen Jahren entscheiden. Der Vater hat für uns materiell vorgesorgt. Die Mittel reichen für dein Studium – sofern es dazu kommen sollte – jedenfalls gut aus. Lerne fleissig, Wodja, damit du das Aufnahmeexamen in das Gymnasium von Kaluga bestehen kannst. Von dort würde der Weg – so Gott will – zur Hochschule führen. Ich hätte grosse Freude, wenn es soweit kommen sollte.

Um im Leben Erfolg zu haben, muss man hart, sehr hart arbeiten, gleichviel, wo man steht. Denn auch in Russland, in unserem Gastland, ist alles eingestuft und abgestuft. Die Stufenfolge richtet sich nach dem Können, Wissen und Haben. Ganz oben ist der Zar, dann kommt sein Thronfolger, und was danach folgt, ist alles mit mathematischer Exaktheit

nach dem Rang, der dem Menschen zukommt, geordnet. Je nach dem, was er wert ist, wird er dieser Skala eingegliedert.

An deine Schwester Schenja ist der Ernst des Lebens bereits vor zwei Jahren herangetreten. Wie du weisst, habe ich sie bei der Familie Stucki in der Nähe von Moskau untergebracht, die für ihre elf Kinder einen Hauslehrer aus der Schweiz kommen liess. Wie mir berichtet wird, lernt und gehorcht Schenja sehr gut. Wolodja, nimm ein Beispiel an ihr, du wirst das Leben deiner kranken Mutter erleichtern!»

Nach den letzten Worten sank die Mutter in das Kissen zurück. Sie schloss müde die Augen, schlief jedoch nicht ein. Und während draussen langsam und lautlos die Nacht auf die Steppe herabsank, sass ich im grossen Schaukelstuhl, gedankenvoll hin- und herschaukelnd. Es schlug Mitternacht, als ich die Mutter verliess. Mit der Zeit wurde uns das zur Gewohnheit, die Abende zusammen bis tief in die Nacht hinein so sprechend zu verbringen, denn Schlaf war für meine Mutter zur Seltenheit geworden, der starke Husten hinderte sie daran. Nur mit Schlafmitteln konnte sie einschlummern, und Plaudereien mit ihrem kleinen Sohn waren ihr lieber als der Schlaf unter Narkotika.

Einige Monate später weckte mich Akulina in aller Morgenfrühe. Es war der Tag meines ersten Schulganges. Das Morgenessen würgte ich hastig hinunter, in der Befürchtung, den Schulunterricht zu verpassen. Alsdann ergriff Nilka meine Hand und führte mich in sein Heimatdorf Dubrowka.

Ein Fuhrwerk kreuzte unseren Weg. Es rollte der Steppe und den darauf weidenden Herden zu. Mit flinken Hufen zogen die Pferde das Gefährt über den weiten, kurzgrasigen Boden der frühsommerlichen Ebene. Die Sonne leuchtete, und blauer, glasiger Himmel wölbte sich über das sanft in die Ferne verflachende Land. Wenn ich nach rückwärts blickte, sah ich den weitausladenden Gutshof, und am Horizont die goldenen Türme der in formvollendeten allrussischen Architektur erbauten Kirche von Murenzewo.

Wir näherten uns dem Dorfe. In dessen Mitte stand das Schulhaus. Mit seinen runden Holzbalken, dem grünen Blechdach und den vielen weissumrahmten Fenstern machte es einen behäbigen Eindruck.

Einen weniger vorteilhaften Eindruck machte im Gegensatz dazu die Lehrerin. Sie sah aus, als litte sie an Magengeschwüren. Was weiss man, vielleicht traf das auch zu. Mit zitternden Händen nahm sie meinen Ausweis entgegen und

begann wie ein Wasserfall zu reden, von Zeit zu Zeit mit dem Lineal auf den Pultrand schlagend. Die Schüler, ungefähr fünfzig an der Zahl, liessen sich dadurch nicht stören, sie lärmten fröhlich weiter. Erst als der Dorfälteste, eine patriarchalische Erscheinung mit langem, weissem Vollbart, eintrat, um beim Beginn des neuen Schuljahres anwesend zu sein, beruhigten sich die jungen Gemüter. Nur die Lehrerin redete eifrig weiter. Sie hatte eine Stimme, die einem auf den Nerven herumhackte und Kopfschmerzen verursachte, wenn man ihr zuhörte.

Die Martowa – so hiess nämlich die Lehrerin – war eine arme, verhutzelte Frau. Vor vielen Jahren hatte sie bessere Zeiten gesehen. In ihrem Zimmer stand auf dem Nachttisch die Photographie eines jungen, flotten Gardeoffiziers. Das war ihr Mann. Er fiel im Jahre 1877 auf dem Schipkapass im Kampfe gegen die Türken und hinterliess eine erst zwanzigjährige Witwe, bar jeglicher Mittel. Eine andere Photographie zeigte Martowa selbst, bevor sie vom unerbittlichen Schicksal in dieses einsame Bauerndorf verschlagen wurde. Auch bei unbeschwerter Lebensweise bleibt der Mensch vom Zahn der Zeit nicht verschont. Im Dasein von Frau Martowa war jedoch wenig Sonnenschein. Die langen Jahre der Not und des vielen Alleinseins, die dem Tode ihres Mannes folgten, liessen die Gesichtszüge der hübschen Frau verkümmern. Nur wenn sie lächelte, was so selten vorkam, verriet ihr Antlitz noch Spuren früherer Anmut.

Martowa bezog einen Monatslohn von fünfzehn Rubeln. Der Rubel hatte vor der Revolution einen Wert von 2.65 Fr. (Schweizerwährung). Gewiss, zu zaristischen Zeiten war alles viel billiger, doch wurde der Diener am Volke vom Staat schlecht entlohnt. Auch in Russland hatte die Lehrerschaft schlimme Zeiten. Ihre Lebensbedingungen waren keinesfalls rosiger als etwa diejenigen Peter Käfers, dessen wirtschaftliche Lage Jeremias Gotthelf in seinem Werk «Freuden und Leiden eines Schulmeisters» so drastisch beschreibt. Das hat sich später bitter gerächt.

Das Schulgebäude in Dubrowka hatte Sewerski, der Gutsherr, errichten lassen, doch die Lehrkraft wurde vom Staat besoldet. Es wies viele Räume auf, aber der Grossteil davon beanspruchte die Dorf- und Gemeindeverwaltung für ihre Bedürfnisse. Der Schule und ihrer Vorsteherin räumte man nur je ein Zimmer ein. Man bedenke, fünfzig Kinder in einem einzigen Raum, der nach westeuropäischen Begriffen

für die Hälfte dieser Anzahl ausgereicht hätte! Der russische Winter ist streng und von langer Dauer. Wenn die Schüler, deren Eltern fast durchwegs arme Bauern waren, der Lehrerin Holzscheiter brachten, konnte sie ihre Behausung mit dem Schulzimmer notdürftig heizen, wenn nicht, fror sie samt den Schülern. Dass sie mit dem Jahreseinkommen von 180 Rubeln dauernd hungern musste, braucht wohl kaum betont zu werden, es sei denn, dass mildtätige Dorfbewohner ihr dann und wann Lebensmittel, vor allem Brot und Kartoffeln, zusteckten.

Dem steinreichen Sewerski, dem riesige Waldbestände gehörten, konnte – wie schon gesagt – keinesfalls etwa Geiz vorgeworfen werden. Er war viel zu alt, um sich persönlich davon zu überzeugen, wie es den Menschen aus seiner weiteren Umgebung wirtschaftlich ging, und ihm von deren Armut zu sprechen, traute sich wohl niemand. Die langen Wintermonate verbrachte er entweder an der französischen Riviera, wo er eine Villa besass, oder in St. Petersburg. An der Fontanka der russischen Metropole stand ein Marmorpalais im Barockstil, erbaut vom berühmten italienischen Architekten Rastrelli. Dieses Juwel von einem Herrnsitz, eingebettet in einem Park uralter Lindenbäume, gehörte ihm. Sewerski kam nur für kurze Zeit nach Murenezwo, begleitet von seiner Familie und der grossen Dienerschaft. Jeweils im Juni jedes Jahres erschien sein Vorbote, der alte Karp, der das Amt eines Haushofmeisters versah. Er liess die 75 Zimmer im Herrenhaus lüften und überhaupt alles für die baldige Ankunft seines Gebieters vorbereiten. Bis zur Wiederabreise, die jedenfalls nicht später als im August erfolgte, befasste sich Sewerski hauptsächlich mit der Vervollständigung einer Sammlung seltener Schmetterlinge. Sie kostete ihm ein ganzes Vermögen, wenn man bedenkt, dass er sogar in fernen Ländern Agenturen unterhielt, die ihm exotische Exemplare zusandten. Wenn er mit seinem Steckenpferd keinem Menschen nützlich sein konnte, so brachte er jedenfalls auch niemandem einen Schaden. Sewerski war ein Gutsbesitzer, der bei der Arbeiterschaft weder Sympathie noch Hassgefühle weckte. Von den schlechten Elementen seines Standes werde ich im Folgenden noch berichten.

Wasska

Ich sass nun Tag für Tag inmitten einer grossen Schar von Kindern, die aus den verlausten und verwanzten Isbas (Bauernhütten) hervorkrochen und sich dann wieder dorthin zurückzogen. Die strohbedeckten, bemoosten Dächer dieser Isbas reichten fast bis zum Boden, und die aus kleinen Scheiben zusammengesetzten Fenster waren unmissverständliche Zeugen wahrer Scheu vor Licht und frischer Luft. Mancherorts lebten in den Isbas der Wärme wegen Menschen und Tiere (einschliesslich Kühe und Schweine) im gleichen Raum. Die Hygiene stand auf einem tiefen Niveau. Hier kam ich mit der bitteren Armut des russischen Volkes erstmals in direkte Berührung. Mein Anzug und meine Wäsche waren einfach, aber sauber und aus gutem Stoff geschneidert. Im Gegensatz dazu liefen meine Kameraden grösstenteils in Lumpen herum. Hemden und Strümpfe besaßen sie überhaupt nicht. Ihre Füsse steckten in Bastschuhen.

Zuerst betrachteten sie mich wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Ich gab mir alle Mühe, die soziale Kluft durch Aufgeschlossenheit und Kameradschaft zu überbrücken. Das war der richtige Weg, denn Snobismus hätte bei der russischen Schulkinder niemals verfangen.

Ich war an das lange Stillsitzen nicht gewohnt. Im Schulzimmer war es zeitweilig so mäuschenstill, dass ich meine neuen Schuhe unangenehm knarren hörte, wenn sie aneinander gerieten. Dann warf die Lehrerin jedesmal einen strafenden Blick über die Brille hinweg nach meiner Richtung und sagte: «Machst du solchen Lärm, Wolodja?»

Es war unschwer, den Übeltäter zu ermitteln. Ich war der einzige, welcher Schuhwerk aus Leder trug.

Ich nickte stumm und spreizte meine Beine, um die Lehrerin nicht erneut mit dem Knarren zu beunruhigen.

An meiner Seite sass Wasska, der Sohn eines bettelarmen und trunksüchtigen Schusters, namens Piotr Maslenikow. Sein Vater verfertigte hauptsächlich Bastschuhe, wusste jedoch auch mit Ahle und Pechdraht gut umzugehen. Meine hohen Stiefel stammten aus seiner Werkstatt.

Wasska war ein kleiner, vierschrotiger Junge ungefähr meines Alters, mit weit abstehenden Ohren und rötlichen Haaren. Sein keckes und intelligentes Gesicht war voller Sommersprossen. In diesem Knabengesicht lag jedoch noch

etwas anderes: Ein Zug von Geringschätzung, der sich je nach den Umständen bis zum Hohn steigern konnte.

Als wir uns zum erstenmal in die Augen schauten, ahnte ich nicht, dass Wasska zur Gestaltung der nahen Zukunft meines Lebens weitgehend mitbestimmend werden würde.

Wasskas Vergangenheit bildete alles andere als ein sauberes Aushängeschild. Der erst sieben- oder höchstens achtjährige Schusterssohn hatte Zeit gefunden, sich mit der Gesellschaftsordnung gründlich zu Überwerfen. Bevor ich ihn kennen lernte, sollen seine Bubenstrieche bereits Legion gewesen sein. Der Vater, ein kahler, aufgedunsener Mann mit bleichem Mondgesicht und roter Trinkernase, verprügelte ihn nach jeder Missetat, die ihm zu Ohren kam. Wasska wurde dadurch nur verstockter. Was weiss man, vielleicht hätte bei ihm Geduld und Liebe mehr erreicht. Jedenfalls darf nie vergessen werden, dass in jedem Kind ein Funken Einsicht und Gewissen schlummert, der mit gütigem Zuspruch bestimmt eher entfacht werden kann als mit brutaler körperlicher Züchtigung. Wasska bäumte sich gegen den väterlichen Despotismus auf. Er bezichtigte seinen Vater der schweren Körperverletzung. Zur Bekräftigung seiner Anklagen spuckte er Blut aus und zischte: «Das wirst du einmal schwer büssen müssen! Warte nur, bis ich erwachsen bin!» Es klang wie das gefährliche Zischen einer Schlange. Nicht alles entsprach der Wahrheit, was Wasska behauptete: Der Junge besass die ausserordentliche Fähigkeit, aus seinem Zahnfleisch Blut zu saugen...

Lose Bubenstrieche

Einmal, als ich allein, d.h. ohne Nilka, aus der Schule nach Hause ging, wurde ich von einem Kameraden des zweiten Schuljahres wegen unbedeutenden Meinungsverschiedenheiten «Nemetz» genannt und geohrfeigt. Kwas hiess der Lümmel. Er war gross und stark, aber dumm und feige. In der Schule versagte er vollkommen, was er mit der Misshandlung seiner Mitschüler, die körperlich schwächer waren als er, zu kompensieren versuchte.

«Ich bin kein Nemetz, sondern Schweizer! Du hast kein Recht, mich zu schlagen!» schrie ich empört, sah mich aber ausserstande, Kwas mit gleicher Münze zu vergelten.

Da stellte sich Wasska entschlossen vor Kwas. Es war allgemein bekannt, dass er hart Zuschlägen konnte. Gefürchtet

war Wasska wegen den Kampfmitteln, die er wahllos in Anspruch nahm.

«Wünschen euer Gnaden», sprach der Zwerg mit rollenden Augen zum Riesen, «wieder einmal in den Hintern getreten zu werden?»

Kwas erstarrte. Das plötzliche Dazwischentreten dieses Draufgängers raubte ihm den Atem, und ein paar Sekunden lang schien er seinen Augen nicht zu trauen. Dann machte er blitzschnell kehrt und rannte querfeldein davon.

Wasska schaute ihm mit spöttischem Lächeln nach. «So sind die Muttersöhnchen!» frohlockte er. «Sie handeln wie die Hasen, die ihr Heil in der Flucht suchen.»

Wortlos setzten wir den Heimweg fort. Von diesem Tage an waren Wasska und ich in unverbrüchlicher Freundschaft verbunden.

An meinem Namenstag, dem 15. Juli, machte mir Wasska seine Aufwartung. Zur Feier des Tages trug er einen dunklen, zerschissenen Kittel, der vermutlich von den Schultern seines Erzeugers kam. Er hing an ihm nur so herunter. Die Ärmel waren handbreit zurückgekrempelt.

Ich wagte es nicht, den Gast in die Wohnung zu führen. Meine Mutter hatte gegen die Muschiks (Spitzname für Bauern) unausrottbare Vorurteile. Sie würde Wasska in ihrer Nähe nicht geduldet haben. Wir nahmen von Nilkas Kammer vorlieb.

Wasska bot mir Zigaretten an. Er rauchte leidenschaftlich gerne, sachkundig und inhalierend. Ich versuchte das gleiche zu tun, musste aber entsetzlich husten.

Wasska musterte mich mit Geringschätzung. «Jetzt fehlt uns nur noch was zu trinken», knurrte er und holte umständlich eine halbe Flasche Wodka aus der Tasche seines Kittels. Er setzte sie an die Lippen und trank mit langen, gierigen Zügen. Hierauf kam ich an die Reihe. Der stark konzentrierte Alkohol brannte mir wie Feuer in der Kehle. Ich unterdrückte heroisch den Hustenreiz. Dann, nach einem Anlauf, trank ich gleichfalls in langen, scheinbar geniesserischen Zügen, ohne Schwierigkeiten. Mir war auf einmal leicht und wohl zumute ...

Wasska betrachtete mich mit erwachender Achtung. «Wir werden Freunde sein», sagte er mit tieferster Stimme. «Immer! Ewig!»

«Freunde für immer!» schwor ich.

Als Nilka eine Stunde später in die Kammer kam, fand er uns lärmend betrunken. Er verabreichte Wasska ein paar saftige Ohrfeigen, so dass sich dieser um die eigene Achse drehte und davon rannte.

Ich wurde kreidebleich und schämte mich vor Nilka, der mich lange mit strafendem Blick betrachtete. Ich hatte Schluckauf.

«So steht es also!» begann mein Freund. «Früh, viel zu früh beginnst du das Spiel mit dem Wodka. Es haben schon ganz andere, gewichtigere Leute als du ihr Leben dabei verspielt. Und was wird die Mutter sagen, wenn sie von deinem Treiben mit Wasska hinter ihrem Rücken Kenntnis bekommt?»

Nilka legte mich auf seine Schlafstelle, wo ich sofort in tiefen Schlaf versank.

Von unserem Trinkgelage hatte die Mutter nichts erfahren. Es folgten jedoch andere, viel schlimmere Streiche.

Sewerski hatte ein seltenes Exemplar von einem winzigen Steinbock aus dem Kaukasus als Geschenk erhalten. Das drollige Tierchen hiess Petka. Es spielte jeden Tag mit dem schwarzen, grosshornigen Bullen. Das ungleiche Paar war in inniger Freundschaft verbunden. Steinböcklein und Bulle spielten deshalb gerne miteinander, weil sie dieselbe Angriffsart hatten, nämlich die, mit der Stirne und Hörnern gegenseitig loszugehen. Der eine wusste sofort, was der andere wollte, wenn er mit gesenktem Kopf auf ihn zukam.

Diese Freundschaft zwischen harmlosen Tieren war uns ein Dorn im Auge. Sie reizte uns irgendwie.

«Der Steinbock muss weg», sagte Wasska eines Tages, als er mich wieder besuchte.

«Das ist ein harter Brocken; er kann viel Geld kosten», hielt ich entgegen.

«Was nennst du viel Geld? Und wen soll es kosten? Doch wohl Sewerski, diese vornehme Exzellenz mit dem vielen Geld. Macht nichts, wenn er etwas davon verliert. Also weg mit dem Biest. Beweise mir, dass du mutig und unerschrocken bist!» beharrte Wasska, als wollte er mit seiner unbändigen Willenskraft meine Schwäche überwinden. «Oder bist du etwa auch so ein Muttersöhnchen?» flüsterte er mir ins Ohr.

Das genügte vollkommen. Der Steinbock verschwand über Nacht. Wir warfen ihn in den nahen Weiher, dort, wo es am tiefsten war. Vorher beschwerten wir das arme Opfer

mit Ziegelsteinen. Seltsamerweise liess es sich aus dem Stall widerstandslos abführen.

Anderntags in aller Morgenfrühe begann auf dem Gutshof ein grosses Suchen nach dem Bock. Der Gutsherr war höchst persönlich erschienen, um sein Lieblingstier zu füttern, fand es jedoch nirgends.

Ich tat so, als ob ich von nichts wüsste, schlenderte beiläufig zum Weiher hinaus, wo die Goldfische sinnlos herumschwammen. Wasska sah während den nächsten Tagen von einem Besuch bei mir ab. Er hatte seine guten Gründe dazu.

Nach zehn Tagen tauchte der Bock auf und trieb mit aufgedunsenem Bauch, wie ein Ballon, auf der Oberfläche des trüben Wassers.

Auch diese Untat blieb ungesühnt, vorderhand wenigstens. Es folgten ihr weitere, unbedeutendere. Wir nahmen Vogelnerster aus, schlitzten den kleinen Vögeln, die noch nicht flügge waren, den Bauch auf und warfen sie weg. Mittlerweile reiften die köstlichen Erdbeeren im Garten des Gutshofes. Wir verfehlten nicht, uns an ihnen gütlich zu tun. Nichts blieb vor uns sicher; wenn es sein musste, brachen wir in abgeschlossene Räume ein, indem wir die Schlösser aufwuchteten.

Bei dieser Beschäftigung, die uns grossen Spass machte, verging die warme Jahreszeit. Dem Sommer folgte der Herbst, dieser machte dem Winter Platz, und so fort, bis die Zeitspanne, in welcher die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, abgelaufen war.

Wir hatten Schulferien. Ich lag im duftenden Grase und schaute den Lerchen zu, wie sie trillernd und wirbelnd hoch in die Lüfte stiegen, um sich dann plötzlich, wie ein Stein, wieder auf die Erde fallen zu lassen. Der leere Horizont, das dunstige Ineinanderfliessen von Himmel und Steppe wirken beruhigend auf die Nerven der Menschen. Wer an der Küste steht und auf das weite Meer hinaus schaut, mag das gleiche Gefühl der Ruhe und Gelassenheit bekommen.

Neben mir lag Wasska, mein Schulfreund. Nachdem wir eine Zeitlang vor uns hingedöst hatten, beschlossen wir, wieder einmal unserem Wahn der Vernichtung zu fröhnen. «Schtutschku skrutit» (deutsch: Ein Ding drehen), sagten wir dem.

Mich schauderts heute noch, wenn ich zurückblickend an die hohe Gefahr denke, in der wir alle, die Bewohner des

Gutshofes, durch unsere teuflischen Einfälle schwebten. Zeitweilig grenzte unser Verhalten in strafrechtlicher Beziehung an Kriminalität. Soweit kann es mit Jugendlichen kommen, die einen Schuss wildes Blut in den Adern haben und ohne Kontrolle heranwachsen. Mein Vater war längst nicht mehr am Leben, und der kränkelnden Mutter fehlten einfach die Kräfte zur strengen Erziehung ihres völlig aus dem Geleise geworfenen Sohnes. Es ist unfassbar, welche Gedanken in den turbulenten Kopf eines solchen Lausejungen kommen können. Aus irgendeinem Grunde schien ich dauernd zu versuchen, mein junges Leben hinzuhauen, ohne es wirklich zu wollen. Ich verspürte absolut gar keine Hemmungen, das zu tun, was Wasska von mir verlangte. Aber ich will meinem Freund nicht alle Schuld in die Schuhe schieben. Er war nicht immer der Urheber loser Streiche. So hatte ich beispielsweise den Plan für die nächste Untat, die wir gemeinsam verübten, ganz allein entworfen.

Meine Mutter hatte eine sehr schöne Katze aufgezogen. Ihr Fell war schwarz wie die Nacht, die Augen leuchteten golden. Wenn man das gepflegte Tier mit der Hand streichelte, schnurrte es behaglich.

Eines Tages zertraten wir die Katze in einem Sack und warfen sie, zusammen mit vielen Steinen, in den tiefen Sodbrunnen, der sich im kühlen Birkenwäldchen neben der Molkerei befand. Als wir in das gurgelnde Wasser schauten, pfiiff jemand kurz und scharf in unserem Rücken. Wir rannten davon. Ich warf einen flüchtigen Blick über die Schulter. Auf der Türschwelle der Molkerei stand in seiner vollen Grösse, mit einer weissen Schürze angetan, Fritz Haueter. Er hob drohend den Zeigefinger seiner Rechten. Ob er wohl unser Tun beobachtet hatte? In diesem Falle würde die Mutter vom Anschlag auf ihre Lieblingskatze bestimmt Kunde erhalten. Wir rannten keuchend weiter, kletterten über einen hohen Zaun, bogen in einen Feldweg ein, kletterten über einen zweiten Zaun, hielten an und verschnauften eine Weile. Erst im Schatten einer riesigen Eiche blieben wir endgültig stehen. Hier kauerten wir uns zusammen und lauschten. Es war still.

An diesem Tag hatte ich das bestimmte Gefühl, im Elternhaus unfreundlich empfangen zu werden. Doch nichts geschah. Also klappte die Sache; Haueter konnte nichts Wesentliches gesehen haben. Ich rieb mir vor Freude die Hände. Doch das dicke Ende der Sache kam noch.

Der Sodbrunnen, in dem die Katze lag, lieferte das Wasser für unseren Haushalt. Es war reines Trinkwasser. Nach geraumer Zeit stellte die Mutter fest, dass ihre Katze fehlte. Sie stellte aber noch etwas anderes fest: Der Morgentee wies einen üblen Geruch und Geschmack auf. Welches war der Grund dazu? Haueter, der am Frühstückstisch neben mir sass, beobachtete mich unverwandt. Oder schien es mir bloss so? Schöpfte er Verdacht? Ich senkte errötend den Blick zu Boden.

Der Sodbrunnen wurde ausgepumpt, der Kadaver daraus entfernt. Wir entgingen knapp dem Vergiftungstode.

Tags darauf liess mich die Mutter in das Herrenzimmer rufen. Als ich dort eintrat, zuckte ich zusammen. Haueter sass meiner Mutter gegenüber in einem Ledersessel und hatte ihr anscheinend etwas berichtet. Es kann auch etwas Geschäftliches sein, hoffte ich. Bei meinem Erscheinen verstummten sie abrupt. Ich blieb wie angewurzelt stehen. Mein Herz schlug schneller.

Die Mutter sass in einem hohen Lehnstuhl. Der Sommerhitze zum Trotz trug sie warme Wollkleider. Seit dem Tode des Vaters kleidete sie sich immer in Schwarz.

Jetzt richtete sie ihren Blick fest und ernst auf den missratenen Sohn: «Hast du vielleicht eine Ahnung, warum ich dich rufen liess?»

«Nein», antwortete ich.

«Hast du die Katze in den Brunnen geworfen?» forschte sie weiter.

«Nein», log ich.

«Ich mahne dich zur Wahrheit, Wolodja!» fügte die Mutter kurz und scharf hinzu.

In diesem Augenblick wandte Haueter seinen Kopf nach mir, verhielt sich im Übrigen jedoch eiskalt.

Dann folgte Schweigen. Minutenlang. Ich überlegte fieberhaft meine Antwort, die längst fällig war; wollte ausknäufeln, sah jedoch angesichts der Anwesenheit eines gewichtigen Zeugen in vorliegender Angelegenheit keine Möglichkeit dazu. Meine Wangen brannten schmerzhaft.

«Nun, wird's bald!» drängte die Mutter.

«Ja, ich habe es getan», antwortete ich schicksalsergeben.

Die Mutter wechselte einen vielsagenden Blick mit Haueter, der mit dem Kopfe nickte. «Also doch», seufzte sie. «Daraus kann gefolgert werden, dass du auch Petka, den Steinbock, umgebracht hast!»

«Ja», hauchte ich.

«Dann ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen», setzte die Mutter ihre Anklagen fort, «dass du auch die Erdbeeren im herrschaftlichen Garten gestohlen hast!»

«Ja», hauchte ich erneut.

«Aber das ist ja entsetzlich! Kind, was treibt dich eigentlich zu diesem Tun? Was würde dein Vater sagen, wenn er noch am Leben wäre?» schluchzte die Mutter.

Ich bereute zutiefst den grenzenlosen Leichtsinn, der meine kranke Mutter leiden liess. Ich nahm mir vor, mich zu bessern.

«Ich bitte dich um Beantwortung der letzten Frage», sprach die Mutter leise. «Wer war dein Komplize? Ich kann nicht an die Möglichkeit glauben, du habest das alles allein getan. Wer half dir dabei? antworte!»

Ich überlegte blitzschnell. Wasskas Worte kamen mir in Erinnerung: «Wir werden Freunde sein. Immer! Ewig!» sowie mein Schwur: «Freunde für immer!»

Es ging nicht an, meinen Freund zu verraten, auch der Mutter zuliebe nicht. Mit der Preisgabe des Namens meines Mitschuldigen konnte ich ihr ohnehin nicht mehr nützlich sein, dagegen eine Freundschaft für immer zerstören. Ich schwieg daher.

«Antworte!» hörte ich die Mutter abermals bitten.

Ich schwieg beharrlich weiter, den Blick stur zu Boden gesenkt.

Da erhob sich die Mutter und verliess wortlos den Raum. Ich hörte ihre Kleider rauschen. Auch Haueter ging hinaus. Mit einem energischen Ruck schloss er die Türe hinter sich zu, als ob er damit seine Abneigung gegen mich zum Ausdruck bringen wollte.

Auf die Bitte meiner Mutter traf zwei Wochen später Onkel Nikolai aus Klimowo bei uns ein. Er hatte mittlerweile die Molkerei des verstorbenen Vaters bzw. meines Grossvaters übernommen. Onkel Nikolai sollte nun entscheiden, was mit mir in Zukunft zu geschehen hatte.

Ich sehe den gestrengen Oheim noch jetzt in Gedanken vor mir, wie er am Schreibtisch sass, mit den Fingern auf dessen Platte trommelnd.

«Wolodja!» begann er seine Anklage. «Du hast scheint's, wie Janus, zwei Gesichter. Einerseits bist du der brave Schüler, der fleissig lernt und vorteilhafte Noten nach Hause

bringt, zum andern aber sollst du Geschichten machen, die unserer Familie und der Schweiz nicht zur Ehre gereichen.»

Der Onkel stand auf, ging langsam um den Schreibtisch herum und blieb kerzengerade, beide Hände in die Hosentaschen vergraben, vor mir stehen.

«Schau mich mal an!» sagte er gütig lächelnd. Er sprach ohne Geziertheit, mit der Würde, die ein Teil seines Wesens war. «Wir Schweizer sind Gäste des grossen Russlands. Wir dürfen nie vergessen, dass die kritischen Blicke unserer Gastgeber ständig auf uns ruhen. Sehr oft wird nach dem Verhalten des einzelnen Bürgers das ganze Land, dem er angehört, beurteilt. Das ist wohl abwegig, entspricht aber der Wirklichkeit, an der wir nichts ändern können. So schenkt beispielsweise auch Sewerski dir seine Aufmerksamkeit. Vielleicht schon morgen wird er es in vermehrtem Masse tun, sogar mehr, als es dir lieb sein kann. Darum musst du von hier fort, je schneller, desto besser. Am besten zu Verwandten in der Schweiz, die dich kurz an der Kandare halten werden. Die Erziehung nach dem spartanischen Muster, wie sie in der Schweiz allgemein üblich ist, wird Wunder wirken. Heute bist du noch zu jung, um die Wichtigkeit meines Entschlusses voll zu erfassen, aber später einmal wirst du mir dafür dankbar sein.»

Onkel Nikolai umarmte mich, gab mir auf beide Wangen einen Kuss und kehrte dann einige Tage nach erfüllter Mission nach Klimowo zurück.

Abreise nach der Schweiz

Die Mutter schrieb einen langen Brief. Er war an einen nahen Verwandten im Simmental, Berner Oberland, gerichtet. Sie erkundigte sich, ob er bereit sei, ihren Sohn für einige Jahre gegen gute Bezahlung in Pension zu nehmen und ihn zu erziehen. Die Antwort liess nicht lange auf sich warten. Sie lautete in zustimmendem Sinne.

Kurze Zeit später war alles soweit besprochen und geordnet, dass wir abreisen konnten. Die Mutter wollte mich persönlich nach der Schweiz begleiten. Es ging ihr wieder besser, weshalb sie die Reise wagen konnte. Bei diesem Anlasse sollte ein Lungenspezialist in Bern konsultiert werden. Während ihrer Abwesenheit wurde die Leitung der Molkerei Fritz Haueter anvertraut.

Am Vorabend unserer Abreise, spät in der Nacht, als die

Finsternis dichter wurde, lag ich mit offenen Augen im Bett. Ich konnte nicht einschlafen.

Ein Uhu sandte seinen düsteren Ruf in die Nacht. Ich lauschte. Es konnte unter Umständen kein Uhu sein, sondern Wasska, mit dem ich diesen klagenden Vogelruf verabredet hatte, gewissermassen als Lockruf zum Stelldichein. Das «Uhuhuhu» wiederholte sich, jetzt ganz in der Nähe. Ich kleidete mich flüchtig an, stieg geräuschlos durch das Fenster in den Garten und lief behend durch die vielen Beete geradewegs zur alten Linde, wo unser Treffen jeweils vereinbart worden war. Ich hatte mich nicht geirrt. Dort stand, dicht an den Baumstamm gelehnt, mein «alter» Freund Wasska. Nur ganz dürrig gekleidet, barfuss, im Mundwinkel eine brennende Zigarette. Wir fielen uns in die Arme.

Wasska war gekommen, um mir eine selbstverfertigte Streichholzschachtel als Präsent zu überreichen. Dieses teure Andenken befindet sich auch heute noch, nach mehr als einem halben Jahrhundert, in meinem Besitz.

Es wurde eine stumme, herzerreissende Abschiedsszene. Am liebsten hätte ich geheult, doch ging das nicht, Wasska hatte kein Verständnis für Sentimentalitäten. Und so presste ich die Lippen zusammen und kämpfte tapfer gegen die Tränen. Was weiss man, vielleicht erging es meinem Freunde im Grunde genommen ganz gleich. Nach einer letzten Umarmung trennten wir uns. Ich rannte zurück und schlüpfte mit klopfendem Herzen unter die Bettdecke.

Nilka brachte uns mit einer Troika (Dreigespann) zur nächsten Bahnstation. Das war Kaluga.

Dann kam der Zug angedonnert. Er blieb stehen, Türen flogen auf.

«Alles einsteigen, Türen schliessen!» rief der Schaffner, pfiiff und sprang elegant auf die Plattform eines Wagens. Der Zug rollte an, zuerst langsam, dann immer schneller und schneller. Nilka stand hochaufgerichtet auf dem Bahnsteig und winkte mit der Hand. Er wurde kleiner und kleiner, zuletzt verschwand er aus unserem Blickfeld.

Wir reisten in einem bequemen Schlafwagen, konnten uns hinlegen, ausruhen. Unsere Route ging über Wjasma, Smolensk, Minsk, Eydtkuhnen, Berlin, Basel, Bern. In Eydtkuhnen gab es Pass- und Zollkontrolle. Vor dem ersten Weltkrieg war Russland eines der ganz wenigen Länder, die den Passzwang kannten. Die ganze Fahrt mit einem Ruhetag in Berlin dauerte vier Tage.

Aus dem Saulus wurde ein Paulus

Ich schreibe dieses Buch, um die verehrten Leser und Leserinnen nicht mit den schweizerischen Verhältnissen, sondern mit denen Russlands bekanntzumachen. Aus diesem Grunde und auch raumeshalber werde ich mich über meinen Aufenthalt im Berner Oberland kurz fassen.

Ich kann mich noch sehr gut daran erinnern, welch' grossen Eindruck die erste Berührung mit meinem Vaterland auf mich machte. Besondere Freude fand ich an der Schönheit und Wildheit der Berge. Die Alpenwelt blieb auch dann, als ich wieder nach Russland zurückkehrte, stets in meiner besten Erinnerung haften. Als ich in einer fast taghellen Mondnacht mit meinem Onkel den Niesen erstieg und beim Sonnenaufgang auf dessen Gipfel stand, kannte mein Staunen gar keine Grenzen. Auf dem Rückweg, als es steil bergab ging, wäre ich beinahe verunglückt. In der Steppe geboren und aufgewachsen, ging mir die Geschicklichkeit der Bergbewohner, im richtigen Augenblick zu «bremsen», ab. Ich latschte fröhlich drauflos, unbekümmert um das Gesetz des Schwergewichtes, das mich immer mehr zur Eile antrieb. Zuletzt rannte ich wie besessen talwärts und fand dann im Geröll oder an einem Felsbrocken sicheren Halt. Steine polterten in die Tiefe.

Bei meinen Verwandten, die ein Heimwesen bewirtschafteten und in guten Verhältnissen lebten, machte ich eine harte körperliche Schulung durch. Ich arbeitete – besonders während den Sommermonaten – jeweils vom Morgengrauen bis zum späten Abend. Das bereute ich nicht. Ich hatte Muskeln wie Stahl, gepaart mit einer unverwüstlichen Gesundheit.

Die Wandlung zum wohlgezogenen Knaben vollzog sich indessen nur langsam. Meine Erzieher mussten viel Mühe und Geduld aufwenden. Sie beschwerten sich mehrmals bei meiner Mutter, die mich in Briefen mit zärtlichen Worten beschwörte, doch endlich einmal Vernunft anzunehmen.

Ein Jahr nach ihrer Rückkehr aus der Schweiz starb die Mutter ganz unerwartet. Im letzten Schreiben, das ich von ihr erhielt, glaubte ich eine Sehnsucht nach mir herauslesen zu können. Als die Kunde von ihrem Ableben eintraf, weinte ich heisse Tränen im stillen Kämmerlein, vergass jedoch schon nach kurzer Zeit den grossen, unersetzlichen Verlust, der mich betroffen hatte. Erst viel später erfasste ich voll und

ganz, was das bedeutet, die Mutter zu verlieren. Das Gewissen erwachte. Es kam mir schmerzlich zum Bewusstsein, wie schwer ich das Leben jenes Menschen, der mir am nächsten stand, gestaltet hatte. Als ich das alles einsah, war die Mutter eben nicht mehr. Die Reue kam – wie so oft im Menschenleben – viel zu spät.

Auch in der Schule haperte es eine Zeitlang. Es kam dann zum gewaltsamen Umbruch. Im alten Russland konnten die Kinder, wie ich dies eingangs anführte, nach eigenem Befinden entweder lernen oder faulenzten. Dort trat ich im Gegensatz zu den vielen Müssiggängern als lernbegieriger Schüler vorteilhaft hervor, was mir schmeichelte. In der Schweiz war es grundlegend anders. Hier musste ich nach einem festumrissenen Programm lernen. Das passte mir nun schon gar nicht. Ich vertrug keinen Zwang. An den Schlandrian gewohnt, konnte ich eine Agglomeration von musterhaften Schülern einfach nicht ausstehen. Es mag sein, dass auch die Unkenntnis der Landessprache und die fremde Umgebung auf meine Geistesverfassung nachteilig wirkten.

Ich ging in Diemtigen zur Schule. Dort wurde ich auch konfirmiert, in jenem kleinen, uralten Kirchlein, das mitten im Bergdorf steht, und wo schon meine Urahnen diese Weihe erhielten.

Am Eingang des Diemtigtals, auf einer alten Talterrasse unterhalb der Alp Tschuggen, auf zwei Seiten von hügeligen Abhängen gleichsam umrahmt, liegt das Bergdörfchen Diemtigen. Wer an einem lichten Sommertag von der gegenüberstehenden Niesenkette herüberschaut, dem bietet sich ein gar liebliches und friedliches Bild. Die einfache, alte Kirche, deren weisse Mauern im Sonnenlichte weithin erstrahlen, und die bejahrten Bauernhäuser, die sich harmonisch in die Landschaft einfügen, lassen die Gedanken des Betrachters in die ruhigeren Zeiten der Vergangenheit zurückschweifen; denn auf den ersten Blick erkennt er, dass das Diemtigdörfchen eine alte Siedlung ist.

Über 400 Jahre sind es seit der Trennung der Kirche Diemtigen von ihrer Mutterkirche in Erlenbach. Im Jahre 1527 wurde vom Rat in Bern eine eigene Pfarrei bewilligt. In diesem Jahre nahmen die Diemtiger die Reformation an. Der Leutpriester von Erlenbach, Peter Kunz, der spätere Pfarrer am Berner Münster, ein überzeugter und eifriger Förderer der neuen Lehre, hatte ihr in seiner Filiale in Diemtigen Eingang verschafft.

Die beiden Kirchenglocken stammen aus dem 17. Jahrhundert. Die eine von ihnen, reich verziert mit mehreren Friesen, trägt die Jahreszahl 1629. Ein besonderes Fries trägt die Hauptinschrift:

«Gotts Wort zu vweren Herzen dringt;
Nach dem solt ihr ringen.
Min Ton in vweren Oren klingt,
Kein Frucht thut er bringen.»

Die andere Glocke trägt den Vers:

«Die – Gmein – rof – ich – an –
Zu – Christo – dem – Herrn – solt – ihr – gan –
1637 – MK – GM – VS –.»

Die Bedeutung dieser Buchstaben konnte nie geklärt werden. Eigenartig sind die beiden Henkel der Glocken in der Form eines Menschengesichts mit Kappe und Bart.

Und nun zurück zur Schule von Diemtigen. Deren untersten Klassen stand um die Jahrhundertwende Fri. Mina Streit, die im Juli 1954 im hohen Alter in Schwarzenburg das Zeitliche segnete, vor. Sie gab sich redlich Mühe, aus mir so viel herauszuholen, was von einem geistig gut entwickelten Kind normalerweise erwartet werden kann. Auf die an mich gerichteten Fragen reagierte ich aber entweder überhaupt nicht, oder gab einsilbige, mürrische Antworten. Aus reiner Bosheit täuschte ich Interesselosigkeit vor. Die Fragen wiederholten sich, denen das Achselzucken folgte.

«Schäme dich, Waldemar, so ein fauler und böser Schüler!» sagte Frl. Streit und versuchte, ihrem jungen, frohen Gesicht einen ernsten Zug zu verleihen.

Und dann geschah es. Als ich die Geduld meiner Lehrerin wieder einmal auf harte Probe stellte und obendrein zynisch grinste, wurde es ihr zu dumm. Sie schlug zu, mit dem Lineal in der Hand. Ich schlug blitzschnell zurück, so gut ich mit leeren Händen konnte, trat sogar mit den Füßen nach ihr.

Frl. Streit war entsetzt. Sie verlor die Sprache. So etwas dürfte ihr wohl kaum je vorgekommen sein. Doch im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder in der Gewalt.

«Jetzt habe ich aber genug von dir. Schau zu, dass du hinauskommst, bevor ich auf drei zähle!»

Ich rührte mich nicht, mass mein Gegenüber mit herausforderndem Blick.

Da holte das junge Mädchen aus, schlug mir mit der flachen Hand ins Gesicht, dass ich nur so herumwirbelte.

Das wirkte. Ich schritt schnell dem Ausgang zu.

Allmählich wurde ich ruhiger und besonnener. Ich überzeugte mich davon, dass es sinnlos war, als kleiner Knabe sich gegen die ganze Welt aufzulehnen und dabei das bisschen Verstand, den mir Gott schenkte, zu verlieren. Die Einsicht siegte über die Unvernunft. Und letztendlich hatte das vorbildliche Betragen der Mitschüler doch einen günstigen Einfluss auf mich. Es waren Kinder von meist armen, aber in sittlicher und religiöser Hinsicht auf hoher Stufe stehenden Bergbauern. Nach und nach lernte ich auch so viel Deutsch verstehen, um zu wissen, was man von mir wollte. Mit einem Wort: Ich ging von nun an den Weg wie ein junges Pferd, das auf weiter, freier Steppe eingefangen wurde und eine meisterhafte Dressur absolviert hatte.

Kurz vor meinem Übertritt von der Unter- in die Oberschule lobte mich eines Tages die Lehrerin vor der ganzen Klasse. Sie las laut einen Aufsatz von mir vor und bezeichnete ihn inbezug auf Inhalt und Stil als erstklassig. Mein Erfolg kam sehr wahrscheinlich von daher, weil ich in der Freizeit sehr viel las. Ich verschlang die ganze Schulbibliothek, vorweg die fesselnden Geschichten über die Sioux-Indianer.

Diese Anerkennung freute mich ungemein. Nach dem Unterricht begab ich mich schnurstracks zur Lehrerin. Ich pflanzte mich mit strahlendem Gesicht vor ihr auf und dankte beglückt. Das Eis war endgültig gebrochen. Wir drückten uns fest die Hand.

Als ich im Herbst 1907 auf dem Hauptbahnhof in Bern den Zug nach Zürich bestieg, um über Wien nach Russland zurückzukehren, bemerkte ich Fräulein Streit auf dem Bahnsteig. Ich rief ihren Namen, worauf sie den Kopf nach mir wandte. Ihre Augen leuchteten.

Die Lehrerin trat unter das Fenster meines Abteils. «Ich wünsche dir gute Reise!» sagte sie lächelnd, «und für die Zukunft Glück und Wohlergehen!»

Ich dankte bewegt. Der Zug setzte sich in Bewegung. «Und denke daran», lauteten ihre letzten Worte, «schau immer vorwärts, nie rückwärts!»

Ein letztes Winken von hüben und drüben mit dem Taschentuch. Der Zug raste über mehrere Weichen, die Achsen schlugen ratternd

Wieder auf russischem Boden

Im Sommer 1907 weilte im Hotel «Hirschen» in Diemtigen ein Feriengast aus Wien. Es war ein grosser Mann mit einem aristokratisch durchgeformten und entsprechend gepflegten Kopf.

Eines Abends sass der fremde Gast auf der Bank vor dem Hotel und rauchte eine schwarze Brasilzigarre. Wir kamen ins Gespräch. Als ich ihm von meiner bevorstehenden Rückkehr nach Russland erzählte, gab er mir den Rat, über Wien zu reisen.

«Ich habe viele Länder gesehen», begann der weitgereiste Mann und blies Rauchkringel in die Luft, «aber ich muss offen bekennen, dass die Schweiz eines der schönsten Feriendländer ist. Dieser Vorzug lässt sich mit der einzigartigen stimmungsvollen Atmosphäre erklären, welche die Schönheiten des Landes verbindet. Der Reichtum an wundervollen Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten, an klimatischen Vorzügen und unübertrefflichen Heilquellen, modernem Komfort und historischen Erinnerungen haben der Schweiz in aller Welt den Ruf eines idealen Ferienlandes eingetragen, wie es mit ähnlich vielseitigen Vorzügen kaum anderswo zu finden ist. Aber», so fuhr der Wiener fort, «meine Heimat stellt in dieser Beziehung beinahe ein Seitenstück dar. Ich lege den Akzent auf das Wort «beinahe». Reisen Sie doch über Österreich! Sie werden es nie bereuen. Die Vorfreude einer Reise wird als eine der schönsten Freuden gerühmt. Ihre Verwirklichung werden Sie in Österreich über alle Erwartungen erfüllt finden.»

Ich befolgte den Rat des leutseligen Wieners. Die Reise über Wien-Warschau war für mich ein unvergessliches Erlebnis. Jene weltbekannte österreichische Mischung von Lebensfreude und Besinnlichkeit verleiht allen sichtbaren Vorzügen unseres Nachbarlandes den Glanz einer Reisetimmung, die jeden Menschen in ihren beglückenden Bann zu ziehen vermag. Die Aufgeschlossenheit und das gastfreundliche Wesen der österreichischen Bevölkerung blieben besonders lebhaft in meiner Erinnerung haften.

Der Zug eilte von Zürich aus über Buchs dem Osten zu. Ich fühlte mich von den landschaftlichen Schönheiten bezaubert. Grüne Täler, aus denen schmucke Dörfer und romantische Burgen grüssen. Perlen gleich schmücken die zahlreichen Seen Österreichs Land.

Dann kam die Kapitale der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn, wo ich einen fünftägigen Aufenthalt einschaltete.

Wien hat sich in vielen Jahrhunderten am Fusse des Wienerwaldes zur eleganten Millionenstadt entfaltet, dort, wo die Donau das Bergland verlässt und der Ebene zufliesst. Diese Jahrhunderte prägten das Antlitz der Stadt, die sich in ihren Bauwerken und Kunstschätzen widerspiegelt. Einige der markantesten Beispiele sind das historische Barockschloss Schönbrunn, das grossartige Belvédère des Prinzen Eugen, die kaiserliche Hofburg und der herrliche gotische Stephansdom, um der Kürze halber nur diese zu nennen. Ihnen folgen u.a. auch die monumentalen Ringstrassenbauten.

Der wetterbeständige, immer noch warme September ermöglichte mir kurze Schiff- und Bahnfahrten in die nahe, verträumte Umgebung Wiens mit dem schattigen Wienerwald und der Bergwelt.

An der russischen Grenze fand die österreichische Gemütlichkeit ein jähes Ende. Dort piff ein anderer Wind, von Nord-Ost.

Die Bremsen kreischten, der Zug rollte langsam aus, hielt an.

«Pass- und Zollkontrolle, alles aussteigen!» rief der Schaffner mit lauter Stimme. Ich rieb mir die Augen, warf einen flüchtigen Blick auf die Uhr: Halb drei Uhr morgens. Mit dem Koffer in der Hand trat ich ins Freie, sah mich um. Vor meinen Augen erhob sich dräuend ein grosser, roter Ziegelsteinbau, dessen Eingangstüre weit offenstand. Ein Menschenstrom ergoss sich in den Zollraum, wo das Reisegepäck einer scharfen Durchsicht unterworfen wurde. Ich stellte mich ganz hinten an, wartete geduldig zu.

Endlich erschienen die Zollbeamten, begleitet von einem baumlangen, schnauzbärtigen Polizeioffizier, der einen Krummsäbel trug.

Bevor die Männer ihre Amtshandlung vornahmen, musterten sie die Menschenmenge lange und durchdringend, so, als ob sie ein bestimmtes Gesicht herausfinden wollten. Mir wurde beklommen zumute, obschon ich kein schlechtes Gewissen hatte.

Schliesslich war ich an der Reihe. Ich breitete meine Habseligkeiten aus, etwa wie ein Soldat seine Ausrüstungsgegenstände vor einem inspizierenden Offizier ausbreitet. Der

Zöllner fand darunter weder verdächtige, noch verzollpflichtige Dinge. Ich konnte also wieder einpacken.

«Ihren Pass, bitte!» schnarrte hierauf der Mann mit dem Krummsäbel. Ich übergab ihm meinen Reisepass, in dem er eifrig zu blättern begann. Währenddessen betrachtete ich aufmerksam mein Gegenüber. Der hohe, rauhe Uniformkragen hatte an seinem Halse gescheuert und einen roten Streifen hinterlassen.

Der Offizier blickte auf: «Wo werden Sie Aufenthalt nehmen?»

«Das ist noch ungewiss. Entweder in Murenzewo bei Kaluga, oder in Klimowo, Gouvernement Smolensk», lautete meine Antwort. «Mit Halbheiten kann ich nichts anfangen. Ich wünsche deshalb eine präzise Auskunft. Wo werden Sie zunächst einmal Wohnsitz nehmen? Antworten Sie!» forschte der Offizier mit eiserner Strenge. Er sah mich kühl an, mit einem Funken des Argwohns.

«Das weiss ich im Augenblick noch nicht genau», gab ich trotzig zurück.

«Dann werden Sie hier solange bleiben müssen, bis Sie eine befriedigende Antwort geben können!» beharrte der Offizier.

Daraufhin erzählte ich ihm meinen ganzen Lebenslauf, mit dem Hinweis darauf, dass ich die Verhältnisse in Murenzewo vorerst prüfen müsse, um zu wissen, ob ich dort bleiben könne oder nicht.

Der Offizier hörte mich stumm an, drückte umständlich den Einreisestempel in den Pass und händigte ihn mir aus. «Sie sind entlassen», brummte er dann.

Ich verliess eilig das Bahnhofgebäude, zog mich mit einem Satz an der Griffstange zur offenen Abteiltür empor und stand lachend im D-Zug-Gang.

«Sie können mir ja den Buckel hinunterrutschen, diese selbstherrlichen Polizeibonzen!» brummte ich meinerseits.

Ich warf den Koffer ins Netz und belegte einen Fensterplatz. Eine grosse Sehnsucht nach der Erde Russlands sowie nach meinen Verwandten, Freunden und Bekannten packte mich plötzlich. Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf. Welches Schicksal erwartete mich wohl in diesem grossen und geheimnisvollen Lande? Durch meine jahrelange Abwesenheit wird mir hier vieles fremd geworden sein. Allein dieser unfreundliche Empfang im Zollraum war für mich ungewohnt, denn ich kam aus einem Lande, wo die Achtung

vor der Menschenwürde als höchstes Gebot gilt. Kurzum: Unheimlich kam mir Russland vor, ungeachtet der Tatsache, dass mir dessen Sprache und Mentalität vertraut waren.

Damals, im Herbst 1907, als ich die russische Grenze überschritt, dachte ich nicht daran, dass mein Geburtsland kurz vorher den Krieg gegen Japan verloren und eine Revolution in seinem Innern hatte. Die Folgen davon bekam ich andeutungsweise zu spüren. Später kam mir alles mehr zum Bewusstsein. Russland versuchte mit allen Kräften, das «Trojanische Pferd» von seinen Grenzen fernzuhalten...

Der Zug brauste durch das weite, tellerflache Land. Im Osten wurde der schmale Nebelstreifen zusehends rot. Die Sonne kündete ihr Kommen an. Und jetzt sah ich sie wieder, diese dichtgruppierten, mit bemoostem Stroh bedeckten Hütten und Häuser der russischen Kleinbauern, die sogenannten Isbas. Auf den Feldern weideten Viehherden. Das Leben im russischen Dorf regt sich in allen Winkeln. Lange bevor die Hähne krähen, erschallt der Peitschenknall der Hirten und weckt die friedlich schlafenden Bürger.

Linksseits des Schienenstranges lag endloses Sumpfgebiet. Wie grosse Wogen auf einem See hob und senkte sich das Schilf im Winde. Zuweilen blitzte ein Streifen Flusslauf durch das Ufergebüsch.

Gegenüber von mir sass, im tiefen Polster zurückgelehnt, ein greiser Rabbi, ein vom Tode gezeichneter Mann mit schwan-kenden Knien und schlaffen Falten am Halse.

Wir stellten uns gegenseitig vor, kamen ins Gespräch. Wie der alte Mann mir erzählte, litt er seit Jahren an Angina pectoris, der ungemein schmerzhaften Herzkrankheit, welche auch seinen Vater schon dahingerafft haben soll.

Als der Greis vernahm, dass ich aus der Schweiz kam, strahlte er über das ganze Gesicht. Wie es sich herausstellte, kannte er meine Heimat sehr gut, war sogar dort öfters als Feriengast gewesen. An den grösseren Haltestellen brachte ich ihm Früchte und etwas zu trinken, wofür mir der dankbare Rabbi herzlich die Hand drückte.

Zuerst war der Greis sehr aufgeräumt und unterhaltend, aber später versank er in tiefes Schweigen und hing seinen eigenen Gedanken nach. Schliesslich schlief er ein, mit offenem Mund, die Hände auf der Brust gefaltet.

Warszawa (Warschau)! Ich unterbrach auch hier für einige Tage meine Reise nach dem Osten, um die Metropole Russisch-Polens zu besichtigen. Das unglückliche Polenland stand

damals schon unter Fremdherrschaft. Es betrachtete alles mit kaltem Hass, was von Deutschland oder Russland kam.

In der Bahnhofhalle erkundigte ich mich bei einem Polizisten in russischer Sprache nach dem Weg zum Schlossplatz. Der Pole kehrte mir hierauf ostentativ den Rücken zu. Ich wiederholte meine Frage in deutscher Sprache. Der Mann blieb standhaft, er würdigte mich keines Blickes. Erst dann, als ich die paar Brocken Französisch hervorholte, die mir Pfarrer Egger in Diemtigen beigebracht hatte, salutierte der Polizist höflich und gab mir in fließendem Russisch bereitwillig die gewünschte Auskunft.

Von Warschau aus sandte ich Onkel Nikolai eine Depesche folgenden Inhalts:

«... Post Klimowo
Stadt Duschowschina
Gouvernement Smolensk stop
Ankomme zwanzigsten September
fünf Uhr abends Station Sweschowo stop
Euer Neffe Wolodja.»

Onkel Nikolai war leidenschaftlicher Verehrer von edlen, rassigen Pferden. Als ich an jenem Septemberabend in Sweschowo dem Zug entstieg, der Richtung Moskau weiterrollte, wartete neben dem Bahnhofgebäude eine Troika auf mich. Zwischen den beiden Deichseln war ein feuriger Rappe eingespannt, links und rechts flankiert von je einem Braunschimmel. Auf dem Kutscherbock sass keck ein junger Bursche. Die pechschwarze, knapp sitzende Poddewka liess seine Wespentaille voll zur Geltung kommen. Auf der gleichfarbigen schirmlosen Mütze wiegten sich bunte Pfauenfedern elastisch im Herbstwind.

Das schöne Bild des typisch russischen Dreigespanns liess mein Herz rascher schlagen. Als ich mich ihm näherte, stampften die Pferde ungeduldig mit den Hufen. Kaum hatte ich im Fond des Wagens Platz genommen und der Kutscher die Zügel etwas gelockert, schoss das Gefährt vorwärts, eine dichte Staubwolke hinterlassend.

Fahren mit Pferd und Wagen war für mich eine Form der Schöpfung. Fahren auf weiter Steppe machte mich frei und fröhlich. Ich war der Schule entlassen und glaubte, eine Persönlichkeit zu sein. Schon die Tatsache allein, dass der Oheim seine besten Pferde nach mir sandte, bestärkte mich in diesem Bewusstsein. Und es ist gut so, die Jugend soll

Illusionen haben. Mögen sie ihr wenigstens für kurze Zeit Freude bringen. Gewiss, der Zeitpunkt liegt meistens nie weit, wo die schillernden Seifenblasen sich in ein Nichts auflösen. Aber was tut's? Die schönen Erinnerungen an die Illusionen bleiben unvergesslich ...

Onkel Nikolai empfing mich mit einer sein Alter strafenden Frische und war sichtlich froh über den Besuch. Aber es war nur sein hellwacher Geist, der diesen Anschein machte, der Körper krankte schon seit geraumer Zeit. Beim Abendbrot sassen wir uns gegenüber und stellten Betrachtungen an, über die Vergangenheit und die Zukunft. Die Grosseltern hatten längst das Zeitliche gesegnet. Die Molkerei in Klimowo ging in den Besitz von Onkel Nikolai über. Er blieb lange ledig, hielt eine Haushälterin, bis er des Alleinseins müde wurde und ein junges Mädchen aus begüterter Familie schweizerischer Herkunft zu den Penaten führte. Altersmässig hätte der Onkel seiner Frau beinahe Vater sein können. Der Ehe entsprossen zwei Kinder. Eines davon lag noch in der Wiege.

Der Onkel war leidend. Die in kurzen Zeitabschnitten wiederkehrenden kolikartigen Schmerzen über der rechten Leistengegend stammten ohne jeglichen Zweifel von einer chronischen Appendizitis. Der Onkel sprach sorgenvoll von der Zukunft seiner Familie, die er glaubte in Gefahr zu wissen. Aus einem leichten Zucken seines Mundes glaubte ich zu erkennen, um was es eigentlich ging. Damals, vor bald fünfzig Jahren, war die Chirurgie mit ihrer Kunst noch lange nicht so weit, wie das heute der Fall ist. Eine Blinddarmoperation barg höchste Todesgefahr in sich, geschweige denn eine Blinddarmentzündung in tiefer russischer Provinz, wenn kein Arzt zur Stelle war.

Angesichts dieser trüben Aussichten fehlte dem Onkel die Entschlusskraft zum Handeln. Er überliess die Entscheidung dem Schicksal und starb fünf Jahre später.

Als die Gattin meines Onkels, d.h. meine Tante Mathilde, ihre Kinder zu Bett gebracht hatte, nahm sie mit einer Häkelarbeit am Familientisch Platz und liess sich Neuigkeiten aus dem Frutigtal erzählen, wo sie väterlicher- und mütterlicherseits beheimatet war.

«Vor allem lässt Euch Jürg Reichen herzlich grüssen und Wohlergehen wünschen!» sagte ich zur Tante. Diese frohe Kunde liess ihre Augen aufleuchten. Jürg Reichen, der lustige Medizinstudent und nachmalige Chefarzt des Bezirksspitals

Frutigen sowie der 3. Division, war ihr Vetter. Dieser grosse Menschenfreund fiel am 19. August 1935 zwischen Bern und Thun auf tragische Weise einem Autounglück zum Opfer.

Wir brachten gemeinsam auch die Verhältnisse in der Molkerei Murenzewo, wie sie sich nach dem Tode meiner Mutter im Laufe der Jahre entwickelt hatten, zur Sprache.

Das Bankguthaben in Kaluga wurde schon vor Jahren sichergestellt und zugunsten von mir und meinen Geschwistern der Spar- und Leihkasse Niedersimmental in Wimmis überwiesen. In Murenzewo führte Fritz Haueter die Molkerei, streng und gewissenhaft, wie es von einem Menschen seines Schlages nicht anders zu erwarten war. Als ich den Wunsch äusserte, meine Reise im Laufe des nächsten Monats dorthin fortzusetzen, erklärte sich Onkel Nikolai spontan dazu bereit, mich zu begleiten.

Wassili] Petrowitsch Maslenikow

An einem in jenem Jahr seltsamerweise noch warmen Oktöberabend kamen wir mit der Eisenbahn in Kaluga an, nahmen im Bahnhofbuffet einen kurzen Imbiss ein und reisten hierauf mit Pferd und Wagen nach Murenzewo weiter.

Nach dreistündiger Fahrt näherten wir uns dem Majoratsgut.

«Wie geht es Sewerski?» erkundigte ich mich beim Onkel, «lebt der alte Herr überhaupt noch?»

«Sewerski lebt in der Tat noch», entgegnete der Onkel und räusperte sich. «Er ist aber alt geworden und – wie das so der Welt Lauf ist – in die Vergessenheit hineingeraten, über die man mit einem Achselzucken hinweggeht. Sewerski ist inventurmässig «abgeschrieben», wie der terminus technicus in der Handelssprache lautet. Sein ältester Sohn Dimitri residiert nun hier, veranstaltet grosse Treibjagden auf Hasen, Füchse, Wölfe und gar Bären, umgibt sich mit Prunk und Glanz und scheint schönen Frauen nicht abhold zu sein. Man spricht allgemein nicht gut von ihm. Sein Vater ist jedenfalls aus besserem Holz geschnitzt.»

Von der langen und scharfen Fahrt sichtlich ermüdet, gingen die Pferde jetzt im Schritt, langsam dem Herrensitz entlang. Das Gartentor stand weit offen. Weiter hinten, im grossen Park, erhob sich ein mächtiges Haus mit Freitreppe, Balkonen und bis fast auf den Fussboden reichenden französischen Fenstern, durch die man direkt ins Freie treten

konnte. Die meisten von ihnen waren strahlend erhellt. – Irgendwo spielte ein Grammophon. Leise klang verwehte Tanzmusik in den nächtlichen Garten heraus. Eine schwermütige Frauenstimme sang die bekannte Walzermelodie «Na sokkach mandschurij» (deutsch: Auf den Hügeln der Mandchurei). Klagend setzte ein Cello ein.

«Die Herrschaften amüsieren sich wieder!» versetzte der junge Kutscher und spuckte verächtlich in weitem Bogen aus.

Ich stutzte. Was war das? Im Grunde genommen hatte der Kutscher nichts von Bedeutung gesagt, aber im Tonfall seiner Worte lag doch ein Schein von Verachtung. Das Ausspucken gab ihr Nachdruck. Seit wann gestatten sich diese simplen Muschiks, das Tun und Lassen der Feudalherren offen zu kritisieren? Früher kam so etwas nicht vor. Gewiss, die Gutsbesitzer waren in Russland nie beliebt, aber seitens der untersten Bevölkerungsschichten unantastbar.

Wir wurden von Fritz Haueter freudig begrüßt und bewirtet. Er betrachtete mich, und ich betrachtete ihn. Jeder fand eine Veränderung am andern. Haueter stand jetzt im besten Mannesalter, hatte sich sogar ein Bächlein angemäset.

Ein warmer Empfang wurde mir von Akulina zuteil, die mich einst als Säugling pflegte. Sie rief schluchzend aus: «Gott, mein Gott, was würde Ewgenia Iwanowna selig (damit war meine Mutter gemeint) sagen, wenn sie ihren erwachsenen Sohn sehen könnte!» Weinen tun die russischen Frauen ja so gerne, sei es beim Abschied oder bei der Wiederkehr eines ihnen teuren Menschen!

Das Abendessen wurde aufgetragen. Haueter holte eine Flasche Rotwein aus dem Keller. Gesprächsweise erkundigte sich der Gastgeber über die letzten Ereignisse in der Heimat, mit der er sich als feuriger Patriot auch aus der weiten Ferne eng verbunden fühlte.

«Wer ist gegenwärtig schweizerischer Schützenkönig?» wollte Haueter, der selber stets ins Schwarze traf, vor allem wissen.

«Konrad Stäheli», sagte ich prompt, glücklich darüber, Auskunft geben zu können, «er erzielte 1904 am eidgenössischen Schützenfest in St. Gallen das höchste Resultat.»

An diesem Abend gingen wir spät zu Bett. Der ersten Flasche folgte die zweite und dritte.

Haueter wurde auf einmal schweigsam. Dann reckte er seine langen Glieder und murmelte vor sich hin; «Heimweh

ist eine schlimme Sache, es schmerzt mehr als eine Krankheit. Doch schliesslich geht im Leben ja alles vorüber. Wenn ich einmal meine paar Tausend Rubel zusammengekratzt habe, werde ich diesem gottverlassenen Lande für immer Lebewohl sagen, wo jetzt alles drunter und drüber geht. In Erlenbach kaufe ich mir dann ein Häuschen mit etwas Land dazu, dort, auf der Seite der Stockhornkette, wo die Sonne auch während den kürzesten Wintertagen so warm und kraftspendend scheint.

Über das Antlitz dieses Schweizers, der mit treuer Pionierarbeit im fremden Lande für seine geliebte Heimat Ehre einlegte, huschte ein zuversichtliches Lächeln. Er träumte von einem trauten Heim am sonnigen Rain seines Bergdorfes, als Ergebnis jahrelangen Schaffens. Diese Zukunftspläne hätten leicht ihre Verwirklichung finden können, wenn sie nicht durch ausserordentliche Ereignisse durchkreuzt worden wären. Grosse Ereignisse zerstörten nicht nur die Existenz eines einzelnen Menschen, sondern erschütterten die Grundfesten eines ganzen Landes.

Als ich am frühen Morgen folgenden Tages durch die Fensterscheiben meines Schlafzimmers blickte, stellte ich mit Verwunderung fest, dass die ganze Umgebung anders war, als ich sie von meiner Kindheit her in Erinnerung hatte. Oder schien es mir bloss so? Jedenfalls war alles so nah, so klein! Ich glaubte früher, die Entfernung bis zur Überlandstrasse mit der Allee alter Lindenbäume, die an unserem Hause vorbeiführte, sei unendlich gross. Und jetzt? Höchstens ein guter Steinwurf weit. Mit Kinderaugen sah ich meine Umgebung eben anders, als sie in Wirklichkeit war. Diese Tatsache offenbarte sich mir erst später.

Mein erster Gang galt den Gräbern meiner Eltern und Grosseltern. Auf dem von Baumbeständen umkränzten Gottesacker verweilte ich lange, im stummen Zwiegespräch mit den lieben Verblichenen. Meine Mutter bat ich um Verzeihung für die begangenen Missetaten.

Am Nachmittag gleichen Tages stattete ich dem Dorf Dubrowka einen Besuch ab. Ich wollte Nilka begrüßen, der sich verheiratet hatte, bereits Vater von vier Kindern war und die väterliche Scholle bewirtschaftete. Ich verweilte viele Stunden in seiner Isba. Der Samowar (Teemaschine) summete das uralte Lied vom trauten Heim und Familienglück, in der rechten Ecke brannte das Ewiglichtlämpchen vor der Ikone der Mutter Gottes von Kasan.

Es war still und gemütlich in der Bauernstube. Ich fühlte mich heimisch unter dem einfachen Volk, dem das Schweigen und Sinnen mehr gegeben sind als Reden, dessen tiefste Gefühle den Weg über die Lippen scheuen.

Mir schien es, als ob Nilka ein anderer geworden war, männlicher, bedächtiger. Sogar seine Verwegenheit, die ich an ihm als Kind so bewunderte, hatte er abgestreift. Schade, dachte ich, sie stand ihm gut an. Oder trügte der Anschein? Glimmte sie allenfalls in seinem Innern weiter, jederzeit bereit, wieder nach aussen hin zum Ausdruck zu kommen? Das konnte man nicht sagen. Nilka verfügte über eine Selbstbeherrschung in höchster Potenz.

«Wie geht es meinem früheren Schulkameraden Wasska?» unterbrach ich das minutenlange Schweigen.

«Gut», entgegnete Nilka, «sogar sehr gut. Von allen Ihren Freunden und Bekannten (Nilka duzte mich nicht mehr) dürfte sich Wasska wohl am meisten verändert haben, nicht nur äusserlich, sondern seine Geistesverfassung hat eine grundlegende Wandlung durchgemacht.»

«Was ist aus ihm geworden?», fragte ich voll Interesse.

Nilka nahm eine neue Zigarette aus einem hölzernen Behältnis, zündete sie an und fing wieder an zu rauchen. Nach einer Weile begann er zu erzählen, mit ruhiger, tiefer Stimme:

«Kein Mensch hatte je daran gedacht, Wasska, dieser Wildfang, werde sich doch noch der Gesellschaftsordnung unterziehen und damit ein nützliches Glied in der Menschheit werden. Das rücksichtslose, brutale Wesen lag ihm im Blute. Er hatte das Bedürfnis, hart und zynisch zu sein, berauschte sich an Tabak und Alkohol. Dann kam der Augenblick, an dem er des Lebens Bitternis erfahren musste. Unverschuldeterweise. Dies war sonderbarerweise ein Wendepunkt zu seiner Besserung.

Der grossgewachsene Kwas, an den Sie sich sehr wahrscheinlich zu erinnern vermögen, verschwand an einem stürmischen Wintertag von der Erdoberfläche. Früh morgens begab er sich wie gewohnt zur Schule nach Dubrowka und kehrte dann nicht mehr zu seinen Eltern zurück. Da Kwas zuletzt im Dorfe in Begleitung von Wasska gesehen wurde, fiel der Verdacht sofort auf des Schusters Sohn, er hätte seinem Schulkameraden auf dem Heimweg oder anderswo Schlimmes antun können. Wasskas Vorleben wirkte sich dabei verhängnisvoll aus. Man traute dem Jungen alles zu, weil er im Zorn vor nichts zurückschreckte. Als die Po-

lizei in die windschiefe Hütte kam, verschlugs dem alten Maslenikow die Sprache. Sein Sohn sei unschuldig, murmelte er abwesend. Das gleiche beteuerte Wasska, man glaubte ihm jedoch nicht. Er kam vor ein Jugendgericht. Da die Umstände gegen den Angeklagten sprachen, fand man es für angebracht, ihn der Erziehungsanstalt in Kaluga zu überantworten, gewissermassen zum Strafvollzug.

Nach einem Monat, als Tauwetter eintrat, ragte unweit des Weges, der von Dubrowka nach Murenzewo führt, gepenstisch eine frosterstarrte Hand aus dem Schnee. Sie gehörte Kwas, der im heftigen Schneesturm vom Heimweg abgewichen war, herumirrte und schliesslich erschöpft zusammenbrach und erfror. Die Autopsie der aufgefundenen Leiche ergab einwandfrei den weissen Tod. Es konnten jedenfalls keine Merkmale von Schlägen oder Würgen festgestellt werden.

Wasska wurde wohl rehabilitiert, blieb jedoch auf eigenen Wunsch in der Anstalt. Dort nahm sein Leben eine ganz andere Richtung. Die Erziehungsanstalt hatte weit bessere Lehrkräfte als unsere Elementarschule. Wasska büffelte wie besessen. Die grosse Hingabe des Zöglings zum Lernen und seine ausserordentlich hohe Intelligenz konnten der Direktion nicht entgehen. Ein Philanthrop, Lehrer am klassischen Gymnasium, erteilte ihm Unterricht in Latein, Griechisch und Mathematik. Wasska bestand das Aufnahmeexamen an der Literarabteilung dieses Gymnasiums mit bestem Erfolg. Vor zwei Jahren übersprang er sogar eine Klasse. Und nun steht er knapp vor der Reifeprüfung.»

Nilka verstummte. Draussen senkte die Dämmerung sich auf die Erde herab. Tanja, Nilkas Gattin, zündete die bauchige Petrolampe an. Ich sass in Gedanken versunken. Die Aschenkrone meiner Zigarette wuchs und wuchs, ich merkte es nicht, bis sie auf den Boden fiel.

Das ist also Wasska, mein Spielgefährte und Schulkamerad aus der Zeit der Kinderjahre. Sein Werdegang zum Oberprimaner stellte einen jener seltenen Fälle im Unterrichtswesen während der Zarenzeit dar. Man bedenke: Der Sohn eines armen Dorfschusters ging geradewegs zur Hochschule!

42 Ich verspürte bei diesen Gedanken keinen Neid. Im Gegenteil, ich war froh über das gute Gedeihen meines Freundes, der mich einst vor dem unprovokierten Angriff des verun-

fällten Kwas so mutig und selbstlos in Schutz genommen hatte. Ich wollte ihn bei nächster Gelegenheit besuchen.

Eine Woche später reiste Onkel Nikolai nach Klimowo zurück. Ich gab ihm bis Kaluga das Geleit. Bei diesem Anlass suchte ich Wasska auf. Das Rektorat des Gymnasiums gab mir seine Adresse bekannt.

Das grosse, einstöckige Haus, in welchem Wasska wohnte, lag in einer der zahlreichen schmalen und stillen Strassen, die beiderseits von dichten Hecken und Staketenzäunen eingesäumt waren. Ich suchte und fand bald die Moskowskaja ulitza No. 11. Tags zuvor fiel starker Regen, der die ungepflasterte Strasse in tiefen Morast verwandelte, so dass ich beinahe meine Gummischuhe verlor. Aber über solche Mängel sieht man in Russland hinweg.

An jenem farbenfrohen Herbsttag lernte ich ein junges Mädchen kennen, das meine erste Liebe werden sollte. Es war ungefähr sechs Uhr abends, ein frischer Wind wehte, die Sonne ging eben unter, und im Westen segelten kleine Wölkchen in einen blutroten Sonnenuntergang hinein.

«Zolotowa», stand in fetten Lettern der Name der Pensionsinhaberin auf dem blankgeputzten Messingschild an der Türe. Ich zog an der Hausglocke. Ein glutäugiges Mädchen öffnete die Tür und sah mich fragend an. Es schien der Inbegriff der Gesundheit zu sein. Ich war sprachlos, überwältigt vom Anblick der körperlichen Vorzüge, mit denen das Mädchen von der Natur in so verschwenderischer Masse bedacht worden war. Ich vergass sogar, weshalb ich geläutet hatte. Das Mädchen kam mir lächelnd zu Hilfe: «Sie wünschen, bitte?»

Ich entschuldigte mich, nannte meinen Namen und den Grund meines Kommens.

«Ach so. Ja, Wassilij Petrowitsch Maslenikow ist zu Hause. Treten Sie bitte ein. Ich werde Sie sogleich bei ihm anmelden», sagte das Mädchen mit weicher Stimme.

Wir gingen durch einen langen, schwach beleuchteten Korridor. Das Mädchen schritt voran, ihre schmalen Hüften graziös wiegend. Wie schön so ein irdisches Wesen sein kann! Rote, volle Lippen, schneeweisse Zähne, tiefschwarze Locken und – wie bereits erwähnt – glutvolle Augen.

«Hier ist das Zimmer von Wassilij Petrowitsch», erklärte das junge Mädchen und klopfte energisch an die Türe. Im gleichen Augenblick zog es sich geräuschlos zurück.

A propos Wassilij Petrowitsch! Der Russe gebraucht Personen gegenüber, mit denen er nicht in so enger Beziehung steht, dass er sie beim Vornamen nennen kann, anstatt des allzu steifen und förmlichen Familiennamens ausser dem Vornamen eine vom Vornamen des Vaters abgeleitete Bezeichnung (Patronymikum). Wer z.B. mit Vornamen Wassilij und dessen Vater Peter heisst, wie dies bei Wasska der Fall war, wird Wassilij Petrowitsch genannt, und erst an dritter Stelle folgt der Familienname.

Die Türe wurde aufgerissen. Auf der Schwelle stand ein schlanker, hochgewachsener Jüngling in der dunkelgrauen, eng-anliegenden Uniform des zaristischen Gymnasiums.

Als ich Wasska vor vielen Jahren zum letzten Mal sah, war er noch ein kleiner, vierschrötiger Knabe. Wie ist das möglich, fragte ich mich, dass ein Mensch sich so stark zu seinen Gunsten verändern kann!

Ich wusste, wem ich gegenüberstand, Wasska hatte dagegen wohl kaum eine Ahnung, welche Bewandnis der Besuch hatte. Ich gab mich zu erkennen. Im nächsten Augenblick lagen wir uns in den Armen.

Wir nahmen Platz, zündeten uns Zigaretten an. Dann sah ich mich um. Meine Augen mussten sich erst mit dem dämmerigen Licht versöhnen, ehe ich das Zimmer genau betrachten konnte, denn nur in der Ecke, auf dem breiten Schreibtisch aus Nussbaumholz, brannte eine Petrollampe mit dunkelrotem Schirm. Der ganze Raum glich der Studierstube eines Gelehrten. Die Wände waren von langen Bücherregalen bedeckt, die hoch bis an die Decke reichten. Ein grosser Teil der Bücher bestand aus Fachliteratur, doch waren auch philosophische und belletristische Werke der Weltliteratur darunter. Die Einrichtung des Zimmers war geschmackvoll und teilweise sehr kostbar; ich entdeckte einige Stücke asiatischer Kunst, um die den Besitzer jeder Sammler beneidet hätte.

«Wem gehört dieser ganze Kram?» fragte ich erstaunt.

«Die Wohnungseinrichtung ist Eigentum von Frau Zolotowa», entgegnete Wasska, «ihr Mann war Ordinarius der philosophischen Fakultät an der Petersburger Universität. Er starb vor Jahren. Jetzt vertiefe ich mich gelegentlich in die Werke aus den Epochen kultureller Gipfelleistungen. Was wären wir ohne Lateiner und Griechen?»

«Ich habe vernommen, dass du der Primus deiner Klasse bist. Wasska, das freut mich von Herzen», versicherte ich meinem Freund lächelnd.

«Ich danke dir für die Teilnahme an meinem Schicksal, das wechselvoll war und es wohl auch in Zukunft sein wird. Und wie geht es dir, Wolodja? Wann bist du in Russland eingetroffen? Was gedenkst du zu tun?» fragte mich Wasska ebenfalls mit warmer Teilnahme.

«Mir geht es augenblicklich gut. Angekommen bin ich nach Mitte September; hielt mich bisher im Gouvernement Smolensk auf. Und was ich vorhabe? Vorläufig rein gar nichts.»

«Willst dich wohl auf den Lorbeeren ausruhen, denke ich.»

«Habe keinen Grund dazu, mich auf Lorbeeren auszuruhen, muss vorerst einmal die Berechtigung dazu haben.»

«Du hast vollkommen recht, Wolodja!» In unserem Alter kann man noch keine Verdienste haben, wir sind unfertige Menschen. Auch bei mir ist es nicht anders. Ich musste bisher hart, sehr hart arbeiten und werde dieses Tempo fortsetzen. Ich erwarte von den Göttern keine Privilegien. Es trifft wohl zu, dass ein gütiger Mensch das staatliche Stipendium für mich erwirkt hat, aber diese Hilfe reicht nicht aus, mich vor der Not zu bewahren. Darum gebe ich minderbegabten und lernfaulen Schülern Privatstunden, vor allem Mutter-söhnchen. Dafür erhalte ich Geld, aus dem ich meinen Lebensunterhalt bestreite.»

«Wie ich vorhin aus deinen Worten schliessen konnte, hast du Freude an der Literatur. Gedenkst du allenfalls Philosophie zu studieren?» fragte ich Wasska.

«Niemals.»

«Warum nicht?»

«Aus der einfachen Überlegung», erwiderte Wasska gehnt, «weil der Staat seine Bediensteten schlecht entlohnt. Ich kann unsere Primarlehrerin Martowa in Dubrowka nie vergessen, wie sie angesichts ihres niedrigen Monatslohnes von fünfzehn Rubeln darben musste. Die genau gleichen Besoldungsverhältnisse sind in den Mittel- und Hochschulen anzutreffen, auch dort wird der Lehrkörper unzureichend bezahlt. Darum ziehe ich es vor, nach dem Abitur Medizin zu studieren. Gewiss, auch der Arzt hat in Russland nichts zu lachen, wenn er über keine irdischen Güter verfügt und nur auf seinen Verdienst angewiesen ist. Im Ausland – zweifellos auch in der Schweiz – präsentiert der Arzt den Patienten seine wohlabgewogenen Rechnungen, unbekümmert um deren Zahlungsfähigkeit. Und wie steht es damit in unserem Lande? Hier wird dem Helfer in der Not höchstens ein Rubel zugesteckt, sozusagen ein Trinkgeld, wenn er sich zu einem

Kranken ins Haus bemüht. Aber, trotz allem steht der russische Arzt als Freierwerbender in sozialer Hinsicht hoch über dem Staatsdiener. — Von daher kommt es, dass die Prätorianer nicht zu ihrer Regierung stehen. Darum ist das russische Volk unzufrieden und fordert gebieterisch einen höheren Lebensstandard. Und weil man den schlechtbezahlten Arbeitermassen, diesen sogenannten Habenichtsen, nicht einmal schrittweise entgegenkommt, lehnen sie sich gegen die Obrigkeit auf. Es ist tief bedauerlich, dass die Sturmzeichen, die mancherorts über Russland stehen, auf hoher Ebene nicht ernst genommen werden. Man lässt den Karren weiterrollen und hofft, dass er von selbst auf bessere Bahn kommen werde. Vor zwei Jahren wurde den Truppen der Befehl gegeben, auf friedliche Bürger zu schießen, als diese zu Tausenden vor dem Winterpalast in St. Petersburg erschienen, um beim Zaren eine Bittschrift einzureichen.»

An jenem Abend verliess ich Maslenikow in vorgerückter Stunde, tief beeindruckt von seinen Darlegungen, deren Sinn mir bis dahin vollkommen fremd war. Die neue Welt, in die mich Maslenikow einführte, beschäftigte mich in der Folge so stark, dass ich beschloss, mit Fritz Haueter darüber zu sprechen, auf dessen gesunden Menschenverstand sowie klares Urteilsvermögen Verlass war. Dieser ruhige Berner machte sich seine eigenen Gedanken, unbeeinflusst von der Umwelt, in der er seit Jahren weilte. Haueter las sehr viel, sowohl russische, als auch ausländische Zeitungen und Zeitschriften, Die «Emmentaler Nachrichten» fanden regelmässig den weiten Weg nach Murenzewo. Haueter sandte sie dann an seine in Russland lebenden Landsleute weiter.

Zwei Schüsse fielen in der Nacht

Ein Schuss krachte in der Nacht! Erschreckt fuhr ich aus dem Schlaf. Ein zweiter Schuss folgte. Starkes Fensterklirren. Was konnte das bedeuten? Auch Haueter wurde wach. Ich hörte, wie er im Zimmer nebenan das Fenster öffnete. Ein Gewehrschloss knackte metallisch. Ohne Licht zu machen, kleidete ich mich rasch an, tat in der Richtung auf das Fenster einen Schritt, stiess gegen etwas und erstarrte.

Dann entnahm ich dem Fach des Nachttisches einen geladenen Revolver, Marke Smith & Wesson, Kaliber 9 mm. der noch meinem Vater gehörte. Die vernickelte Waffe funkelte matt im Mondlicht, das fahl durch das unverhängte

Fenster floss. Einen Augenblick blieb ich zögernd stehen, trat dann an das Fenster, drehte dessen Verschluss auf und öffnete einen Flügel. So verharrte ich ein Weilchen lauschend. Nichts regte sich in der Nähe. Die vielen Hunde, welche nach den beiden Schüssen angeschlagen hatten, waren wieder verstummt. Nur in der Ferne kläffte noch ein Köter.

Plötzlich verspürte ich starken Luftzug. Mir kroch die berühmte Gänsehaut über den Rücken. Ich fuhr rasch herum, zückte die Waffe. Die Tür zu meinem Zimmer war weit geöffnet; dicht hinter mir stand Haueter, das Gewehr im Anschlag. – Er war auf Zehenspitzen gekommen. Der dicke Teppich verschluckte jedes Trittgäusch.

«Wer hat geschossen?» fragte ich Haueter, der an mir vorbei in den Garten spähte.

Haueter zuckte die Achseln und gab mir mit einer Kopfbewegung das Zeichen, ihm zu folgen. Wir traten geräuschlos ins Freie, blieben auf der Veranda stehen und lauschten. Ein Nachtvogel jammerte seine Klage in das Dunkel einer alten Eiche. Der Wind wehte den Geruch eines Kartoffel- feuers herüber, das unweit auf einem Acker glimmte.

Wir schlichen geduckt um das einstöckige Haus herum, hielten vor dem Fenster an, das zu Haueters Zimmer führte. Der Vollmond leuchtete taghell. Sein weisses Licht fiel auf die Wege und Felder, die Bäume und Häuser, es gab ihnen allen den schwermütigen Zauber einer unwirklichen Märchenwelt. Der Mondschein fiel aber noch auf etwas anderes. Haueter beugte sich tief zur Erde, stiess einen Pfiff durch die Zähne und flüsterte: «Also steckt doch mein Freund Mischka hinter der Knallerei, das hätte ich mir eigentlich denken sollen! Du kennst den Schützen . . . », sagte unser Landsmann Wilhelm Teil. Aber Teils Geschoss traf das Ziel, während Mischka sich damit begnügte, meine Fensterscheiben zu zertrümmern. Dazu braucht es wahrhaftig wenig Mut.»

Jetzt bückte auch ich mich und betrachtete aufmerksam den Boden. Der Mond beleuchtete den scharf umrissenen Abdruck eines kurzen, breiten Militärstiefels in dem vom Regen aufgeweichten Erdreich. Beide Schüsse, auf kurze Distanz abgefeuert, durchschlugen die Fensterscheiben und blieben – wie wir später feststellten – in der tapezierten Holzwand stecken. Zwei winzige Stellen zeigten die Einschüsse im Innern des Zimmers an.

Dieser Anschlag war unschwer aufzuklären. Fritz Haueter hatte im Sommer Mischka Bondarenko, einen jungen Bauern

aus dem nahen Dorfe Sloboda, entlassen, der während den zwei letzten Jahren in der Molkerei als Hilfsarbeiter tätig war. Das kam nicht von ungefähr. Bondarenko galt früher als ruhiger und vernünftiger Mensch. Im Herbst 1903 musste er zum Militärdienst einrücken und nahm am Krieg gegen Japan teil. Seither hatte sich seine politische Gesinnung gründlich gewandelt. Die stille, von den politischen Leidenschaften völlig unberührte Bevölkerung unseres Gouvernements brachte bislang keine Revolutionäre hervor. Auch Bondarenko war ein zarentreuer Bürger. Dort, wo er seine Militärpflicht erfüllte, kam er offenbar mit Elementen zusammen, die ihn zur Auflehnung gegen die bestehende Ordnung aufhetzten. Bondarenko sagte dem: «Bekehrung zur neuzeitlichen Weltanschauung». In kurzer Zeit hatte er in dieser Beziehung beträchtliche Arbeit geleistet. In einer Ziegelei versuchte er die Arbeiter aus ihrer Apathie herauszureissen, stiess indessen anfänglich auf taube Ohren. Später sympathisierte ein grosser Teil der Arbeiterschaft mit Bondarenko, als sein Stern im Steigen und seine Macht im Wachsen begriffen war. Es kam zu Meetings und Unruhen.

Aber die Polizei schief nicht. Von Kaluga aus wurde angeordnet, ein Augenmerk darauf zu richten, ob es sich erkennen lasse, dass die Zusammenrottungen auf dem Platz vor der Ziegelfabrik, ebenso wie die Verschwörungen gegen das Regime von einer bestimmten Stelle aus geleitet würden. Falls irgendeine Person unter der Masse besonders auftrete, so dass man glauben könne, sie dirigiere die Menge, sei sie mit möglichst wenig Aufsehen festzunehmen und abzuführen.

Aber Bondarenko hatte seine Beziehungen zur Landbevölkerung, die ihn warnte, wenn Gefahr drohte. Der Dorfpolizist latschte in der Umgebung herum, stellte an die Leute Fragen, die haargenau auf die Aufdeckung des Verschwörerklüngels abzielten. Dort, wo man es hoffte, ging der schlaue Fuchs nicht in die Falle, dafür war er aber in der Molkerei umso unvorsichtiger. Dort wettete Bondarenko ganz offen gegen die einheimischen «Ausbeuter» im Allgemeinen und gegen die Ausländer im Besonderen. Die Folge davon war, dass zwei der besten Arbeiter das Anstellungsverhältnis mit uns auflösten und bei der Ziegelei Beschäftigung fanden, zu einer Zeit, in der wegen der Heuernte die Nachfrage nach Arbeitskräften gross war. Als nun der Stanowoj (Landpolizeioffizier) eines Tages bei Haueter ein-

kehrte und mit ihm ein Glas Wein trank, kam die politische Tätigkeit von Bondarenko zur Sprache. Haueter sagte wahrheitsgetreu das, was er aus eigener Erfahrung wusste.

Der Stanowoj nahm den Hetzer vor, setzte ihn unter Druck. Bondarenko bagatellierte jedoch mit fabelhafter Beredsamkeit die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen, so dass der Polizeioffizier unverrichteter Sache sich auf das Pferd setzte und wegritt. Die Polizeiorgane waren damals viel zu nachsichtig, was sich später bitter rächen sollte.

Anderntags erschien Bondarenko nicht zur Arbeit. Er kam aus seiner Schlafkammer geradewegs zu Haueter, der am Frühstückstisch sass.

«Sie haben mich bei der Polizei verpiffen!» kreischte der Russe mit überschnappender Stimme. «Die Rechnung werde ich Ihnen zu gegebener Zeit präsentieren.» Bondarenko kam nicht weiter. Haueter legte die Serviette beiseite, packte den Wütenden beim Kragen und setzte ihn vor die Türe.

Damit schien diese Angelegenheit abgetan. Vorderhand wenigstens. In der Luft blieb eine Gewitterschwüle zurück. Der Sturm konnte jederzeit losbrechen. Die übrigen Arbeiter kamen ihrer Pflicht unwillig nach. Es unterlag gar keinem Zweifel, dass Bondarenko seine Wühlereien mit unverminderter Kraft fortsetzte.

«Was gedenken Sie gegen den Revolverschützen zu unternehmen?» fragte ich Haueter beiläufig.

«Nichts, rein gar nichts werde ich unternehmen! Das Tragen von Schuss- und Stichwaffen ist auf dem ganzen Gebiet des Zarenreiches strengstens verboten. Waffenscheine werden nur vertrauenswürdigen Ausländern sowie regierungstreuen Einheimischen ausgehändigt. Waffen sind allerdings auch unter der Hand erhältlich. Aber wie kann Bondarenko nachgewiesen werden, dass er im Besitze eines Revolvers ist? Er wird diese Tatsache glatt in Abrede stellen.» Haueter machte eine Pause, dann setzte er hinzu: «Es ist jetzt eine Epoche angebrochen, wo jeder glaubt, jedem eins auswischen zu können, mit dem er eine alte Rechnung zu begleichen hat.»

Haueter verstummte erneut, zog an seiner Tabakspeife, blies Rauchkringel in die Luft. Plötzlich wandte er seine klaren, wasserblauen Augen nach mir und hob den Gesprächsfaden wieder auf: «Noch kürzlich erklärte der Stanowoj, als er bei mir zum Abendessen war, das Offiziers-

korps der Armee sowie der Polizei werde alles in seiner Macht Liegende tun, um die Sicherheit für das Leben und Eigentum der Bürgerschaft vor den Übergriffen des Mobs zu gewährleisten. Das sagte er im Brustton des Bewusstseins seiner weitreichenden Machtfülle. Wie bei einem aufgeblasenen Truthahn wölbte sich dabei seine mit Ordenskreuzen dekorierte Brust. Worte, nichts als Worte! Dieser mit chronischer Laxheit beschlagene Herr Oberst kommt nicht einmal gegen die gemeinen Umtriebe des einfachen Bauern Bondarenko auf. Wie will er dann gegen die herannahende russische Revolution ankämpfen? Jeder hat himmelangst vor persönlicher Rache. Unweit von hier soll im vergangenen Monat ein Polizeioffizier, der seine Pflicht treu erfüllte, von Bauern und Arbeitern bei Abenddämmerung gefasst und kurzerhand am Ast einer Tanne aufgeknüpft worden sein. Dieses Vorkommnis wirkte bei den ohnehin nicht tapferen Herrschaften geradezu abschreckend.»

«Auch Sie, Herr Haueter», hub ich an, «sollten im Umgang mit den Russen vorsichtiger sein. Wir sind schliesslich Ausländer, nur Gäste, man kann ruhig sagen, geduldete Gäste dieses grossen, turbulenten Volkes. Gestern verloren wir zwei Arbeiter, heute könnten es schon vier und morgen gar sechs sein. Dann wären wir mutterseelenallein auf weiter Flur.»

«Und das sagt mir ein Landsmann, der frisch aus Helvetiens Gauen eingetroffen ist?!» erwiderte Haueter herzhaft lachend.

«Ich sage das nur so ganz nebenbei», murmelte ich verloren.

«Das wundervolle, echt schweizerische Zitat», ergriff der strohblonde Riese abermals das Wort, «Es ist nur die Spreu vom Korn gestoben», geht auf den Ritter Rudolf von Erlach zurück, der als oberster Hauptmann der Berner in der Schlacht von Laupen am 21. Juni 1339 seiner zu Beginn des Kampfes erschrocken fliehenden Nachhut die Worte nachrief: es ist gut, dass die Bösen nicht bei den Biderben sind; die Spreuer sind von den Kernen gestoben. – Dieses Zitat findet überall Anwendung, selbst im Reiche aller Reussen», donnerte der sonst so ruhige Haueter und schlug mit seiner mächtigen Rechten auf den Tisch. «Du staunst über meine Kenntnisse in der Schweizergeschichte», fügte er dann gemässigter bei, «aber das war von jeher mein Steckenpferd. Bei der pädagogischen Prüfung anlässlich der Rekrutenaushebung in Erlan-

bach erhielt ich zur Belohnung meines Wissens vier glatte Eins.»

«Gesamthaft gesehen, liegt der Fehler in gleichem Masse bei uns Schweizern wie im russischen Lager. Warum kamen denn unsere Landsleute früher mit ihren Gastgebern gut aus? Die Zeiten haben sich insofern gewandelt, als wir unsere Mitarbeiter vorteilhafter entlöhnen sollten», versuchte ich einzuwenden.

Nun erhob sich Haueter in seiner imposanten Grösse vom Sessel und trat gemächlich an mich heran: «Seit wann vertrittst du solche ketzerischen Ansichten? Hat etwa Maslenikow sie dir eingetrichtert? Hm?»

Ich sah ein, dass ich Haueter verletzt hatte. Ich war zu jung, um ihn hinsichtlich Menschenbehandlung belehren zu wollen. Das Hähnchen erdreistete sich, dem Hahn Lektionen zu erteilen. «Ich spreche deshalb so», beeilte ich mich zu sagen, «weil nach meiner Auffassung eine absolute Gewähr für die Sicherheit Ihres Lebens augenblicklich nicht besteht. Wie leicht könnte sich der Fall wiederholen, dass Bondarenko nächtlicherweile die Waffe zückt, dieses Mal sogar gegen Sie richtet!»

«Überlasse mir diese Sorge. Bondarenko soll nur wiederkommen», lachte Haueter sarkastisch. «Hoffentlich werde ich in jenem Augenblick wach sein, um seinen Besuch nicht zu verpassen, wie dies das letzte Mal bedauerlicherweise der Fall war.»

Haueter stopfte umständlich seine Tabakpfeife, hielt ein Streichholz über deren Öffnung und zog eifrig am langen Mundstück. Dann verliess er spornklirrend das Zimmer. Krachend fiel die Haustüre ins Schloss.

Es wollte mir scheinen, als ob Haueter gegen die ganze Welt und sogar gegen sich selbst aufgebracht war. Der blonde Hüne, der sonst alle Dinge, welche die Welt in Aufregung bringen konnten, gelassen betrachtete, hatte seine stoische Ruhe verloren. Der Kragen war ihm geplatzt. Er bekam allmählich genug von Russland. Ein Mensch, der gewohnt ist, mit offenem Visier zu kämpfen, verträgt es nicht, wenn Schreckschüsse vor seinem Schlafzimmer abgefeuert werden. Das Hintenherum war ihm ein Greuel. Haueter hatte es nicht nötig, sich mit Menschen wie Bondarenko herumzuschlagen. Mit dem Meisterdiplom der berühmten Rütli-Schule in der Tasche stand für ihn die ganze Welt offen, besonders in

jenen alten Zeiten, wo es noch überall – in Russland, Polen, Ungarn, Deutschland usw. – gewaltig grosse Landgüter hatte. Aber was weiss man, Murenzewo lag ihm vielleicht doch irgendwie am Herzen, er arbeitete bereits ein Jahrzehnt hier und brachte die Molkerei zur hohen Blüte! Sewerski, der Gutsherr, schätzte Haueter als Menschen mit goldlauterem Charakter und als erstklassigen Fachmann. Das hielt ihn allenfalls zurück, denn an einem neuen Arbeitsplatz muss man von vorne anfangen.

Haueter konnte das, was sein Inneres bewegte, mit keinem Menschen besprechen. Ich kam als Freund und Berater für ihn nicht in Frage, dafür war ich noch zu jung und zu wenig erfahren. Unter den Russen hatte er keine intimen Freunde; der gesellschaftliche Unterschied zwischen ihm und der russischen Landbevölkerung mit der äusserst primitiven geistigen Regsamkeit war zu gross. Darüber hinaus setzten die Ressentiments, mit denen die einfachen Russen gegen alle Ausländer behaftet waren, der «Verbrüderung» gewisse Schranken. Haueter beherrschte die russische Sprache nicht genügend, um als fremdes Element unerkannt zu bleiben. Haueter hatte daher keine andere Wahl, als mit seinen Gedanken allein fertig zu werden. Das ist nicht immer leicht, jedenfalls nicht für Schweizer, die von ihrer frühen Jugend an daran gewohnt sind, sich mit den Mitmenschen zu besprechen, zu beraten, wie der nächste Schritt getan werden soll. –

Jetzt erst verstand ich die Bedeutung seiner Worte voll, die Haueter anlässlich meiner Ankunft aus der Schweiz ausgesprochen hatte: «Wenn ich einmal meine paar Tausend Rubel zusammengekratzt habe, werde ich diesem gottverlassenen Lande Lebewohl sagen, wo jetzt alles drunter und drüber geht.»

Ich hörte raschen Hufschlag. Als ich durch das Fenster blickte, gewahrte ich einen stattlichen Reiter. Haueter sass hoch zu Pferd, seine Haltung war vorbildlich, entsprechend dem Lehrgang, den er bei der Kavallerie auf dem Schachen in Aarau absolviert hatte. Der feurige Rappe trug den schweren Reiter spielend leicht über den Gutshof, hinaus auf die weite Steppe. Dort wollte Haueter frische Luft atmen, den unerfreulichen Gedanken los werden.

Nach einer Stunde kehrte Haueter zurück. In seinen Kleidern nisteten die Kühle und der herbe Geruch des Herbstwindes, der seit der Morgendämmerung schon über das flache

Land raste, das welke Laub von den Bäumen riss und über die Strassen, Felder und Dörfer streute.

Ich beegnete meinem Landsmann im Hausflur. Langsam und nachdenklich streifte er die Lederhandschuhe ab. Sogar hier war er immer noch begleitet vom Wind aus dem Norden, der sich als treuer Gefährte erwies, aber keineswegs von ihm beachtet wurde.

Mit Nilka auf der Jagd und am Kaminfeuer

Normalerweise liegt der Schnee in Russland 160 Tage lang, sagen die Chronisten und Statistiker. Im Jahre 1907 liess der Winter nach russischen Verhältnissen sehr lange auf sich warten. Er kam und kam einfach nicht, dafür aber der Frost, der die schutzlose Erde zur Erstarrung brachte, sie tief aufriss. Das schätzt der Landwirt nicht. Bis Mitte Dezember war auch das im Zentrum Russlands liegende Gouvernement Kaluga noch völlig schneefrei. Und dennoch schimmerten am Morgen, wenn die Sonne aufging, Felder und Wälder im schönsten Weiss. Nachtsüber fiel das Quecksilber in der Glasröhre am Vorfenster meines Zimmers bis fünfzehn und mehr Grad Celsius unter Null. Die Folge davon war der blütenweisse Rauhreif.

Die Pirsch auf Hasen, Füchse, Wölfe und Bären beginnt im Herbst und dauert so lange, bis der meterhohe Schnee ihr Hindernisse in den Weg legt. Wer weiter jagen will, holt die langen Bretter hervor, flitzt pfeilschnell über die gefrorene Schneedecke.

Nilka besass zwei rassige Jagdhunde, genannt Tresor und Schumilka. Die braven Tiere jagten das Wild unermüdlich so lange herum, bis wir zum Schuss kamen. Unsere vierbeinigen Freunde hatten die Eigenart, die Verfolgung des Wildes sofort abzubrechen, sobald ich danebenschoss. War ihr Meister, Nilka, nicht zur Stelle, um sie durch gütiges Zureden oder Züchtigung vom Heimgang abzuhalten, fand die Jagd ein frühzeitiges Ende. Nilka verfehlte nie sein Ziel, ich dagegen anfänglich sehr oft. Wie ich bereits eingangs erwähnt hatte, fand ich in Nilka einen ausgezeichneten weidmännischen Lehrmeister.

Russland war – und ist es vielleicht heute noch – das klassische Land für die Nimrodjünger. Seine unermesslich grossen Waldbestände bargen allerhand Wild, angefangen vom Eichkätzchen bis zum riesigen Bären. Jedermann, der

eine Flinte besass, konnte jagen, wann und wo er wollte. Das zuständige Ministerium gab wohl entsprechende Weisungen heraus, es setzte namentlich Sperrfristen fest, um zu verhindern, dass das Jungwild schonungslos im Schatten seiner Mutter abgeschossen wurde, aber kein Mensch schenkte dem Beachtung. Die Polizeiorgane sahen davon ab, die Fehlbaren zu ahnden bzw. zu verzeihen, sie hatten andere Sorgen. Das Jagdpatent, das nur vereinzelt Jäger lösten, kostete drei Rubel im Jahr.

Ich wurde leidenschaftlicher Jäger, vergass dabei alles andere, sogar meine beruflichen Pflichten. So ging das volle vier Jahre. Noch heute, wo mein Haupthaar silberfarben geworden ist, denke ich mit Wonne an das freie, sorgenlose Leben, wo ich mit der Natur so eng verbunden war. Da gab es keine üppigen Mahlzeiten. Ein Stück Schwarzbrot mit Speck und kaltem Tee, manchmal auch ein Glas Branntwein, waren meine Tagesration. Wenn ich nach Hause kam, nahm ich ein warmes Abendessen ein. Ich blieb dabei kerngesund, gertenschlank und wettergebräunt. Dort legte ich den Grundstein für meine robuste Gesundheit, die mich seither nie verliess. Die ständige Bewegung an der frischen Luft stählte Geist und Körper.

Oftmals stöberte ich schon beim Morgengrauen einen Hasen auf. Ich verfolgte ihn tagelang über Stock und Stein, ohne Unterlass, bis er schliesslich in der Jagdtasche lag. So ein Häslein, das ich nur nach langer Verfolgung zur Strecke brachte, gab mir weit mehr Befriedigung als eine grosse Beute, die mir mühelos zufiel. Ich denke dabei an die herrschaftlichen Jagden von Sewerski, dem das Wild von seinen Hilfsjägern haufenweise vor die Nase getrieben wurde. Sewerski hatte alle Hände voll zu tun. Er schoss unaufhörlich, derweil ein Mann die Flinten lud und sie ihm reichte. Mit Stolz betrachtete Sewerski nach Beendigung der Jagd, die eigentlich keine Jagd für ihn war, die vielen Hasen oder Rebhühner.

Nilka und ich trennten uns meistens schon zu Anfang der Jagd, sobald der erste Hetzlaut des Hundes an unser Ohr schlug. Durch gegenseitige Signale mit dem Jagdhorn gaben wir unseren jeweiligen Standort bekannt.

54 Es gab Zeiten, wo wir abends nicht nach Hause zurückkehrten. Wir verbrachten die Nacht in der Jagdhütte des Gutsbesitzers von Murenzewo. Der Wildhüter gab uns den Schlüssel zu ihr. Als Belohnung erhielt er von uns eine Fla-

sche Wodka, den er abgöttisch verehrte. Dieses aus runden Holzbalken gezimmerte Blockhaus war in seinem Innern luxuriös ausgestattet. Es wies sogar ein breites, marmornes Kamin auf, an dessen Feuer wir die langen Abende im Gespräch verbrachten. Am Kaminfeuer lernte ich den Gedankengang des einfachen russischen Menschen kennen. Noch mehr: Durch Nilka erfuhr ich, wie das russische Volk in seiner Übermacht über die von der Bühne abtretende Generation der feudalen Gutsbesitzer dachte und mit welchen Gefühlen es der kommenden Neuzeit entgegensah. Dies war mir nur deshalb möglich, weil mich Nilka von Kindheit an kannte und mir volles Vertrauen schenkte.

Nilka war gewissermassen ein Tropfen vom Meer. So wie Nilka dachte und lebte, dachte und lebte der Grossteil der russischen Landbevölkerung während vielen Jahrhunderten.

Es ist nicht einfach, die Eigenart, Denkweise und Gefühlswelt des russischen Bauern abzulesen, wenn man ausserhalb seiner Isba lebt.

Eines Morgens in aller Herrgottsfrühe traf ich mich mit Nilka wie gewohnt am östlichen Ausgang von Dubrowka, dort, wo der Urwald auf Schussweite an das Dorf heranreicht. Ein kristallklarer Tag kündigte sich an. Aber schon um die Mittagsstunde schlug das Wetter um. Verschwommen schien die Sonne durch milchigen Dunst und bald sank die Dämmerung auf die schwermütige Landschaft herab. Bei bedecktem Himmel und schneedräuenden Wolken marschierten wir in beschleunigtem Tempo der Waldhütte zu, die Sewerski gehörte. Nur die nachtgewohnten Augen meines Jagdgefährten vermochten sie bei rasch einbrechender Dunkelheit zu finden.

Als wir dort hungrig und müde ankamen, machte Nilka zunächst einmal Licht. Dann wischte er sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirne, zog das lange Jagdmesser aus dem ledernen Behältnis und schnitt von einem Stück Tannenholz lange Spähne. Nach kurzer Zeit schon prasselten die mächtigen Scheiter im Kamin und strahlten eine wohlige Wärme aus. Das Abendbrot war nach Jägerart kurz und einfach. Dagegen thronte der kupferne Samowar stundenlang auf dem Tisch. Wir tranken ein Glas um das andere von der heissen, topasfarbigen Flüssigkeit, dazu eine Menge von Zigaretten rauchend. Die Schlafpritschen mit den Lederkissen, Bärenfellen und Wolldecken hatte Nilka längst zurecht gemacht, doch wir dachten noch nicht an den Schlaf. Es war

gemütlich im engen Raum, derweil der scharfe Nordwind durch den Wald fegte. Zu unseren Füßen lagen eingerollt die beiden Hunde. Ab und zu fuhren sie jäh aus dem Halbschlummer, knurrten und starteten gebannt auf die Türe, etwa dann, wenn sie Wölfe witterten, die um die Hütte strichen oder in der Ferne düster heulten.

Gesprächsweise kamen die jüngsten Ereignisse in Murenzewo zur Erörterung. Nilka kannte Bondarenko seit Jahren. Er wusste, aus welchem Grunde Bondarenko fristlos entlassen worden war und seither auf Rache sann. Selbst das Echo von den beiden Schüssen, die nächtlicherweile auf unser Haus abgefeuert wurden, schlugen an Nilkas Ohr. Solche Vorkommnisse werden auf dem Lande tunlichst herumgeboten. Doch die Leute befelegten sich einer gewissen Zurückhaltung, den Namen des mutmasslichen Täters offen auszusprechen.

«Ich würde es unendlich bedauern», begann ich davon zu sprechen, «wenn Haueter auf den Gedanken kommen sollte, Murenzewo Lebewohl zu sagen, um sich anderswo selbständig zu machen.»

Ohne Umschweife frag ich Nilka, ob er in einem solchen Falle seine frühere Stelle in der Molkerei wieder antreten würde.

«Das könnte ich unter keinen Umständen tun», gab Nilka ohne Überlegung zur Antwort. «Bedenken Sie meine Pflichten zu Hause. Das Oberhaupt einer Familie darf den häuslichen Herd ohne zwingende Gründe nicht verlassen. Es soll seiner Lebensgefährtin in jeder Lage eine Stütze sein, Tag für Tag, Stunde um Stunde. Namentlich bei der Erziehung der Kinder müssen die Eltern gemeinsame Arbeit leisten. Heute haben wir vier Kinder, denen später weitere nachfolgen können.» Bei diesen Worten lächelte Nilka verklärt - er liebte seine Kinder, die ihm wie aus dem Gesicht geschnitten waren - um dann fortzufahren: «Die Wiederaufnahme meiner alten Beschäftigung in Murenzewo würde mich voll in Anspruch nehmen und für meine Pflichten zu Hause keine Zeit übriglassen. Darum muss ich Ihren Vorschlag ablehnen. Ich hoffe, Sie werden mir das nicht verdenken. Aber», fügte Nilka hinzu, «lassen Sie doch einen Gehilfen aus der Schweiz kommen, sofern Sie glauben, die Molkerei noch nicht allein führen zu können!»

«Ich werde mir diese Frage noch reiflich überlegen», versetzte ich kurz, «sie ist übrigens nicht brennend.»

«Es ist begreiflich», ergriff wieder Nilka das Wort, «dass Haueter endlich einmal eine Molkerei auf eigene Rechnung übernehmen möchte. Dazu besteht allerorts die Möglichkeit. Mit seiner Tüchtigkeit und grossen Erfahrung dürfte er vollen Erfolg haben. Nur diese Überlegung wäre für seinen Weggang verständlich, jede andere müsste als fragwürdig angesehen werden. Sein Ruf als Mensch und Fachmann ist unantastbar.»

«Ich möchte gerne wissen, was Bondarenko veranlassen kann, dauernd gegen Haueter zu hetzen. Er brachte es so weit, dass uns die Arbeiter mitten in der Sommersaison weglaufen und sich nicht ersetzen lassen!» sagte ich zu Nilka, mich ihm voll zugewandt. «Haueter schätzte Bondarenko als Gehilfen. Er verzichtete auch dann nicht auf seine Mitarbeit, als dieser masslos gegen die ganze Welt wettete. Eines Tages kam die Polizei ins Haus und verlangte über Bondarenko klare Auskunft. Was blieb Haueter anderes übrig, als die Wahrheit zu sagen? Einen besseren Beweis für seine Lauterkeit gibt es nicht. Nun wurde Bondarenko grob, beschimpfte und bedrohte seinen Meister, bis er hinausgeworfen wurde. Das ist alles.»

Nilka goss ein Glas voll Tee und trank es in einem Zuge aus. Hierauf zerdrückte er die verglimmende Zigarette im Aschenbecher und zündete sich sogleich eine andere an. Nach einer Weile des Schweigens begann er mit seinem Plaidoyer für Bondarenko. Nilkas Ausführungen waren weit ausholend und wohl überdacht. Sie zeugten von ausserordentlicher Klugheit und anständiger Gesinnung. Nilka beichtete mir seine politische und weltanschauliche Überzeugung.

«Haben Sie die Werke von Kuprin schon gelesen»? wollte Nilka zuerst wissen. Als ich den Kopf verneinend schüttelte, fuhr er fort: «Kuprin ist ein Volksschriftsteller und Denker. Er schreibt in seinen Büchern von den untersten Volksschichten, besser gesagt von den armen, verstossenen Menschen, in der Darstellungsart seines grossen Kollegen M. Gorki. Leute, die in ihrem Wohlleben nicht durch die Not der Mitmenschen gestört sein wollen, lesen Kuprin nicht, sie übersehen ihn absichtlich.

A. I. Kuprin erblickte 1870 das Licht der Welt. Seine Eltern lebten in guten Verhältnissen. Jedenfalls hatten sie die nötigen Mittel dazu, ihren Sohn Offizier werden zu lassen. Das ist bei uns in Russland nicht für jedermann eine Selbstver-

ständigkeit. Es braucht schon etwas dazu, vor allem Herkunft und Geld.

Die Berufung zum schriftstellerischen Schaffen verspürte Kuprin schon in jungen Jahren. Sein Erstlingswerk, eine kleine Erzählung unter dem Titel «Letztes Auftreten», erschien 1889 in der Nummer des «Russischen satirischen Blattes». Es war russischen Offizierschülern untersagt, sich journalistisch zu betätigen. Weil Kuprin diesem Verbot wesentlich zum Trotz eine Erzählung veröffentlichen liess, dazu inhaltlich in einer Form, die der Obrigkeit nicht genehm war, verknurrte ihn der Kommandant zu scharfem Arrest. Es hätte nicht viel gefehlt, so wäre Kuprin relegiert worden. Irgendein glücklicher Umstand bewahrte ihn davor.

Nachdem Kuprin das Offizierspatent in der Tasche hatte, schrieb er weiter. Im Jahre 1896 entstand die Novelle «Moloch». Sie wurde im Journal «Russischer Reichtum» veröffentlicht. Darin nahm der Verfasser Stellung zum Kapitalismus. Ich präzisiere: In der Novelle «Moloch» legte Kuprin die Bedeutung dar, welche die Industrie im Kapitalismus einnimmt. Das war in der russischen Literatur erstmalig. Die Fabrik in der Gestalt eines Moloches verschlingt des Menschen höchstes Gut: Die Gesundheit. Ingenieur Bobrow, der in diesem Werk die Hauptrolle darstellt, erzählt davon, wie die Fabrikarbeiter für einen Pappenstiel jahraus, jahrein für den Moloch ihr Bestes hergeben müssen und unter den äusserst ungünstigen Lebensbedingungen das Durchschnittsalter von vierzig Jahren selten überschreiten. Krankheiten, mangelhafte Hygiene sowie Unterernährung rafften die Menschen vorzeitig dahin.

Im Kriegsjahr 1905 kam der Roman «Zweikampf» von Kuprin heraus. Die IV. Sammlung «Das Wissen» übernahm dessen Drucklegung. Der Held des Romans ist Leutnant Romaschow. In der Rolle dieses jungen Offiziers bringt der Schriftsteller seine Erlebnisse im Militärdienst der Öffentlichkeit zur Kenntnis. Rückhaltlos deckt er darin die Missstände in der Armee auf, beschreibt in anschaulicher Weise die notorische Trunksucht und Ausschreitungen der Offiziere gegen die schutzlosen Soldaten. Ein Beschwerderecht besteht wohl zu Recht, doch wird davon kein Gebrauch gemacht, aus Angst vor Vergeltungsmassnahmen. Als Romaschow als vorbildlicher Zugführer seinen Kompagnieführer Sliwa der Soldatenmisshandlung bezichtigt, schleudert ihm der Hauptmann ein Kraftwort ins Gesicht, mit dem Kom-

mentar, er – der kleine Leutnant Romaschow – werde in einem Jahr ebenfalls ein Soldatenschinder sein, falls er nicht vorher wegen Laxheit aus dem Regiment ausscheiden müsse. Kuprins Enthüllungen erfolgten in einem psychologisch geschickt gewählten Augenblick, als die Gemüter nach dem verlorenen Krieg und infolge der Wirren im Innern des Landes ohnehin stark erhitzt waren.

Vor allem wurde das Buch «Zweikampf» von den Angehörigen der im Fernen Osten fechtenden Armeen gelesen. Wer des Lesens unkundig war, dem las man es laut vor, im Kreise vieler anderer Analphabeten. Die Rezipienten hatten regen Zuspruch. Auch Bondarenko ging hin, hörte aufmerksam zu und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Wie viele seiner Kameraden lernte auch er die Schikanen und Brutalität der Offiziere und Unteroffiziere am eigenen Leibe kennen. Von eigens dazu bestimmten Agenten der sozialistischen-revolutionären Partei Russlands vollends aufgestachelt, wurde aus dem ruhigen, besonnenen Bauern Bondarenko ein eifriger Mitläufer der Soldateska, der an etlichen Exzessen gegen die Offiziere lebhaften Anteil nahm, nach dem Losungswort: Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Schliesslich kam die Demobilmachung. Bondarenko kehrte in sein Heimatdorf zurück, fand Arbeit bei der Molkerei in Murenzewo, jedoch seiner Auffassung nach nicht den für seine Leistungen entsprechenden Lohn. Er konnte der revolutionären Gesinnung nicht loswerden. Im Gegenteil: Bondarenko betrachtete gegenüber den früheren Dienstkameraden, ja sogar gegenüber den breiten notleidenden Arbeitermassen es als seine höchste Pflicht, Unwissende aufzuklären, Zaghafte und Säumige aufzupeitschen. So bekam er bald grossen Zuzug für die Partei, der er sich auf Leben und Tod verschrieben hatte. Als glühender Verfechter der neuen Weltanschauung prallte er plötzlich mit der ruhigen Wesensart von Fritz Haueter zusammen. Es kam in der Folge so, wie es kommen musste.

Ich kenne Bondarenko sehr gut. Er ist in seiner Denkweise wohl etwas primitiv, jedoch in charakterlicher Hinsicht durchaus lauter. Ich sage dies nicht nur deshalb, weil ich seine politische Überzeugung weithin teile, sondern aus dem einfachen Grunde, weil dem in Wirklichkeit so ist.

Als Haueter ihn bei der Polizei verzeigte, empfand Bondarenko dies als einen Anschlag, als Verrat an der heiligen Sache der Revolution, die das russische Volk von allen Lei-

den erlösen soll. So, wie ich die russischen Menschen kenne, neige ich zur Ansicht, Haueter wäre besser beraten gewesen, wenn er Bondarenko ein paar Ohrfeigen verabreicht hätte. Eine körperliche Züchtigung würde Bondarenko eher eingesteckt haben, die Mitteilung an die Polizei über seine politische Tätigkeit dagegen scheint er nicht vergessen zu können. Er glaubt, seinem schlimmsten Feind Auge in Auge gegenüberzustehen.

Als Nichtkenner der russischen Mentalität hat Haueter, der sich sonst durch ausserordentliche Arbeitskraft, unerschrockenes männliches Auftreten, imponierendes Wissen, Klarheit des Ausdruckes und Wucht der Persönlichkeit auszeichnet, schon mehrmals die Feinheit der diplomatischen psychologischen Menschenbehandlung vermissen lassen. Manchmal können gutgemeinte Druckversuche, mögen sie kommen, woher sie wollen, nur Ergebnisse haben, die den gesuchten entgegengesetzt sind. Bei der Beurteilung und Behandlung von Menschen ist der Instinkt ebenso wichtig wie die Intelligenz. Dieser Instinkt muss überall da wirksam werden, wo Menschen sich gegenüberstehen, er muss gleichsam Helfer der Psychologie sein.

An dem, was sich ereignet hat, kann nachträglich nichts mehr geändert werden. Es besteht keine Möglichkeit, alle jene Gerüchte und Anklagen wieder einzusammeln, die gegen Fritz Haueter in Umlauf gesetzt worden sind. Andererseits ist zu hoffen, dass Bondarenko seine Angriffe gegen Haueter einstellen und über diese leidige Geschichte endlich Gras wachsen wird.»

Nilka unterbrach seine langen Erklärungen. Er hatte wieder seiner Gewohnheit rasch gesprochen, seine Sätze leicht und elegant formuliert, mit Antworten auf meine Zwischenfragen wie mit Tennisbällen jongliert.

Ich liess seine Worte in mir nachwirken, um sodann die Frage an ihn zu richten: «Wie gedenken die Sozialrevolutionäre einen politischen Umschwung zu verwirklichen, und welche Vorteile erhoffen sie von ihm?»

«Ich bin nicht aktives Mitglied der Partei, sondern sympathisiere lediglich mit ihren Idealen!» erklärte Nilka mit ungerührter Miene. «Die Zukunftspläne der Sozialrevolutionäre entziehen sich daher meiner Kenntnis. Ich stelle mir ihre Bestrebungen nur von ungefähr vor: Zuerst wollten die führenden Männer von drei oppositionellen politischen Parteien

– sofern von einer Opposition in unserem Lande überhaupt gesprochen werden kann – die politische, wirtschaftliche und soziale Wandlung in Freiheit und mit friedlichen Mitteln durchführen. Sie versuchten, wie eine Zeitung schrieb, die geheim gedruckt und herumgeboten wird, die Quadratur des Zirkels zu finden. Der Versuch misslang. Hier ist der Beweis dafür: Der Priester Georgij Apollonowitsch Gapon führte friedliche Petersburger Arbeiter, als sie am 22. Januar 1905 dem Zaren eine Petition überreichen wollten, vor den Winterpalast in St. Petersburg. Die Bittsteller wurden mit Waffengewalt zurückgetrieben. Mag sein, dass nicht der Zar persönlich den Befehl zur Eröffnung des Feuers gab, doch trägt er die Verantwortung dafür. Er weist einen erschreckenden Mangel an charakterlichen Qualitäten auf. Nikolai II. ist auch gesinnungsmässig eine labile Figur ohne Rückgrat. Durch das Unfehlbarkeitsdogma ist die Monarchie zum Absolutismus übergegangen und hat sich gegen jeden demokratischen Einfluss hermetisch abgeriegelt. Das Volk glaubt längst nicht mehr an die Unfehlbarkeit der Krone. Darum sollte der Zar abtreten, zugunsten einer konstituierenden Versammlung. Mit ihm hätte konsequenterweise auch der Feudaladel in der Versenkung zu verschwinden, der mit einer Hypothek der Zwangsherrschaft aus dem Zeitalter der Leibeigenschaft schwer belastet ist. Ich habe volles Vertrauen zur heranwachsenden Generation. Es bleibt zu hoffen, dass sie zielbewusst, aber frei von Ressentiments gegen die Vergangenheit vorwärtsschreiten wird. Vielleicht wird man jetzt den asiatischen Zeitbegriff annehmen, der eher in Dezennien als in Monaten rechnet und erkennen lässt, dass solche Probleme eine historische Entwicklung durchmachen, also nicht von heute auf morgen gelöst werden können.

Das wäre die Antwort auf die Frage: Wie soll die Revolution durchgeführt werden? Die zweite Frage ist leichter zu beantworten: Wir alle kämpfen vor allem für die Anerkennung der Menschenrechte. Die persönliche Freiheit sollte unbedingt gewährleistet werden. Ferner stehen wir ein für die Presse- und Redefreiheit; für die Abschaffung der durch Geburt verliehenen Vorrechte und schliesslich für die Hebung der Lebensbedingungen. Das sind in kurzen Zügen die hauptsächlichsten Ziele der Revolution, die allgemein erwartet wird und früher oder später kommen muss. Wir müssen Geduld haben. Russland ist gross und die Wolga fliesst langsam!»

Nilka hatte seine Beichte beendet. In der Nähe sandte ein Uhu seinen zitternd-klagenden Ruf in die dunkle Nacht. Eine Weile später fielen wir in tiefen Schlaf.

Fritz Haueter verlässt Murensewo

Die Tage vergingen; Weihnachtszeit stand vor der Tür. Der Schnee lag meterhoch, das Thermometer fiel bis dreissig und mehr Grad unter Null. Der Nordwind raste über die Steppe. Die Tage waren sehr kurz, dafür wollten die Abende und Nächte kein Ende nehmen. Glücklich war der, welcher sich eines gesegneten Schlafes erfreute. Kurz: Der sprichwörtlich strenge Winter machte seinem Ruf alle Ehre.

In der Molkerei gab es wenig zu tun. Wir hatten also sehr viel Freizeit, die jeder nach seinem Gutdünken verbrachte. Die Russen sind ein gastfreundliches und geselliges Volk. Wenn Besuch kommt, was oft geschieht, wird gefeiert. Dann wird getrunken, gegessen und gesungen, Geschichten erzählt und – aufgeschnitten. Ganz wie bei uns in der Schweiz.

Über Weihnachten und Neujahr kam Wasska Maslenikow in sein Heimatdorf. Kess sah er aus in seiner kleidsamen Uniform (das Unterrichtsministerium schrieb den Mittelschülern das Tragen einer Uniform mit militärischem Schnitt als Obligatorium vor). Viele junge Mädchen warfen ihm unmissverständliche Blicke nach. Maslenikow quittierte sie mit siegesbewusstem Lächeln.

Maslenikow besuchte auch uns. Haueter lud ihn zur Silvesterfeier ein. Maslenikow sagte freudig dankend zu. Es blieb bei einer Herrengesellschaft.

Und nun sass Maslenikow erstmals an unserem Tisch, mit gewölbter Brust und strahlendem Gesicht. Rötlich-braun glänzte sein dichtes Haar im Lichte des sechsarmigen Leuchters. Mit klugen Augen musterte er der Reihe nach die geladenen Gäste. Es schien mir, als ob ihm nur noch die Schmissee auf den Wangen fehlten, um den königlich-preussischen Referendar zu vervollständigen.

Nach reichlichem Essen und nicht weniger Trunk erreichte die fröhliche Stimmung ihren Höhepunkt. Mit unbewegtem Gesicht «kippt» der Russe – hoch und niedrig – ein Glas Wodka nach dem andern. Er verträgt eine Unmenge davon, die den stärksten Mitteleuropäer glatt umwerfen würde. Dabei schätzt er mit wachen Augen die Trinkfestigkeit der übrigen Zecher.

Maslenikow trank mässig, sein Interesse war ausschliesslich auf das Essen gerichtet. Plötzlich blieb sein Blick auf einem jungen, hageren Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft haften, der über den Durst getrunken hatte. Mit der Flasche in der Hand machte Haueter die Runde um den Tisch und füllte die Gläser mit feurigem Dsinandali. Dieser Weisswein reift im fernen Kaukasus auf schmalen, übereinandergelegten Terrassen und perlt wie Champagner. Der Gutsbesitzer erhob sich mühsam vom Stuhl, musste sich aber schnellstens an der Tischkante festhalten, um nicht umzufallen. Mit gläsernen Augen und einer Stimme, die vor Pathos bebte, liess er den Zaren aller Reussen hochleben. Dann leerte er sein Glas, stellte es zurück und schüttelte sich heftig.

«Hat Ihnen der Wein oder die Emotion über den fabelhaften Trinkspruch nicht gut bekommen?» fragte Maslenikow den Redner mit beissender Ironie.

Die Herren verzogen den Mund zu einem höflichen, wenn auch lustlosen Lächeln. Hätte der betrunkene Gutsbesitzer auf den Angriff des Gymnasiasten scharf reagiert, wäre lodernde Gefahr im Anzug gewesen. Doch nichts geschah. Der Angegriffene überhörte geflissentlich die unangebrachte Bemerkung, stoisch liess er den Spott über sich ergehen. Der Zwischenfall löste sich in Minne auf.

Dieser mit Freunden und Bekannten verbrachte Altjahrsabend war gleichzeitig eine Abschiedsfeier, denn Haueter verliess bald darauf die Stätte seines jahrelangen, segensreichen Wirkens.

Anderntags, d.h. am 1. Januar 1908, begab ich mich zu Haueter, um ihm zum Jahreswechsel Glück und Wohlergehen zu wünschen. Haueter empfing mich mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen, das ich an ihm sonst nicht kannte. Sein Gesicht blieb meistens ernst. Überhaupt war seine Haltung mir gegenüber in letzter Zeit so, dass ich das bestimmte Gefühl bekam, er habe die Gewissheit, irgendeinen Trumpf ausspielen zu können. Heute sollte sich dieses Gefühl bewahrheiten.

Wir schüttelten uns die Hände, sagten uns das, was man sich an solchen Tagen sagt. Dann setzten wir uns in tiefe, weiche Sessel. Auf der marmornen Platte des Rauchtisches standen Gläser, Flaschen und ein Aschenbecher, der nicht ausgeleert war. Es roch nach kaltem Rauch.

Haueter kredenzte einen Schwarzen mit Kirschwasser. Wir tranken auf eine frohe, glückliche Zukunft. Ich trank zu

hastig, mit verzogenem Gesicht. Haueter goss die Gläser wieder voll. Er erhob sein Glas: «Auf das Wohl unserer lieben Heimat!» Wir stiessen an. Silberhell klangen die Gläser.

«Höre mal aufmerksam zu, mein Lieber!» begann mein Gastgeber, «auf der Traktandenliste stehen verschiedene Fragen zur Diskussion. Nummer eins: Wasska Maslenikow, um den gleich vorwegzunehmen. Sieh' dich vor, sonst könnten dir seinetwegen leicht Ungelegenheiten erwachsen. Du kennst doch das berühmte Sprichwort: «Sage mir, mit wem du gehst, so sage ich dir, wer du bist!» Auf deine Anregung hin lud ich Wasska gestern Abend zur gemeinsamen Begehung der Silvesterfeier ein. Und gleich beim ersten Anhieb beleidigte er einen meiner Gäste. Ich bedaure es, dass Chamow (das war der junge Gutsbesitzer) den Fehdehandschuh, den ihm der Grünschnabel vor die Füsse warf, nicht aufhob. Ein paar saftige Ohrfeigen hätten Wunder gewirkt, mehr als der von Chamow geübte Stoizismus.»

Ich wollte Einspruch erheben, meinen Freund Wasska in Schutz nehmen, doch Haueter schnitt mir mit einer unwilligen Handbewegung das Wort ab.

«Ich spreche in deinem Interesse, Waldemar. Du bist noch sehr jung und unerfahren. Als deine Mutter im Sterben lag, bat sie mich, auf ihren Sohn ein wachsames Auge zu halten, wenn er aus der Schweiz nach Russland zurückkehrt. Aus diesem Grunde gestatte ich mir, dir zuweilen am Zeug zu flicken. Du hältst zuviel von Wasska; ich weiss, er ist dein Tdeal. Wasska wird mit dem ihm angeborenen Fleiss und Durchhaltewillen das Maturitätsattest unter materiellen Entbehrungen demnächst erwerben. Er wird auf dieser Bahn weitergehen, bis zur Erlangung der akademischen Würde. Aber das ist doch kein Einzelfall, wie du es dir einbildest! Solche junge Menschen, die fabelhafte Karriere machen, hat es allerorts auf der Erdenrunde. Klugerweise hält Wasska sein rasches Temperament vorderhand im Zaume. Später aber, wenn er erwachsen ist, wird er bestimmt revoltieren, vielleicht gemeinsam mit Bondarenko. Eines Tages werden Maslenikow, Bondarenko und Konsorten von der Ochrana festgenommen und nach dem unwirtlichen Sibirien deportiert oder gar erschossen. Darum», so betonte Haueter mit allem Nachdruck, «möchte ich dich vor diesem russischen Wilhelm Teil warnen. Du würdest jedenfalls als Mitschuldiger an Verschwörungen oder sagen wir zumindest wegen

politischen Machenschaften gegen die bestehende Ordnung in deinem Gastland für die Schweiz keine Ehre einlegen.»

«Auch die alten Eidgenossen kämpften für die Freiheit ihrer Heimat», versuchte ich Haueter entgegenzuhalten.

Haueter runzelte die Stirn: «Das war etwas ganz anderes. Die alten Eidgenossen wehrten sich vor allem gegen fremde Herrschaftsbestrebungen. Diese Tendenz war vertretbar, sogar ihre Pflicht. Was wären wir heute ohne die Helden aus der Schweizergeschichte. Ein Satellitenstaat von Deutschland, Frankreich, Italien oder Österreich! Erst beim Untergang der alten Eidgenossenschaft machten unsere Vorfahren dann so eine Art Miniaturrevolution. Aber sie war kurz. Die Ordnung kehrte im Schweizerhaus bald wieder ein.

«Verstanden?» fragte Haueter.

«Vollkommen», antwortete ich.

«Die Russen sind noch nicht reif zu solchen Taten», fuhr Haueter fort. «Unter der Revolution verstehen sie alles mögliche, vor allem Raub, Mord und Totschlag. Sie möchten gleich das ganze Land ohne Entgelt an sich reißen, ihre Besitzer am ersten Baum aufhängen. Das ist die Freiheit, welche sich Bondarenko und Maslenikow vorstellen. Solche Leute sollen sich bloss nicht einbilden, uns Schweizern etwas vormachen zu wollen. Für den Kampf gegen Gewalt und Despotie habe ich volles Verständnis. Einen unerschrockenen Menschen stelle ich höher als den Untertan. Aber die Wandlung von der alten zur neuen Ordnung muss schrittweise und nicht in Bausch und Bogen verwirklicht werden. Russland wird seit uralten Zeiten mit der Knute regiert. Niemand kann wissen, was geschehen wird, wenn man die Muschiks plötzlich von den Fesseln befreit. Es kommt ungefähr auf dasselbe heraus, wie wenn ich den Löwen aus dem Käfig lassen und mit ihm auf einer öffentlichen Promenade lustwandeln würde. Beide Parteien, die Revolutionäre einerseits, und die Polizeiorgane andererseits, warten hinterhältig, dass die andere den ersten Schritt macht... den ersten falschen Schritt. Und dann wollen sie sich einander an die Gurgel springen, diese beiden Gegner.»

Akulina brachte uns die zweite Tasse schwarzen Kaffee. Er war brühheiss. Haueter blies aus vollen Backen in die Tasse und sah mich ein wenig von unten her an, als wollte er prüfen, ob ich überhaupt fähig sei, seinem Referat zu folgen. Ich nickte ihm zu und war froh, seine Meinung über Russland zu vernehmen, um die ich ihn längst bitten wollte.

«Die Besserung des Lebensstandards für die breiten Volksmassen nur mit friedlichen Mitteln unter Ablehnung der Gewaltlösung wurde anfänglich wohl angestrebt, führte jedoch zu keinem Erfolg», warf ich rasch ein.

Der blonde Hühne stellte die Kaffeetasse behutsam auf die Tischplatte und entgegnete mit unbewegter Miene: «Ich kann es mir leicht vorstellen, auf welches Ereignis du anspielst. Auf die Schiesserei im Januar 1905 vor dem kaiserlichen Palast in St. Petersburg, nicht wahr?»

Ich nickte.

Haueter lächelte maliziös: «Diese Schiesserei ist seither ein gefundenes Fressen für die Sozialrevolutionäre. Die Eröffnung des Feuers auf die herannahenden Arbeitermassen erfolgte auf Anordnung des Palastkommandanten, dem das Herz in die Hosen fiel. Bei ihm war das keine Frage der nüchternen Beurteilung der Lage, sondern des Mutes, der ihm abging. Dieser bedauerliche Vorfall darf keineswegs verallgemeinert werden.

Nikolai II. hat eben nicht die genialen Eigenschaften eines Monarchen wie beispielsweise Peter I. der Grosse. *Rex régnât, sed non gubernat* (Der König herrscht, aber er regiert nicht). Heinrich IV. von Frankreich soll gesagt haben: «Ich wünsche, dass sonntags jeder Bauer sein Huhn im Topf hat.» Nikolai II. kümmert sich nicht um den Inhalt der Töpfe seiner Muschiks. Aber was geschieht, wenn Nikolai II. gehen muss? Nach der Ermordung Pauls, des Zaren von Russland, im Jahre 1801 soll ein russischer Grosser zu Graf Münster, dem hannoverschen Gesandten gesagt haben: «Der durch Meuchelmord gemässigte Despotismus ist unsere Verfassung!»

Wir dürfen Folgendes nicht vergessen: Die schweizerische Demokratie ist jahrhundertealt, in Russland dagegen herrschte vor 47 Jahren noch die Leibeigenschaft. Was unserem Volke nach Diskretion erlaubt werden darf, muss den Russen löffelfeise eingetrichtert werden. So ist z.B. das Schiesswesen in der Schweiz nicht nur ein Sport, sondern eine tragende Säule ihrer Wehrbereitschaft, also eine vaterländische Handlung. Soweit ist Russland noch nicht. Was würde wohl seine Bevölkerung beginnen, wenn sie Gewehre erhielte?

So steht es mit den Aussichten auf die Folgen einer Revolution in Russland!»

66

Ich lächelte etwas unsicher und nickte dann.

Haueter fuhr fort: «Gegenwärtig rumort es hier überall. Die brennende Lunte am Pulverfass kann vielleicht noch aus-

gelöscht werden. Feinde von gestern können zu Freunden werden. Über politische Grenzen hinweg lassen sich Brücken schlagen – wenn auf beiden Seiten anständige Gesinnung und Menschlichkeit das Handeln bestimmen. Das russische Volk ist arm, und wo die Not gross ist, fassen fremde Ideologien schnell Fuss. Extreme Einkommensunterschiede erzeugen extreme politische Ansichten.. Gelingt es nicht, die Extreme einander etwas anzugleichen, werden die unbemittelten Volksschichten eines Tages ihre Forderungen stellen und sich politisch extrem organisieren. Leute wie Bondarenko hätten dann Aussicht auf Erfolg. Gelingt es aber in letzter Stunde, die Gegensätze zu mildern oder gar zu beseitigen, so wird dies ein Beitrag zur Sicherung des Arbeitsfriedens und der politischen Stabilität sein.

Heute liegt alles noch in der Schwebel. Kaum ein Land ist geistig mehr von der Welt abgeschnitten als Russland. Der Grund dazu liegt nicht einzig in seiner geographischen Lage oder gewisser Ideologien; er liegt tiefer: Russland schaut noch immer rückwärts, auf seine grosse Vergangenheit. In einigen Landesteilen lebt es in einer Art mittelalterlichen Provinzialismus. Man pflegt die russische Geschichte im Allgemeinen in zwei grosse Abschnitte einzuteilen: die vorpetrinische, sozusagen die russische Antike und das Mittelalter und die nachpetrinische. Peter der Grosse hat Altrussland zerstört und den Grundstein für Neurussland gelegt. Indem Peter das Zentrum Russlands nach Petersburg übertrug, schnitt er gewissermassen eine Tradition entzwei, die Tradition von Moskau. Moskau war das natürliche Zentrum Russlands. Dort wuchs das russische Reich und der russische Geist zu etwas Ganzem, Einheitlichem aus. Dort reifte langsam, in «tiefer Dämmerung» die russische Idee. Was war sie eigentlich? War es etwa das byzantinische Christentum, das am Rande des Orients geboren, zu einem Volke gelangte, welches langsam und schwermütig, impulsiv und unberechenbar ist, demütig und despotisch zugleich, widerspruchsvoll, weniger intellektuell als emotionell, allem Klaren, Geraden, Festumrissenen, Rationalen abhold, in Stimmung aufgelöst? Gab es vor Peters Regierungszeit überhaupt eine russische Kultur? Gewiss. Aber sie war so ungemein primitiv, halb barbarisch. Und gerade darin hatte Peter ganze Arbeit geleistet. Er regierte überzeugt, entschlossen, kein Mensch wagte es, ungerufen sich in seine Amtsgeschäfte ein-

zumischen. Darum war er im Gegensatz zu Nikolai II. ein genialer Herrscher.

Es ist nicht leicht, ein so grosses Reich wie Russland zu regieren, besonders jetzt, wo die Verhältnisse sich abrupt wandeln. Als ich vor dreizehn Jahren hier ankam, war ich – wie es jedem Schweizer ergehen kann – von seiner Grösse und Weite, von diesen für uns ungewohnten Distanzen tief beeindruckt. Die Schweiz ist klein und dennoch hatten die Gründer unseres ewigen Bundes gewisse Gefahren ins Auge gefasst, als sie im Bundesbrief von der «malita temporis», der Arglist der Zeit, sprachen.»

Haueter schwieg. Sein Gesichtsausdruck, der zuvor etwa dem eines dozierenden Pädagogen geglichen hatte, lockerte sich. Er brachte sogar wieder ein Lächeln auf.

Nach kurzer Pause ging Haueter zum zweiten Traktandum über. «Ich habe mich nach reiflicher Überlegung dazu entschlossen», begann er, «von hier fortzugehen. Meine Absicht ist, mich endlich einmal selbständig zu machen. Dazu ist bereits alles vorbereitet. Dein Onkel Nikolai habe ich davon unterrichtet. Er wird versuchen, bis zum 1. April, dem Zeitpunkt meiner Abreise, einen Ersatzmann für mich zu finden. Wir beide, Onkel Nikolai und ich, finden nämlich, dass du für die Leitung der Molkerei angesichts deiner Jugend und Unerfahrenheit nicht in Betracht kommen kannst.»

Das war ein kurzer und bündiger Bescheid. Ich wusste genau, dass Haueter von seinem Entschluss nicht abzubringen war. Es blieb mir daher nichts anderes übrig, als ihm mein Bedauern über seinen Weggang auszusprechen.

Am 15. März traf der neue Meister ein. Es war mein Vetter, namens Iwan Erlikow, der in Russland aufwuchs und als gewiegter Fachmann galt. Erlikow war zwölf Jahre älter als ich. Seine Mutter, die ältere Schwester meines Vaters, heiratete einen Russen und trat seinetwegen der orthodoxen Kirche bei.

Haueter verliess uns vereinbarungsgemäss am 1. April. Kurz vorher kam Onkel Nikolai nach Murenzewo, um mit ihm geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen. Dann verlor ich Haueter gänzlich aus dem Blickfeld. Ich sah ihn vierzehn Jahre später, im Spätherbst 1922. Er kehrte als gebrochener Mann aus Sowjetrussland in seine Heimat zurück. Sein alter Wunsch, in Erlenbach ein kleines Häuschen mit etwas Land zu erwerben, blieb unerfüllt. Dies dürfte wohl die grösste Enttäuschung seines Lebens gewesen sein. Das traurige Ende

eines so wertvollen Menschen war umso tragischer, als Haueter in seiner genügsamen Art vom Leben nie viel erwartet hatte. «Um glücklich und zufrieden zu sein», pflegte er zu sagen, «genügt nicht immer der Besitz von grossen irdischen Gütern, sondern vielmehr die so seltene Fähigkeit, des Glückes und der Zufriedenheit überhaupt teilhaftig sein zu können.»

Es drängt sich die Frage auf, aus welchen Gründen Haueter nicht früher zurückgekehrt ist. Sehr wahrscheinlich vermochte ihn das Gastland, nachdem er die unangenehmen Erinnerungen an Murenzewo überwunden hatte, mit seinen weiten Horizonten und der unberührten Natur erneut zu fesseln und nicht mehr loszulassen. Trotz aller Rückständigkeit bot Russland ein breites, behäbiges Leben und den Ausländern unbegrenzte Verdienstmöglichkeiten.

Der Abschied von diesem aufgeschlossenen, gütigen Menschen, der an die Stelle meiner Eltern trat, mich beriet und beschirmte, tat mir weh. Mein ganzes Sein war so stark an Haueter gebunden, dass ich während den ersten Tagen nach seiner Abreise immerfort an ihn denken musste. In einer Nacht glaubte ich seine raschen, energischen Schritte zu hören, ihn an der Türe zu klopfen. Ich fuhr aus dem Halbschlummer und rief: «Herein!» Niemand, die Schritte waren verhallt. Ich blickte auf den Wecker: zwölf Uhr. Du hast geträumt, dachte ich und schlief wieder ein. Die Schritte und das Klopfen wiederholten sich Nacht für Nacht. Einmal nahm ich den Revolver zur Hand, ging in den Korridor hinaus. Nichts. Unverhofft, wie er gekommen war, verschwand der Spuck.

Durch eine dichte Lindenallee, wie sie in Russland auf den Herrensitzen häufig anzutreffen war, führte der Weg zu meinem Elternhaus, direkt vor die Türe aus Eichenholz, mit dem massiven Türklopfer. Aus dieser Türe trat ich hinaus in die weite Welt, durch sie kehrte ich zurück, wohlwissend, wohin ich gehörte. Mochte es mir schlecht ergehen, das traute Daheim nahm mich immer wieder auf, linderte den Schmerz, auch dann noch, als die Mutter dem Vater im Tode gefolgt war. Ich kam und wärmte mich an allem, was mich an die Vergangenheit erinnerte. Auf der anderen Seite des Hauses lag der Garten. Eine alte Mauer, epheuumspinnen, trennte ihn von der Molkerei. Sie war bloss ein Meter hoch, aber sehr breit und wuchtig erbaut, denn der Handwerker sparte nicht mit Ziegeln und Mörtel. Viele Jahrzehnte lang

stand die Mauer. Während der Handwerker starb, der sie erstellte, und auch dessen Kinder diese Welt verliessen, und wiederum deren Kindeskindern geboren und alt wurden und so fort durch Generationen, stand die Mauer aus der Zeit der Leibeigenschaft da, lange, lange ...

In einer Ecke dieses Gartens stand einst ein mächtiger Baum. In seinem Schutze fanden meine Zusammenkünfte mit Wasska statt, damals, als die Mutter noch lebte. Es kam der Augenblick, wo der Baumriese seine Krone demutsvoll zur Erde neigte. Ein Sturm legte ihn um. Auf seinem Strunk zählte ich 135 Jahresringe. Der Baum war nicht mehr da, jedoch die an ihn geknüpften Erinnerungen blieben unvergessen.

Von jener Gartenecke aus hatte man einen Überblick auf das ganze Haus. Die vielen Äpfel- und Birnbäume, von der Hand meines Grossvaters gepflanzt, standen noch, das Schlafzimmer im östlichen Teil des Hauses, es barg mich erneut. Wohl fehlten mir die Eltern, doch Haueter, ihr Statthalter, war da, wie der ruhende Pol im Geschehen unserer kleinen Welt.

Bis eben eines Tages der Traum des vom Leben erfüllten Heims zerstört wurde. Die vielen Zimmer und Kammern erschienen leer. Mit einem Schlage erlosch alles, was mir lieb und teuer war. Das vertraute, befreiende Gespräch verstummte. Und nur die Zeit vermochte auf die Dauer über die Lücke hinwegzuheben, die ein guter Mensch durch seinen Weggang gerissen hatte.

Als die Kornblumen blühten

Um die Mitte des Monats April besuchte ich Nilka. Neben seiner Isba waren Fischnetze und Wildfelle über Stangen zum Trocknen ausgespannt. Vor der hölzernen Türschwelle lagen die beiden Hunde Tresor und Schumilka. Blinzelnd und von Zeit zu Zeit mit den Ohrlappen zuckend, hielten sie die Köpfe auf die gekreuzten Pfoten geschmiegt. Als sie meiner gewahr wurden, gäben sie laut, beruhigten sich jedoch bald wieder.

Ich betrat das Haus des Bauern und Jägers. Nilka reinigte gewissenhaft die doppelläufige Schrotflinte, welche aus der berühmten Waffenschmiede in Tula stammte. Er rüstete sich zur Waldschneepfenjagd, welche um diese Jahreszeit ihren Anfang nimmt. Nachdem wir eine Weile miteinander ge-

plaudert hatten, vereinbarten wir, uns am folgenden Tag um vier Uhr abends wie gewohnt am östlichen Dorfausgang zu treffen.

Es war schönes und windstilles Wetter. Langsam näherten wir uns der Stelle im Fichtenwald, die beim Schnepfenstrich als günstig galt. Es war eine weit ausladende Schneise mit hingestreutem Unterholz. Wir nahmen unsern Stand ein und warteten. Zum Zeitvertreib zündeten wir uns Zigaretten an, diesmal schweizerischer Herkunft, Marke «Milla». Früh morgens fiel bei warmem Südwind leichter Regen. Bei solcher Witterung verspüren die verliebten Langschnäbel grosse Wanderlust, sie schwärmen einzeln und paarweise.

Einer roten Kugel gleich sank die Sonne immer tiefer. Zuletzt überfloss ein breiter Glutstreifen den westlichen Horizont. So leuchtete eine Zeitlang das Abendrot. Dann schwand es allmählich; die Farben verblassten in der Luft sowie auf der Erde. Wir standen regungslos, das gespannte Gewehr im Anschlag. Noch ein letztes Wispern der verspäteten Vögel, dann folgte geheimnisvolles Schweigen.

In gespannter Erwartung klopfte mein Herz stärker. Ich hatte noch nie zuvor eine Schnepfe erlegt, hoffte nun zuversichtlich, meine «Erste» aus der Luft herunterzuholen. — Plötzlich vernahm ich aus weiter Ferne ein seltsames Gezwitscher, dem schnarchende Laute folgten. Das Gezwitscher und die schnarchenden Laute wiederholten sich in kurzen Zeitabständen, kamen rasch näher und näher. Ich lauschte und spähte mit grösster Aufmerksamkeit, meine Hände schlossen sich fester um die Waffe. Da, durch die Abendluft, in geringer Höhe, kam flatternd und sich wiegend ein Schatten daher: die falzende Schnepfe. Mir fiel ihr überlanger, krummer Schnabel auf, mit dem der Vogel seine Nahrung aus dem sumpfigen Boden saugt.

Mit einem Ruck legte ich die Flinte an die rechte Wange und zielte. Im gleichen Augenblick zerriss ein greller Blitz die Dämmerung. Nilka hatte mit der ihm gewohnten Schnelligkeit gefeuert. Der flatternde Schatten fiel ihm vor die Füsse. Das Echo des Schusses rollte über den dunklen Wald hin und verebnete in der Ferne. Eine aufgeschreckte Drossel schlug rasch ein paarmal an. Dann kehrte die Stille wieder zurück.

Russland ist — wie gesagt — sehr wildreich, ganz besonders aber das Gouvernement Kaluga mit seinen unermesslichen Waldbeständen. An jenem Abend flogen die Schnepfen wie

toll. Im Verlaufe von einer halben Stunde strichen sie beinahe schwarmweise über unsere Köpfe hinweg. Auch eine Eule huschte gespensterhaft dicht über das Jungholz dahin, sie machte ihrerseits Jagd auf Beute. Ich verschoss meine ganze Munition, verzeichnete jedoch erst knapp vor dem Dunkelwerden einen Treffer. Ich stellte fest, dass das Schiessen auf bewegliche Ziele zuerst gelernt werden muss. Meinem Jagdgefährten gelang sogar eine Doublette, d.h. er schickte mit zwei rasch aufeinanderfolgenden Schüssen ein Schnepfenpaar ins Jenseits, als es in süßer Minne dahergeflogen kam und nicht im Entferntesten an den Tod dachte.

Auf dieser Jagd stehen die Schützen sonst weit voneinander entfernt. Diesmal verblieb Nilka deshalb in meiner Nähe, um mir nützliche Anleitungen zu geben.

Die günstige Strichzeit dauert in Russland etwa bis Ende April, anfangs Mai. Sobald der Laubwald sein erstes Grün bekommt, beginnen die Schnepfen mit ihrem Brutgeschäft.

Ende Mai ritt ich zu Pferd nach Kaluga und kehrte bei dieser Gelegenheit auch bei Maslenikow ein. Er bereitete sich auf die Reifeprüfung vor, büffelte ganze Nächte hindurch und sah auch demnach aus. Als ich ihm am frühen Vormittag meine Aufwartung machte, sass er brütend am Schreibtisch, den Kopf auf die Hand gestützt. Er repetierte. Maslenikow trank ohne Unterlass Schwarztee und rauchte kettenweise Zigaretten, um – wie er mir erklärte – wach zu bleiben. Der Ehrgeiz, die Matura als erster Schüler und womöglich mit höchster Auszeichnung, der Goldmedaille, zu bestehen, machte ihn fast krank. Die Gesichtsfarbe des Abiturienten war fahlgelb, die Backenknochen sprangen scharf vor und die Augen lagen tief in den Höhlen. Wir drückten uns schweigend die Hand, standen lange Zeit Aug' in Äug'. Dann hörte ich seine Stimme: «Du versäumst die heiligste Pflicht, die einem Erdenbürger auferlegt ist!»

Ich stutzte: «Und worin besteht diese Pflicht, wenn ich fragen darf?»

«Ein überliefertes Gesetz verpflichtet die Menschen, ihre Nächsten nicht dem x-beliebigen Schicksal zu überlassen, sondern sie von Zeit zu Zeit aufzusuchen, besonders aber dann, wenn sie nach aufmunterndem Zuspruch dürsten. Ich sah dich letztmals um die Jahreswende. Seither hätte ich das Zeitliche segnen können, du würdest die Trauerkunde nicht vor dem jetzigen Augenblick erfahren haben. Auf meinem Grabhügel würden bereits die ersten Frühlingsblumen spries-

sen.» Als Maslenikow seelisch ausgepackt hatte, bat er mich mit einer Handbewegung, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Mit dem rechten Fuss schob er mir einen Hocker zu. —

«Noch immer Repetitorium?» erkundigte ich mich bei Maslenikow, ihm kameradschaftlich auf das Knie klopfend.

«Ja. Und?»

«Ist es ausserordentlicher Fleiss oder Rückständigkeit?»

«Wahrscheinlich eine Kombination von beiden.»

«Welche Fächer wiederholst du gegenwärtig?»

«Augenblicklich Astronomie. Aber lassen wir jetzt die Kometen und auch die beunruhigenden Kleinplaneten zwischen Mars und Jupiter auf der Seite, obwohl mich gerade die Planetoiden am meisten zu interessieren vermögen. Halten wir uns jetzt nicht an Kosmisches, sondern an das Irdische. Wie geht es dir? Gibst du den Hasen und Füchsen in Murenzewo noch immer keine Ruh'? Was haben sich dort für Neuigkeiten ereignet? Darf ich dir eine Tasse Tee anbieten?» Maslenikow nahm eine Kartonschachtel mit Tabak und Papierhülsen von der Tischplatte und drehte rasch und kunstgerecht zwei Zigaretten, von der stärksten Sorte, die Russlands Erde hervorbringt.

Das Dienstmädchen trug Tee mit Gebäck auf. Im Laufe der Unterhaltung bekundete Maslenikow die Absicht, mit dem medizinischen Studium an der Moskauer Universität sogleich nach dem Abschluss der Gymnasialzeit zu beginnen. Murenzewo wollte er erst im Sommer besuchen. Um meinen Freund von der Arbeit nicht allzu lange abzuhalten, verliess ich ihn unter dem Vorwand, in der Stadt noch dringende Geschäfte erledigen zu müssen.

Das Wetter war trüb, aber warm. Kaluga hatte einst viele schöne Birkenalleen. Ihre Kronen waren jetzt mit hellgrünem Laubwerk überhaucht. Unter den Hausdächern zwitscherten die nestbauenden Schwalben.

Zuerst flanierte ich in den Strassen herum, schlug den Spazierstock wie ein Pfauenrad — damals trug man noch Spazierstöcke — und kehrte dann in das Grosse-restaurant «Praga» ein, wo immer etwas los war. Ich bestellte ein Glas Portwein, griff nach einer illustrierten Zeitschrift und versank im weichen Polster eines Klubfauteuils. Die Welt erschien mir im rosigsten Lichte, ich fühlte mich frei, glücklich, wunschlos ...

Menschen kamen, Menschen gingen. Eine dunkelhäutige Zigeunerin mit riesigen Ringen in den Ohrläppchen betrat das

Café, ging von Tisch zu Tisch und schlug den Gästen vor, ihnen für ein paar Kopeken aus den Handlinien die Zukunft zu lesen. Dann kam der Augenblick, wo Hermes, der Götterbote oder sogar Gott Amor in mein Leben eingriff.

Die Türe ging auf. Ein junges, adrett gekleidetes Mädchen stand im Raum und sah sich freundlich lächelnd um. Ihr Lächeln überstrahlte selbst den trüben Tag. Leichtfüßig ging es auf einen Tisch zu, an dem eine Dame in Schwarz ihren Tee trank.

Ich stutzte und fragte den Ober, ob er die Dame in Schwarz kenne.

«Gewiss. Das ist Frau Professor Zolotowa», gab er zur Antwort.

«Und wer ist die Kleine?» wollte ich wissen.

Der Ober lachte: «Ihre Tochter Vera.»

Ich gab dem Kellner ein Trinkgeld, ging geradewegs auf den Tisch zu, an dem die beiden Frauen sassen und verbeugte mich: «Wladimir K ... Darf ich Platz nehmen?»

Frau Zolotowa zog die Brauen hoch. Sie musterte mich scharf durch die Lorgnette, etwa so wie der Zoologe ein seltenes Insekt unter der Lupe betrachtet. «Ja, bitte», sagte sie dann betont distanziert, «kennen Sie meine Tochter?»

«Ja, gewiss. Allerdings nur ganz flüchtig», versetzte ich, «Ihre Tochter hatte im Herbst vergangenen Jahres die Liebenswürdigkeit, mir die Türe zu öffnen, als ich Wassilij Petrowitsch Maslenikow besuchte.»

Ich setzte mich hin, erzählte unbefangen, dass ich geschäftshalber aus der Provinz eingetroffen sei, als erste Handlung meinen Freund Maslenikow besucht habe und nun dem gütigen Zufall verdanken könne, die beiden Damen hier zu treffen.

Nachdem wir längere Zeit geplaudert hatten, lud ich Vera Zolotowa ohne Umschweife ein, am Abend des nächsten Tages mit mir ein Konzert zu besuchen, das von einer Regimentskapelle der Garnisonstruppen im Kasinogarten gegeben wurde. Das Mädchen lachte schelmisch, überlegte, wippte mit dem Fuss und wechselte einen flüchtigen Blick mit ihrer Mutter.

«Schüchtern sind Sie keineswegs, junger Mann!» antwortete Frau Zolotowa an Stelle ihrer Tochter.

«Wie meinen Sie das?» fragte ich mit geheuchelter Unschuld.

«Hören Sie gut zu, was ich Ihnen sage», fuhr Frau Zolo-

towa fort. «Wenn Sie meine Tochter morgen durchaus sehen möchten, sind Sie bei uns zum Abendessen eingeladen. Wir empfangen um acht Uhr.» Bei diesen Worten erhob sie sich, nickte leicht mit dem Kopf und strebte dem Ausgang zu, gefolgt von ihrer Tochter.

Anderntags Schlags acht Uhr zog ich an der Hausglocke in der Moskowskaja ulitza 11. Vera öffnete. Sie erschien in einem traumhaft schönen Abendkleid aus lachsfarbenem Taft.

Als ich Hut und Mantel abgelegt hatte, ging ich an der Seite des jungen Mädchens wie berauscht durch den Korridor, betrat den Salon, wo bereits eine grosse Anzahl Gäste sich angeregt unterhielt. Eine halbe Stunde später glitt die seidenverhängte Glastüre, wie von Geisterhand geschoben, geräuschlos seitwärts. Sie verband den Salon mit dem Esszimmer. Wie die übrigen Gäste, umschritt ich die hufeisenförmig aufgebaute Tafel und suchte nach meiner Tischkarte. Das Schicksal war mir hold: Vera sass an meiner Seite.

Ein fürstliches Festessen war bereit. Der obligate Wodka stand unter den Getränken an erster Stelle, ihm wurde in der Folge auch am meisten zugesprochen. Das Licht des Lüsters fiel auf die kostbaren Gemälde an den Wänden, auf den venezianischen Spiegel, fiel auf die dicken Teppiche, auf die Smokings und Uniformen der Herren, auf die nackten Schultern charmanter Frauen.

An soviel Glanz nicht gewohnt, war ich während den ersten Minuten im Umgang mit den Tischnachbarinnen zu meiner linken und rechten Seite etwas unsicher. Die gesellschaftliche Sicherheit und Fröhlichkeit steigerte sich in gleichem Masse mit der Anzahl der Wodkagläser, die wir leerten. Zuerst tranken wir auf das Wohl der Gastgeberin, die ihren Namenstag feierte. In Russland wird diesem Tag eine viel grössere Bedeutung zugemessen als demjenigen der Geburt.

«Ich vermisse Wassilij Petrowitsch Maslenikow», sagte ich zu Vera, die Tafelrunde überblickend.

«Wassilij Petrowitsch erhielt von uns die Einladung, an der Namenstagsfeier meiner Mutter teilzunehmen», gab Vera zur Antwort, und vergrub alsdann ihre Zähne in ein Kaviarbrötchen. «Als Grund seines Fernbleibens gab er Zeitmangel an. Wassilij Petrowitsch steht augenblicklich mitten in der Matura. Woher kennen Sie ihn übrigens?»

«Von meiner Kindheit an. Seither sind wir in unwandelbarer Treue miteinander verbunden.»

«Ach!» hauchte Vera höchst erstaunt, «das hätte ich nie

gedacht, zwei so grundverschiedene Menschen wie Sie und Wassilij Petrowitsch! Aber, les extremes se touchent, sagen die Franzosen.»

«Wie können Sie so etwas beurteilen, wo Sie mich bloss zweimal gesehen haben?»

«Der Unterschied zwischen Ihrer Wesensart und der von Wassilij Petrowitsch ist enorm gross, man kann ihn auch bei oberflächlicher Betrachtung kaum übersehen. Ihnen fehlt z.B. das Egozentrische, Wassilij Petrowitsch hat aber einen unbändigen Geltungstrieb. Sie begnügen sich vollauf mit dem, was Ihnen das Schicksal in den Schoss wirft, er nur mit dem Höchstmass, was die Welt vergeben kann. Dieser ehrgeizige Schüler leidet an «Lern-Psychose». Er saugt wie ein Löschblatt alles erreichbare Wissen auf, um später Karriere zu machen.»

Wir unterhielten uns sehr gut, tranken alles kunterbunt durcheinander, Wein, Wodka und Liköre. Plötzlich besann sich Vera eines Besseren, sie zog ihr Glas zurück, das ich immer wieder vollzuschenken versuchte. Gegenüber von uns sass Frau Zolotowa, die ihre Tochter mit besorgtem Blick betrachtete.

Nach den Tafelfreuden wurde musiziert, rezitiert, gesungen und getanzt. Ein Offizier trug Gedichte aus den Werken von Puschkin vor, ein anderer sang Volks- und Zigeunerweisen unter Begleitung eines Flügels, an dem Vera Platz genommen hatte. Es trat auch eine Sängerin auf, eine blonde Dame mit rundlichen Körperformen. Sie war die Gattin eines reichen Kaufmanns und auch demnach gekleidet: ein Cape in weisser Seide mit Gold- und Perlenstickerei. An ihren Händen sowie im Décolleté funkelte kostbarer Schmuck.

Ich sass an der Seite eines Oberprimaners, des Freundes von Maslenikow, und blickte hingerissen zu der ad hoc erstellten Bühne an der einen Seite des Saales, in dessen feingeschliffenen Wandspiegeln sich funkelnd das Licht zweier Lüster brach.

Kurz vor dem Morgengrauen verliess ich das gastliche Haus. Der im Lichterglanz erstrahlende Saal, gefüllt von einem überaus fröhlichen Publikum, stand in krassem Gegensatz zu den ärmlich gekleideten Fabrikarbeitern, die ich auf der Strasse traf. Ein hartes, freudloses Tagwerk hinter düsteren Zielmauern wartete auf sie.

Nach einer Strecke von etwa hundert Schritten blieb ich stehen, blickte zurück. Auf der Nordseite des Hauses Zolo-

towa zeigte sich ein kleines, milchiges Licht. Es floss aus dem Fenster, das zu Maslenikows Zimmer gehörte. Dort sass der Musterschüler hinter seinen geliebten Büchern und Heften. Sein Tagwerk hatte überhaupt keine Zeitbegriffe.

Als ich mich im Hotelzimmer zur Ruhe legte, waren meine Gedanken bei Vera. Beim Abschied flüsterte sie mir zu: «Kommen Sie heute zum Nachmittagstee, ich habe eine neue Sorte aus Assam, die leicht magnetisch ist. Wir werden dann zusammen lange, lange plaudern. Hm?»

Ich versprach mir eine vergnügte Stunde. Mit einem Lächeln auf den Lippen schlief ich ein.

Von diesem Zeitpunkt an – es war wie gesagt Ende Mai – traf ich mich mit Vera regelmässig zweimal in der Woche. Aus der flüchtigen Bekanntschaft entwickelte sich allmählich meine erste Liebe, an die ich mich immer gerne erinnere. Sie war licht, froh und glücklich. Lastotschka (Schwalbe), so hiess mein treues Reitpferd, fand den Weg nach Kaluga und zurück bei Nacht und Nebel, ohne dass ich die Zügel ziehen musste. Es fand ihn später auch zu jener Stelle, wo ich mit Vera geheime Verabredungen traf. Das war ausserhalb der Stadt, im Park eines verlassenem Landgutes. Der Ritt über die breite Strasse oder entlang den abkürzenden Wiesen- und Waldwegen durch die in sommerlicher Sonne und Fülle stehende Landschaft war ein Genuss. Schon von weitem blinkte das helle Frauenkleid. Wenn ich vom Pferde stieg, stand Vera vor dem hohen, schmiedeisernen Parktor, hinter dem in harmonischer Linie sich das schöne Landhaus ausbreitete. Während wir plauderten, weidete Lastotschka neben uns auf der Wiese.

Es folgten Wochen, die sich zu Monaten hinzogen und zuletzt den Hochsommer ausfüllten. Die an das Landhaus grenzenden Kornfelder reiften unter der Sonnenglut. In ihrem Schosse blühten Kornblumen. Abendliche Stille senkte sich hernieder. Durch die Baumkronen des dunklen Parkes strich leise der Wind. Wir sassen, eng aneinandergeschmiegt, auf der grünen Bank im kleinen Pavillon, von dem breite Kieswege nach allen Richtungen durch den weiten Park führten. Aus allem strömte ein vornehmer Lebensstil vergangener Zeiten. Hier mögen einst glückliche Menschen gelustwandelt haben. Was kann sie bzw. ihre Nachkommen zum Wegzug veranlasst haben? Aber hat nicht schon Iwan Turgenjew in seinen Werken auf die zunehmende Verarmung des russischen Adels auf dem Lande hingewiesen? Die grauen Mauern des Land-

hauses, dessen Fensterläden fest verschlossen waren, bröckelten langsam ab. Auf den Kieswegen wucherten Gras und Unkraut. Und vom kleinen Pavillon hatten zwei junge Menschen Besitz genommen ...

So kam und ging der Sommer, und ein goldener Herbst zog herauf. Am 20. September feierte Vera ihren zwanzigsten Geburtstag, zu dem wieder zahlreiche Gäste geladen waren. Es war eine Nacht voller Schwermut, die lauten Stimmen, das Licht und die Musik stimmten mich seltsamerweise nicht heiter. Aus diesem Grunde verliess ich kurz darauf den Saal und trat ins Freie. Um mich her war tiefe Finsternis und das Rauschen der Bäume im Park. Irgendwo sang eine prachtvolle Männerstimme. Die ganze Weise, wohltönend und kunstvoll wie eine Sonate aufgebaut, wiederholte sich mit eingelegten Atempausen unzählige Male. In der Dunkelheit war der frohe Sänger nicht zu erkennen. Unsagbar rein und gelöst klang seine Stimme. Er jubelte, weil es offenbar auf einmal so über ihn gekommen war und er nicht anders konnte, gleichgültig, ob ihn jemand belauschte oder nicht. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Sie kamen näher. Das war Vera, die mich überall gesucht hatte. Ich zog sie an mich, und wir schmolzen miteinander in schmerzvoll verhaltenem Begehren. Es war, als genügte es uns völlig, vom Verlangen des andern zu wissen und sich auf dessen Erfüllung zu freuen. Die Dauer einiger Herzschläge war hinreichend, die rückhaltlose Leidenschaft des andern zu spüren, die Leidenschaft, die durch keine Bedenken mehr gehemmt war. Kein Wort fiel zwischen uns.

Arm in Arm gingen wir langsam zum Park hinaus, jenem Landgut zu, das uns all die Zeit ein sicheres Refugium bot. Der Vollmond ging auf. Die ruhigfliessende Oka im Silberschein des Mondes, die weiten, stillen Felder und Wälder verfehlten ihre Wirkung nicht auf das sentimentale Wesen des jungen Paares.

«Das grosse offene Weltgeheimnis liegt in seiner ganzen Schönheit und Herrlichkeit vor uns im Lichte des gegenwärtigen Tages. Freue dich, dass du mit in der Welt bist und zu dem Wunder mitgehörst», sagte ein Dichter. War es nicht Raabe?

78 Ich und Vera sassen nebeneinander im kleinen Pavillon. Ringsherum eine verzauberte, schattenumspielte, vom Mond erhellte Welt. Ich hielt das Mädchen in meinen Armen. Wir küssten uns. So schwebten wir lange zwischen dem Mond

und den Sternen. Langsam verblassten die Sterne auf dem nächtlichen Firmament.

«Es wird hell», sagte Vera, «du musst mich nach Hause bringen.»

Ich küsste sie leidenschaftlicher denn je. Sie schloss ihre Arme um meinen Hals.

Wir gingen auf die Stadt zu. Im Osten begann sich der Himmel zu lichten. Der Morgen war sehr frisch.

«Also ...», sagte ich, «du wirst uns in drei Tagen verlassen, um dein Studium an der Universität in Moskau fortzusetzen. Wirst du mich vergessen?»

Vera warf sich mir in die Arme. Ihr bebender Körper presste sich gegen den meinen.

«Du musst mir schreiben, damit ich weiss, wann ich dich wieder erwarten darf», bat ich Vera mit flehender Stimme.

Und wie sie mich küsste, da fühlte ich zum erstenmal, was es heisst, ein Mann zu sein. Ein nie gekanntes Gefühl loderte in mir. Es war eine plötzliche, alles andere beiseitefegende Leidenschaft, die mich überwältigte ...

Mit ihrer echten Unschuld, ihrem fröhlichen Lachen und ihrer warmen, frischen Schönheit war Vera die Verwirklichung meines Traumes.

Vera sagte, dass wir uns so schnell wie möglich heiraten sollten. Nachher würde ich arbeiten, Geld verdienen, um eine Familie mit vielen Kindern ernähren zu können. Ganz so, wie es im Märchenbuch steht. Alles schien vollendet zu sein, aber es kam dann ganz anders.

Der grosse Wunsch meiner Verwandten, die mich in der Schweiz erzogen, war, ich sollte unberührt vom Umgang mit anderen Frauen in den Ehestand treten. Bei ihrem Denken war sie zweifellos von der besten Absicht für mein sittliches Heil geleitet. Allein, ich glaube niemals, auf diesem rein theoretisch aufgebautem Grundsatz könne in Wahrheit grosser Segen liegen. Rückschauend möchte ich heute in aller Offenheit sagen, dass mir die übertriebene Enthaltung auf diesem Gebiet – sei es aus religiösen, sittlich-ethischen oder anderen Gründen – als glatte Unnatur erscheint. Noch mehr: Manche Irrung vieler junger Menschen kann unbedingt auf ihre fanatische Fernhaltung vom Umgang mit dem anderen Geschlecht zurückgeführt werden, zu einer Zeit, in der die heranwachsende, gesunde Jugend auf natürliche Weise geben und nehmen will.

Die akademische Jugend revoltiert

Nachdem die Universität in Moskau schon im Jahre 1905 wegen Studentenunruhen vorübergehend geschlossen worden war, folgte eine längere Zeit der Ruhe. Diese Ruhe war jedoch nur scheinbar, in Wirklichkeit glimmte das Feuer im Untergrund weiter. Es wurden geheime Meetings abgehalten, an denen Agenten der revolutionären Bewegung als Redner auftraten und versuchten, die Studentenschaft für ihre Sache zu gewinnen. Sie hatten dabei leichtes Spiel, denn die akademische Jugend kämpfte seit jeher in vorderster Linie gegen den Terror, den das Innenministerium zur Unterdrückung des freiheitlichen Gedankens anwandte. In ihrer Mehrzahl bildete sie eine nicht zu unterschätzende Opposition gegen die Regierungsmacht und damit gegen die Monarchie.

Das russische Reich besteht aus dem eigentlichen Russland, dem Kaukasus, dem Zentralasien und dem riesigen Sibirien. Das ist ungefähr der sechste Teil des gesamten Festlandes der Erde. Eine wirkliche Volkszählung nach europäischem Muster fand in Russland erst am 9. Februar 1897 statt. Vorher wurden nur zur Feststellung der Kopfsteuer von Zeit zu Zeit Abschätzungen, die sog. Revisionen [im Ganzen 10], vorgenommen, denen später Berechnungen folgten. Hiernach betrug die Bevölkerung 91 Millionen. Nach dem Flächeninhalt, der geographischen Lage, der Einwohnerzahl sowie entsprechend seiner politischen und wirtschaftlichen Bedeutung ist Russland ohne Zweifel eine Grossmacht ersten Ranges.

Bis 1861 herrschte die Leibeigenschaft. Die Gutsbesitzer konnten ihre Leibeigenen nach Gutdünken behandeln, sie am Spieltisch verlieren oder gewinnen, sie kaufen und Weiterverkaufen oder strafweise, ohne gerichtliches Urteil, nach Sibirien verbannen.

Man kann sich davon gar keinen Begriff machen, wieviele menschliche Tragödien sich während Jahrhunderten in diesem Lande abgespielt haben.

Mit Ukas vom 3. März 1861 schaffte der Zar Alexander II. die Leibeigenschaft ab. Die Bauern erhielten im Durchschnitt drei Jucharten Land, mussten aber 50 Prozent der Ernte als sukzessive Amortisation den Gutsbesitzern abliefern, und zwar bis zur Höhe von zwei Milliarden Rubel, für damalige Zeiten eine ungeheure Summe Geld.

Russland ist ein ausgesprochenes Agrarland. Da es früher wenig Industrie hatte, setzte die Arbeiterbewegung verhält-

nismässig spät ein. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden immer mehr Fabriken; mit ihnen kamen auch die schlecht bezahlten Arbeitermassen.

Es meldeten sich auch ihre Führer. So gründete Georg Plechanow im Jahre 1883 die erste marxistische Gruppe, die sich Oswoboschdenie Truda (deutsch: Befreiung der Werktätigen) nannte. Sie bekannte sich zur Lehre von Karl Marx. Marx ist der Schöpfer des modernen Sozialismus, sein Hauptwerk, «Das Kapital», gibt reichlich Auskunft über den Gedankengang dieses Sozialpolitikers.

Plechanow gründete die genannte Gruppe nicht etwa in Russland, sondern in Genf, wohin er sich vor der polizeilichen Verfolgung geflüchtet hatte. Von dort aus leitete er die revolutionäre Bewegung in seiner Heimat. Vorerst waren Sasulitsch und Axelrod seine nächsten Mitarbeiter. Auf diese Weise entstand die Sozialistisch-Revolutionäre Partei Russlands, vielfach auch Sozialdemokratische Partei genannt. Ideologisch dürften sie weitgehend identische Begriffe gewesen sein.

Später kam Wladimir Ilitsch Lenin oder besser gesagt Ulianow, genannt Lenin. Er wurde 1870 in Simbirsk an der Wolga geboren. Lenin bezog 1887, also erst 17jährig, die Universität in Kasan, musste sie aber bald wegen der revolutionären Tätigkeit unter seinen Kommilitonen wieder verlassen. Er setzte das Studium autodidaktisch fort. Da er aber nicht locker liess und von der Polizei ständig verfolgt wurde, siedelte er 1893 nach Sankt Petersburg über. Dort gab Lenin der von Plechanow ins Leben gerufenen Arbeiterbewegung sogleich einen mächtigen Impuls. Er glaubte fest an das, was er sagte, und vermochte dank seiner glänzenden Rednergabe die Massen für sich zu gewinnen. Es folgten Meetings, Streiks und Unruhen am laufenden Band.

Aber die Zarenregierung griff rasch zu. Sie liess Lenin verhaften und nach Sibirien deportieren. Als Aufenthaltsort wurde ihm das kleine Fischerdorf Medwedewo angewiesen. Medwedewo liegt am Flusse Lena. Von dort stammt das revolutionäre Pseudonym «Lenin» her. Freunde verhalfen Lenin zur Flucht ins Ausland.

Am 30. Juli 1903 versammelten sich 22 Delegierte der Sozialistisch-Revolutionären Partei Russlands zu einer Tagung in Brüssel. Die Versammlung war geheim, wurde jedoch von der Polizei entdeckt und aufgehoben. Hierauf entschloss man sich für London. Dort sollte das Programm über die Diktatur

des Proletariates festgelegt werden. In Bezug auf die Formulierung waren sich die Delegierten nicht einig. Es ergaben sich zwei Varianten, bzw. zwei Richtungen. Lenin ging sogleich aufs Ganze. Er war für den Kampf mit allen Mitteln gegen die Zarenregierung. Dabei stellte er drei Forderungen: Erstens Waffen, zweitens nochmals Waffen und drittens immerfort Waffen zur Durchführung eines gewaltsamen Umsturzes in Russland. Plechanow unterstützte ihn dabei, wenigstens vorderhand.

Auf der anderen Seite stand Martow an der Spitze, dem Axelrod, Sasulitsch und Trotzki Gefolgschaft leisteten. Diese Richtung war dafür, mit der Zarenregierung auf gütlichem Wege zu verhandeln, allenfalls auf Kompromisse einzugehen; und so den Kampf auf politischer Ebene in ruhige Bahnen zu leiten.

Es kam zu einer Spaltung. Der temperamentvolle Lenin führte von da an die bolschewistische, der bedächtige Martow die menschewistische Partei Russlands. Bolschewisten kommt vom Wort «bolsche» (deutsch: mehr) und Menschewisten von «mensch» (deutsch: weniger). Diese Bezeichnungen deuten auf die Forderungen der beiden Parteien hin.

Im gleichen Jahre verwickelte sich Russland in einen Krieg mit Japan, wobei es unterlag. Dieser Krieg kam Lenin gelegen. Er witterte Morgenluft, verreiste sogleich nach Russland und entfaltete dort eine rege Tätigkeit. Aber es erwies sich bald, dass die Massen der Arbeiter und Bauern auf die Revolution noch zu wenig vorbereitet waren. Die Aufstände erfolgten sporadisch, anstatt schlagartig. Vor allem kam es in den grossen Städten wie Sankt Petersburg, Moskau, Kiew usw. zu umfangreichen Unruhen. Ferner revoltierte die Schwarzmeerflotte. Die Matrosen warfen ihre Offiziere über Bord und nahmen die Hafenstadt Sewastopol mit weittragenden Geschützen unter Feuer. Das baltische Geschwader in Kronstadt bezeugte den Revolutionären seine Sympathie, griff indessen nicht aktiv ein. Auf dem Lande erhoben sich die Bauern, brannten vielerorts die Herrensitze nieder und brachten die Gutsbesitzer um.

Viele Köpfe fielen, doch umsonst, das Zünglein an der Waage vermochte sich nicht zugunsten der Revolution zu neigen, weil, wie bereits angedeutet, die Organisation versagte. Die Regierung beeilte sich, mit Japan Frieden zu schliessen, die Armee aus dem Fernen Osten zurückzuziehen und zu demobilisieren. Dann setzte sie Garderegimenter und Ko-

saken – diese treuen Diener des Zaren – zur Unterdrückung der Aufstände ein. Sie hatte Erfolg, es trat Ruhe ein, Lenin floh abermals ins Ausland.

Aber die Krone bekam es doch mit der Angst zu tun. – Niklaus II. erliess am 30. Oktober 1905 ein Manifest, laut dem Russland eine Volksvertretung, die Reichsduma, zugestanden wurde. Zum ersten Mal in der Geschichte wurden die Vorrechte des Selbstherrschers aller Reussen eingeschränkt.

So waren die Verhältnisse zu jener Zeit, als Wassilij Petrowitsch Maslenikow die Moskauer Universität bezog. Lenin sass irgendwo im Ausland, zeitweise in London, Zürich und Bern, hatte aber die Zügel fest in der Hand. Zwischen ihm und seinen hauptsächlichsten Gefolgsleuten in Russland reisten Emis-säre hin und her.

Maslenikow bestand das Abiturium mit der höchsten Auszeichnung, welche die zaristischen Mittelschulen zu vergeben hatten: die Goldmedaille. Er liess auch an der Hochschule im Eifer keineswegs nach. Nach einem Jahr legte er die Vorprüfung für Medizinstudenten, das sog. Physikum, ab. Ich bekam ihn selten zu sehen, etwa dann, wenn ich zu seinem Vater ging. Dort richtete er sich im Sommer, während den Universitätsferien ein anatomisches Laboratorium in Miniaturausgabe ein, vorwiegend zu dem Zwecke, um Frösche zu sezieren. Ein alter Bauer erkrankte an Paratyphus. Sonderbarerweise liess er nicht etwa den erfahrenen Bezirksarzt rufen, sondern den jungen Medizinstudenten Maslenikow, den er schon als kleinen Knaben gekannt hatte und ihm volles Vertrauen entgegenbrachte, weil er einer der ihrigen war. Typhus ist bekanntlich eine epidemische Krankheit, die in Russland sehr häufig auftritt und mangels spezifischer Medikamente Jahr für Jahr viele Opfer fordert. Maslenikow ging furchtlos in die baufällige Hütte des alten Bauern, behandelte seinen ersten Patienten mit selbstloser Aufopferung, konnte ihn jedoch nicht mehr retten. Vorsichtigerweise liess er das Bauernhaus mit entsprechenden Mitteln desinfizieren, so dass dieser Fall auf sich beschränkt blieb.

Es war mir bisher nicht bekannt, welche politischen Ansichten Maslenikow vertrat. Nur ein einziges Mal, als ich ihn in Kaluga besuchte, gab er seinem Missfallen über die ungenügende Entlohnung der Arbeitnehmer und der allgemeinen Not in Russland Ausdruck. Bald sollte ich über seine Tätigkeit auf diesem Gebiet näheren Aufschluss erhalten.

Ende Juni 1909 wurden acht Studenten der Moskauer Uni-

versität wegen revolutionärer Umtriebe relegiert. Die gesamte Studentenschaft beantwortete diese Massregelung mit einem Aufruf zum Protest. Sie versammelte sich in der Aula der Hochschule. Einige Redner nahmen wegen dem Ausschluss ihrer Kommilitonen gegen das Rektorat in scharfer Form Stellung. Die Versammlung beschloss in einer Resolution, die Forderung auf unverzügliche Rehabilitierung der gemassregelten Hochschüler zu stellen. Der damalige Rector magnificus, Professor Michailow, lehnte dieses Ansinnen ab, anscheinend ebenfalls in schroffer Weise. Als die Studenten die Ablehnung ihres Verlangens mit einem grossen Krach in den Hörsälen beantworteten, wurde die Universität auf Anordnung des Innenministers, Fürst P. D. Swjatopolk-Mirski, auf einen unbefristeten Zeitpunkt geschlossen. Die Studenten liessen es auf eine Kraftprobe ankommen, die zum Vornherein keine Aussicht auf Erfolg versprach. Sie kündeten eine Massenkundgebung auf dem Ochotnij Rjad (Jägerplatz) an, der direkt vor dem Universitätsgebäude liegt. Das Innenministerium hob den Fehdehandschuh prompt auf. Es setzte Kosaken ein, um die Versammlung zu sprengen. Kaum hatte der erste Redner die behelfsmässig errichtete Tribüne bestiegen, vernahm man Pferdegetrappel. «Die Kosaken kommen!» riefen die furchtsamen Teilnehmer und rannten davon. Doch der Gewalthaufe blieb und bot der anrückenden Reiterei die Stirn.

Ein Kosakenoffizier ritt hoch zu Pferd seiner Abteilung voraus. Mit lauter Stimme forderte er die Demonstranten auf, sich sofort zu zerstreuen und wegzugehen. Seine Worte wurden mit Hohngelächter erwidert. Darob fuchsteufelswild geworden, gab der Offizier den Befehl, die Studenten mit Gewalt auseinanderzutreiben. Als die Kosaken mit der Nagaika (Peitsche aus Leder und Draht) über den weiten Platz heranzogen, fielen aus der Menge vereinzelt Revolverschüsse. Drei Mann stürzten von ihren Pferden. Jetzt schlugen die erbosten Kosaken mit dem blanken Säbel drein. Die Masse suchte ihr Heil in wilder Flucht. Sie fädelt sich durch die vielen Strassen den Aussenquartieren zu. Über einhundert leicht- und schwerverletzte Menschen mussten sich in ärztliche Behandlung begeben.

84 Polizeiagenten, die sich in Zivilkleidern unter den Demonstranten befanden, glaubten einige Revolverschützen und Wortführer erkannt zu haben. In der amtlichen Verlautbarung hiess es, dass die Namen der Hauptschuldigen an den

blutigen Ereignissen auf dem Jägerplatz festgestellt werden konnten und mit sofortiger Wirkung aus der Hochschule ausgeschlossen worden seien. Ihre Verhaftung und Aburteilung stehe bevor.

Es herrschte hochsommerliche Hitze; die Nächte waren schwül und mückenreich. Ich lag in Murenezewo mit offenen Augen auf dem Bett, konnte aber trotz vorgerückter Stunde den Schlaf nicht finden. Plötzlich hörte ich durch die Stille der Nacht klar und deutlich die klagenden Rufe einer Eule. Ich schenkte dem keine weitere Beachtung, denn Eulen gab es in grosser Zahl, sie nisteten im nahen Park. Aber diese Eule hier liess es nicht bei einem einzigen Ruf bewenden, sie rief unentwegt weiter, in kurzen Zeitabständen, meinem offenen Fenster stets näher kommend. Anfänglich dachte ich nicht an die Möglichkeit, es könnte sich um das seinerzeit mit Maslenikow vereinbarte Rufzeichen zum Stelldichein in der Gartenecke handeln. Als jedoch das langgezogene Uuhuhu auf einmal abbrach und stattdessen jemand leise an die Scheiben meines Fensters klopfte, bestanden über die Anwesenheit meines Jugendfreundes Maslenikow keine Zweifel mehr. Ich sprang aus dem Bett und starrte durch das Fenster ins nächtliche Dunkel. Nichts. Da hörte ich meinen Namen flüstern. Dicht an die Hauswand gelehnt stand ein hochgewachsener Mann. Es war in der Tat Maslenikow. Ich reichte ihm die Hand. Mit einem Satz schwang er sich über das Fenstergesims ins Zimmer.

Als ich Licht machen wollte, nahm mir Maslenikow die Streichholzschachtel aus der Hand. Im Flüstertöne erzählte er mir kurz von den letzten Ereignissen an der Moskauer Universität und von seiner Flucht vor polizeilicher Verfolgung.

«Wasska, was hast du eigentlich ausgefressen, dass dir der Finkenstrich als ratsam erschien?» fragte ich die schemenhaft vor mir stehende Gestalt.

Maslenikow begnügte sich mit einer Geste der Ohnmacht und bat um Zigaretten. Ich gab ihm ein ganzes Päckchen davon, worauf er mit der Erzählung fortfuhr:

«Ich bin aktives Mitglied der Sozialistisch-revolutionären Partei. Eigentlich gehörte ich ihr bereits als Oberprimaner an. Ich fand es bisher nicht als erforderlich, dir davon etwas zu sagen. Heute liegt die Sache anders. Die Umstände zwingen mich dazu. Zu Beginn meiner Studienzeit in Moskau wurde ich in das Zentralkomitee unserer Partei gewählt. Fol-

gentlich gehörte es zu meinen Obliegenheiten, an dessen Sitzungen teilzunehmen, Beschlüsse zu fassen und in der Folge Verantwortungen auf mich zu laden. Ein Parteimitglied, das gleichzeitig Gewährsmann der Ochrana war, verpiffte uns nach dem Krawall auf dem Jägerplatz. Dieser Verräter übergab der Polizei die vollständige Liste unserer Leitung. Seither werden wir gesucht.»

Maslenikow verstummte. Ich hörte nur, wie er leidenschaftlich an der Zigarette zog, und sah die glimmende Aschenkrone.

«Und welche Bewandnis hat nun dein Auftauchen in Murzenowo?» forschte ich halb ernst und halb im Scherz, «zuallererst wird man dich in deiner engeren Heimat suchen!»

«Ich werde dir keine Ungelegenheiten verursachen!», sagte Maslenikow milde, «denn ich habe nicht die Absicht, hier zu bleiben. Mein Weg führt ins Ausland, womöglich in die Schweiz, wo sich unsere hauptsächlichsten Führer seit Jahren aufhalten. Dort werde ich als Werkstudent meinen Lehrgang fortsetzen und schnellstens abschliessen. Den Reisepass auf einen falschen Namen habe ich mir verschafft, jetzt benötige ich nur noch etwas Geld für die Fahrkarte. Wenn du mir helfen könntest, wäre ich dir mein Leben lang dankbar dafür.

So liegen die Verhältnisse. Wenn unsereins fünf Äpfel stiehlt und dabei erwischt und wegen Diebstahls verurteilt wird, dann ist er vorbestraft! Er wird im späteren Leben Mühe haben, auf einen grünen Zweig zu kommen. Aber wenn einer hinget und bringt einen Menschen um und macht es nur so geschickt, dass es lange genug keiner merkt, dann passiert ihm überhaupt nichts!»

«Das war immer so», versuchte ich Maslenikow zu beruhigen, «wo findet man ein Reich Gottes in Reinkultur!»

Von den Anstrengungen und Entbehrungen gezeichnet, sank Maslenikow in tiefen Schlaf. Ich schloss das Zimmer ab, damit anderntags niemand den müden Wanderer störte. Als er wieder erwachte, versorgte ich ihn mit Geld, Kleidern und Reiseproviant. Bei eintretender Dunkelheit verliess er in aller Stille das Haus, um seine Flucht nach dem Westen fortzusetzen.

86 Drei Tage später brach die Ochrana herein. Der Polizeioffizier sprang vom Pferd und betrat mein Zimmer, ohne auf eine Einladung zu warten. Seinen Dienstrevolver hielt er ent-

sichert in der Hand. Vier Mann umstellten mit schussbereiten Karabinern das Haus. Der Offizier begann sich umzusehen. Er beschnupperte meine persönlichen Effekten, meine Papiere und Briefschaften.

«Haben Sie einen Durchsuchungsbefehl?» fragte ich.

Der Offizier lachte laut und bewegte den Revolver vor meiner Nase hin und her.

«Hausdurchsuchungsbefehle werde ich hier kaum benötigen», meinte er gelassen und summt ununterbrochen vor sich hin.

Ich wich nicht vom Fleck, verfolgte aufmerksam das Tun des Offiziers. Als es mir zu dumm wurde, verlor ich die Beherrschung: «Vergessen Sie nicht, dass Sie sich im Hause eines Ausländers befinden. Ich werde veranlassen, dass die schweizerische Gesandtschaft bei Ihrer Regierung Protest einlegt. Wir sind doch keine Verbrecher, die sich eine solche Behandlung durch die Polizei gefallen lassen müssen!»

«Was?» gab der Russe überrascht zurück.

Ich wiederholte meine Worte, bekam aber keine direkte Antwort.

Als der Offizier die Durchsuchung sämtlicher Räume beendet hatte, nahm er eine kleine Photographie aus der Brusttasche und fragte mich scharf: «Kennen Sie diesen Mann?»

«Das ist mein Freund Wassilij Petrowitsch Maslenikow, Student der Medizin an der Moskauer Universität», antwortete ich gewollt pathetisch mit herausforderndem Blick.

«Brüsten Sie sich gefälligst nicht mit solchen Freundschaften, junger Mann!» schrie der Offizier mir wütend ins Gesicht. Seine Stimme war schrill, überschnappte beinahe. «Ich habe gute Lust, Sie sofort festnehmen und abführen zu lassen. Ihre Mithilfe zur Flucht eines Individuums, das von der Gerichtsbarkeit wegen Vergehens gegen die Staatssicherheit verfolgt wird, berechtigt mich nicht nur, sondern verpflichtet mich zu dieser Massnahme.»

Der Offizier sah mich durchdringend an und wippte leicht auf den Stiefelspitzen. Als er die Wirkung seines forschenden Auftretens auf meinem Gesicht wahrte, lächelte er spöttisch. –

Ich wusste genau, wie gefährlich die Lage für mich war. Auf der Zunge verspürte ich eine allgemeine Übelkeit und in den Knien eine gummihafte Weichheit. Um den Russen nicht noch mehr zu erzürnen, betrachtete ich schweigend meine Fingernägel.

Dann begann die übliche Inquisition: Vorweisung meiner Ausweisschriften, allerhand Fragen, Erstellung eines Einvernahmeprotokolls. In Gedanken rief ich Gott und die Welt um Hilfe an. Schliesslich wurde noch das gesamte Dienstpersonal verhört, das aus braven Leuten bestand. Niemand hatte Maslenikow gesehen. Nur der alte, saure Stepan, unser Koch, den noch mein Vater angestellt hatte, glaubte in der letzten Nacht ein verdächtiges Geräusch vom Garten her vernommen zu haben. «Doch kann ich mich auch getäuscht haben», fügte er entschuldigend hinzu, als er meinen vorwurfsvollen Blick auffing.

Daraufhin setzte sich der Allgewaltige auf das tänzelnde Pferd und ritt mit seiner Suite in scharfem Trab davon.

Das Unvermeidliche mit Würde tragen

Seit dem 20. September letzten Jahres sah ich Vera Zolotowa sehr selten, d.h. nur dann, wenn sie ferienhalber zu Hause weilte. Jetzt, da die Universität geschlossen war, konnte ihre Ankunft jederzeit erfolgen. In meiner Freizeit nahm ich ihre langen Briefe hervor, die mit einem rosaroten Seidenband zusammengebunden in einer kleinen, geschnitzten Truhe ruhten. Diese Liebesbriefe verfasste Vera mit grosser Zärtlichkeit. Ich las sie immer wieder von Neuem und be rauschte mich an den zärtlichen Worten. In meinem Gedächtnis hafteten sinngemäss die Antworten, welche ich Vera jeweils gab. Sie waren nicht weniger leidenschaftlich. Im gesamten Briefwechsel kam der unbeugsame Wille zum Ausdruck, sich recht bald wiederzusehen und sich später für immer zu vereinigen. Es war eine überaus reiche Phantasie von Beschwörungen, Bitten und Versprechen, zu denen eben die lebensbejahende Jugend fähig ist. - Das Feuer lohte meistens dann am stärksten, wenn wir uns nach langer Trennung getroffen hatten, Vera wieder nach Moskau und ich nach Murenzewo zurückgekehrt waren. Das alles dauerte ein Jahr, bis schliesslich der Zeitpunkt kam, wo das Blatt sich endgültig wendete.

Vera weilte zu Ostern letztmals in ihrem Elternhaus. Ich war dort öfters zu Gast. Nichts deutete darauf hin, dass unser schönes Freundschaftsverhältnis bald eine Wandlung erfahren würde. Zwei Wochen später erhielt ich von ihr ein Schreiben. Voll freudiger Spannung brach ich das Siegel am grossen, elfenbeinfarbenen Umschlag auf. Doch der Inhalt die-

ses Schreibens enttäuschte mich tief. Schon die Anrede entbehrte jeglicher Wärme. In kurzen Zügen teilte mir Vera belanglose Einzelheiten aus ihrem alltäglichen Leben mit. Die sonst üblichen lieben Worte fehlten diesmal gänzlich. Ich stutzte. Was konnte die Zurückhaltung wohl bedeuten. Jedenfalls nichts Gutes. Über diese Frage sollte ich etwas später restlos Aufschluss erhalten.

Langsam verstrich die Zeit. Der Monat Juli neigte seinem Ende zu. Eines Tages war ich auf der Birkhahnjagd, kam in vorgerückter Nachtstunde nach Hause, machte sorgfältige Toilette und setzte mich an den Tisch, um das Abendbrot einzunehmen. Neben dem Gedeck lag ein elfenbeinfarbener Umschlag. Nachdem ich dessen Inhalt aufmerksam gelesen hatte, betastete ich mit beiden Händen mein Gesicht, um klarzustellen, ob ich wach war oder träumte. Es bestand nicht der leiseste Zweifel, ich war vollkommen wach und der vor mir liegende Brief echt, mit dem Vera in aller Form unsere Beziehungen und damit auch das Heiratsgelöbnis auflöste. — Ich stand auf, ging festen Schrittes zum Buffet, schenkte mir mechanisch ein grosses Glas Kognak ein und trank es in einem Zuge aus. Von der Stärke des konzentrierten Alkohols etwas benommen, setzte ich mich in den Lehnstuhl meiner verstorbenen Mutter, rauchte inhalierend eine Zigarette und stellte Reminiszenzen über das Vergängliche alles Schönen und Guten an. Obwohl ich den ganzen Tag über nichts gegessen hatte, verspürte ich keinen Hunger mehr. Ringsum war alles still. Über meinem Kopf schlug die Uhr zwölf, dann schlugen die Uhren in den übrigen Zimmern, und es wurde wieder still. Mein Herz pochte gleichmässig, wie bei Menschen, die den Entschluss gefasst haben, sich grundsätzlich über nichts aufzuregen und das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Dieser Entschluss fiel mir allerdings nicht leicht. Um nicht schwach zu werden, sprach ich mir in meinem Innersten Mut zu. — Dann nahm ich das Schreiben von der Tischplatte, überflog es abermals, Satz für Satz, Wort für Wort. Darin stand ganz unmissverständlich, dass die grosse Liebe zu Ende war. Vera hatte sich — so führte sie aus — nach kurzer Bekanntschaft mit einem Offizier der Moskauer Garnison verlobt. Wie sie weiter schrieb, stand die Vermählung unmittelbar bevor. Sie dankte mir in schlichten Worten für alles, was ich ihr bedeutete, und bat mich, ihr die bodenlose Untreue (das Wort «bodenlose» war unterstrichen) nicht nachzutragen.

«Zweifellos werde ich Zeit meines Lebens», schrieb Vera, «an unsere Jugendliebe denken, die mich mit einem lieben, teuren Menschen verband.» In der Nachschrift ersuchte sie mich um Rückgabe ihrer Schreiben.

«Ich denke gar nicht daran», zischte ich zornig, «einer Treulosen die Briefe zurückzusenden. Ich werde sie in kleine Stücke zerreißen und vom Wind verwehen lassen!»

Ich trank noch einen Kognak, zündete eine neue Zigarette an. Es schlug ein Uhr. Den Kopf in beide Hände gestützt, starrte ich ins Wesenlose. Noch vor ganz kurzer Zeit glaubte ich an die unwandelbare Liebe und Treue der Frauenherzen. Dieser Glaube war in nichts zerflossen, wie eine schillernde Seifenblase von einer Sekunde zur andern. Es schmerzte mich auch, dass ich über meine tiefe Enttäuschung mit keinem Menschen sprechen konnte, weder heute, noch morgen oder übermorgen. Es erging mir genau gleich wie Fritz Haueter, der seinerzeit mit den auf ihn einstürzenden Gedanken auch allein fertig werden musste. Damals verwunderte ich mich über seine Ratlosigkeit und glaubte, als Jüngling dem gereiften Mann nützliche Winke für die Zukunft geben zu müssen. A propos Haueter. Mein ganzes Sinnen konzentrierte sich für einen Augenblick auf meinen ehemaligen Freund und Berater. Was würde er wohl sagen, wenn er mich jetzt in dieser Verfassung sehen könnte, im grossen Lehnstuhl sitzend, trübe vor mich hinbrütend?!

Ganz automatisch griff ich nach der Kognakflasche, goss mir noch ein Glas voll, stürzte den braunen Inhalt hastig hinunter und füllte es abermals. Das blonde Parkett des Raumes schien leicht nach oben zu steigen. Ich hatte bestimmt zuviel getrunken, wollte meine Sinne betäuben, um nicht an den Verlust erinnert zu werden. Das Fenster stand weit offen. Ich hörte, wie im Garten leichter Rieselregen fiel. Durch das Abflussrohr gluckste das Wasser.

So verbrachte ich Kognak trinkend und rauchend die ganze Nacht zu. Mein Schädel brummte, die Wangen glühten. Beim ersten Hahnenschrei erhob ich mich, ging wankend in den Toilettenraum und nahm dort ein Brausebad. Das kalte Wasser machte mich mit einem Schlag nüchtern. In ruhigerer Geistesverfassung setzte ich mich auf der Veranda in einen Korbsessel und wartete auf den kommenden Tag. Ich versuchte, ruhig und vernünftig zu denken, mir Rechenschaft über den Sturz aus den Wolken in die harte Wirklichkeit abzulegen. Was war überhaupt geschehen? Ich begann damit,

mir konkrete Fragen zu stellen: Warum sollte Vera nicht eine günstige Gelegenheit wahren, sich vorteilhaft und glücklich zu vermählen, mit einem Menschen von Format? Ihr Bräutigam war bestimmt schön und reich. Sie schrieb mir bloss aus Feingefühl nicht darüber.

Was hätte ich, im Gegensatz zu dem, was mein geistiges Auge soeben sah, diesem blutjungen und stets frohgelaunten Mädchen hier in tiefster Provinz bieten können? Ein sorgenloses, stilles Leben! Das ist alles. Darnach dürsteten die jungen Leute zu jener Zeit, wo man lyrische Gedichte und mystische Romane schrieb, noch nicht so sehr wie in der heutigen Epoche des materialistischen Denkens. Hier, auf dem Lande, wo ringsherum nur unkultivierte Muschiks in ihren baufälligen Isbas hausten, wäre Vera seelisch zugrunde gegangen. Und schliesslich kam die Frage des Altersunterschiedes in Betracht. Ich stand noch nicht im Mannes-, sondern erst im Jünglingsalter, war daher für den Ehestand viel zu jung. Vera hatte das Backfischeralter bereits hinter sich. Sie konnte unmöglich ihre schönsten Jahre dazu opfern, um abzuwarten, bis ich zum Heiraten reif war.

Bei näherer Betrachtung entpuppte sich das Verhältnis zwischen mir und dem jungen Mädchen in der Tat nur als ein fröhliches Spiel. Diesen Scherz wollte Vera ernst nehmen, es gelang ihr indessen nicht.

Zwei Tage später ritt ich zu Pferd nach Kaluga. In der Satteltasche verstaute ich ein kleines, viereckiges Päckchen, das rund zwei Dutzend, mit rosafarbigem Seidenband gebundene Briefe barg. Ein zarter Hauch von englischem Lavendelwasser entströmte dem Paket, als ich es in der Minsker-Strasse dem Postamt übergab.

Dann trug mich Lastotschka, das treue Reitpferd, zum verlassenen Herrnsitz hinaus, wo mich viele Dinge an das glückliche Zusammensein mit Vera erinnerten. Durch das schmiedeiserne, reich verzierte Tor betrat ich den schattigen Park. Die Fensterläden des Herrenhauses waren noch immer verschlossen, auf den Kieswegen wucherte noch immer Gras und Unkraut, und von den grauen Mauern rieselte der Verputz zur Erde. Auch die grüne Bank stand noch im kleinen Pavillon. Dort nahm ich in Gedanken endgültig Abschied von der russischen Studentin Vera Iwanowna Zolotowa. Ich hörte nie mehr etwas von ihr.

Auf dem Rückweg nach Murenzewo schrak ich auf, denn ich hörte mich von hinten angerufen.

«Träumen Sie, Wladimir Dawidowitsch?» hörte ich die Stimme von Nilka. Er ritt an mich heran.

«Ich dachte nur nach», gab ich lächelnd zurück. «Hast du allenfalls Zeit, mit mir auf die Birkhahnjagd zu gehen? Jetzt wäre die günstigste Zeit dazu.»

Nilka lehnte fröhlich lachend ab: «Wo denken Sie bloss hin, jetzt, wo bei den Feldarbeiten alle verfügbaren Arbeitskräfte mitzuhelfen haben! Ich bedaure unendlich, Ihrem Antrag nicht zustimmen zu können.»

Wir gaben den Pferden die Sporen, ritten schweigend in scharfem Trab heimwärts.

Nach dem Dunkelwerden spazierte ich eine halbe Stunde im Park. Dort wurde ich Zeuge eines Gesprächs zwischen dem Dienstmädchen Akulina und einem ihrer vielen Freier. Als ich die Stimmen hörte, blieb ich hinter einem dicken Baumstamm stehen und hielt den Atem an.

«Schau, dass du weiterkommst», sagte das nicht mehr junge Mädchen laut und energisch.

«Ich muss dich unbedingt sprechen», seufzte der Bursche unter dem Fenster stehend.

«Es gibt nichts zu sprechen.»

«Ich liebe dich», versicherte der Bursche.

«Ich weiss genau, was deinesgleichen unter Liebe versteht», murrte das Mädchen.

«Hast du einen anderen?»

«Ja, ich habe einen anderen.»

Der Schatten vor dem Fenster schlich sich davon. Ich musste leise lachen. Waren wir beide, der Bauernbursche und ich, in gewissem Sinne nicht schicksalverbunden?

Wir hatten in jenem Sommer viel trübes Wetter, was für die Jagd auf das Geflügelwild äusserst günstig ist. Das feuchte Gras behält lange Zeit den starken Geruch der Birkhühner, selbst dann noch, wenn sie den Ort schon vor Stunden gewechselt haben. Eines Tages nahm ich die Schrotflinte von der Wand, piff dem Setter, namens Tom, und begab mich gemächlichen Schrittes auf die Jagd.

Unweit von Murenzewo war sehr viel Brachland, das seit Jahrhunderten auf die Kultivierung wartete. Bei seinem Anblick hätte man leicht auf den Gedanken kommen können, es handle sich um Niemandsland, denn kein Mensch schien sich darum zu kümmern. Dem war nicht ganz so. Ein Teil davon gehörte Sewerski, der Rest den Bauern aus umliegenden Dörfern. Das Brachland gab keinen nennenswerten Er-

trag, es sei denn, dass Viehherden von hüben und drüben darauf weideten. Die magere Scholle mit dem dünnen, hochaufgeschossenen Gras und dem vielen Unkraut eignete sich kaum zu anderer Benützung. Ab und zu wurde die unendliche Monotonie durch niedriges Gestrüpp oder einen einsamen Baum unterbrochen. Hier stand etwa eine Birke mit weissblinkendem Stamm, dort eine knorrige Eiche. Trotzdem oder gerade deshalb, weil ich mich auf der Heide frei fühlte, liebte ich sie. Der Reiz dieser Landschaft lag vor allem in der bis zum fernen Horizont reichenden Grösse und Weite. Es war eine Lust und Freude, auf ihr zu wandern und zu jagen, gleichviel, ob gutes oder schlechtes Wetter herrschte.

Wachteln, Bekassinen, Reb- und Birkhühner halten sich stets mit Vorliebe in solchen Einöden auf, auf denen sie ungestört ihr Eigenleben fristen können.

Das Wetter schlug um; durch das Gewölk drang Sonnenschein. Wie die Menschen besitzen auch die Tiere Originalität und Eigenwillen, manchmal auch schlechte Laune, Dies traf an jenem Tag bei meinem Jagdhund zu. – Statt die Spuren des gefiederten Wildes fleissig zu verfolgen, tat er so, als ob ihm der Geruchsinn abhanden gekommen wäre. Kurz: Tom putzte mir die Sporen. Damit wird in der Jägersprache sinngemäss zum Ausdruck gebracht, dass der Hund nicht von der Seite seines Herrn weichen will, ihm unentwegt auf dem Fuss folgt. Erfreulicherweise war Tom in der Regel ein braver Hund, der selten auf solche Einfälle kam.

Als auch mein gütiger Zuspruch und die Drohung mit dem Zeigefinger nichts half, streckte ich mich im Grase aus. Auf diesen Augenblick hat der vierbeinige Jagdgefährte gewartet. Er legte sich sogleich zu meinen Füßen nieder.

Der herbe Geruch des wilden Grases umspielte unsere Nasen. Hoch oben in den Lüften zog ein mächtiger, dunkelgrauer Vogel mit weitgeöffneten Flügelbreiten seine Kreise, langsam und lautlos, ein Wunder der Natur. Ich schaute ihm lange zu, bis mir die Augen schmerzten. Ich schloss sie für einige Minuten. Als ich wieder zum Himmel blickte, zog der Vogel nochmals einige Spiralen und verschwand in der Unendlichkeit des Weltalls. Ich tat die Augen erneut zu und schlief ein.

Ich weiss nicht, wie lange ich geschlafen hatte. Tom weckte mich. Er begann zu knurren, dann schlug er laut an. Ich sprang auf die Beine, gebot dem Hund, sich still zu verhalten. In einer Entfernung von ungefähr dreissig Schritten standen

fünf Mann. Meine drei Schüsse, die ich auf herumsausende Bekassinen abgefeuert hatte, dürften sie aus der Ferne herbeigelockt haben. Ihre Blicke waren unverwandt auf mich und meinen Hund gerichtet. Ein grosser, knochiger Mann, stark genug, um einen Bären mit der blossen Hand umzubringen, löste sich von der Gruppe und näherte sich schlendernd langsam der Stelle, wo ich stand. Sein Gang war jedoch trügerisch – in Wirklichkeit war dieser Mann, der Bondarenko hiess, behende wie eine Katze.

Bondarenko blieb drei Schritte vor mir stehen. Ich schaute ihm ruhig in die Augen und fragte: «Was hat dein Kommen zu bedeuten?»

«Das werden Sie sogleich vernehmen», antwortete Bondarenko mit herausforderndem Blick. «Mit welchem Recht jagen Sie auf dem Boden, der uns Bauern vom Dorfe Sloboda gehört? Hm?»

«Meines Wissens stehen wir auf ausgesprochenem Brachland», hielt ich dem Bauern entgegen, «wo der Jäger mit seinem Hund keinen Kulturschaden anzurichten vermag.»

Ein junger, sonnenverbrannter Bursche kam näher, blieb neben Bondarenko stehen. Ihm folgten die übrigen drei Männer. Mit seiner Haltung bildete sich Bondarenko als Führer klar heraus. Ich überblickte rasch die Lage und wurde mir dessen bewusst, dass sich die Demonstration nicht gegen den Jäger, sondern gegen den Landsmann von Fritz Haueter richtete. Bondarenko hatte einen Verbündeten, stärker als die Polizei: purer Hass. Seine Vergangenheit jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken. Ich hatte schon gehofft, der Zwist mit Haueter sei längst abgetan und in dem Orkus der Vergangenheit versunken, doch war dem scheinbar nicht so. Ich bat die fünf Männer, mich in Ruhe zu lassen, unter dem Versprechen, ihr Land in Zukunft nie mehr zu Jagdzwecken zu betreten.

«Damit ist es nicht getan, mein verehrter Bärin» (Seigneur), fuhr Bondarenko mit hämischem Grinsen fort, «besitzen Sie übrigens einen Waffen- und Jagdschein?»

Ich verneinte die Frage.

«Dann legen Sie die Waffe sofort aus der Hand!» befahl der Bauer im kategorischen Imperativ. Er trat langsam einen Schritt vor.

Ich entscherte blitzschnell das Gewehr, hielt es waagrecht vorwärts, der Zeigefinger meiner Rechten lag leicht auf dem Drücker.

Wir standen uns eine Weile gegenüber wie schlimmste Feinde. Bondarenko schien zu überlegen. Dann verzerrten sich seine ohnehin unschönen Gesichtszüge zur Fratze. Mit jähem Ruck hob er den Kopf: «Nehmen Sie sich gefälligst in acht, junger Mann, machen Sie nichts Unbedachtes, sonst knallt's in der falschen Richtung!» Seine Augen ruhten furchtlos auf mir. Jetzt ging er auf mich los, die Brauen straff gezogen, die Stirn in tiefe Falten gelegt und die Fäuste wie Prellblöcke vorgerammt. Unangenehm schlug mir sein Atem ins Gesicht.

Was hätte ich tun sollen? Schiessen? Stand mir in diesem Falle das Recht zu, von der Schusswaffe Gebrauch zu machen? Würde die russische Gerichtsbarkeit eine solche Handlung als Notwehr zugelassen haben? Das sind alles rein juristische Fragen, zu deren Überlegung mir die Möglichkeit schlechterdings fehlte. Ich schoss jedenfalls nicht; das gütige Schicksal bewahrte mich damit vor unabsehbaren Folgen. Aus diesem Erlebnis zog ich die Lehre, dass man nie übereilt mit extremen Massnahmen drohen soll. Ich wollte mit der Waffe Furore machen, in der Meinung, damit zu imponieren, bzw. den Gegner zum Rückzug zu veranlassen. Mein Auftrumpfen verfiel aber nicht, es konnte unmöglich Erfolg haben bei Leuten vom Schlage eines Bondarenko, der gewohnt war, dem Tode furchtlos ins Auge zu blicken. Es mag Menschen ähnlich ergehen, die glauben, mit dem Zuschlagen von Türen ihre Widersacher einschüchtern zu können. In Wirklichkeit decken sie lediglich die Ohnmacht auf, ihren Willen durchzusetzen.

Welches der Abschluss jener Jagdpartie war, ist bald gesagt: Bondarenko nahm mir das Gewehr ohne viel Federlesens weg, mit dem Hinweis auf das allgemeine Verbot des Waffentragens sowie auf das unbefugte Jagen in einem Gebiet, das ihm und seinen Kameraden vom Dorfe Sloboda gehörte. Ich könne das Gewehr jederzeit gegen Entrichtung einer Geldbusse von zehn Rubeln bei ihm abholen lassen, fügte der Usurpator mit einem fuchsartigen Lächeln hinzu. Seine Worte untermauerte er mit nachdrücklichen Gesten.

Es schien eine Zeitlang, als ob ich von allen guten Geistern verlassen sei. Die Nachforschungen nach Maslenikow nahmen ihren Fortgang. Man vermutete, er halte sich versteckt bei Freunden auf. Eines Tages schleppten die Häscher einen Studenten, der nichts Böses ahnend sich aus irgendwelchen Gründen in der Nähe von Murenzewo aufhielt, zum Stano-

woj, in der Hoffnung, es handle sich um den gesuchten Revolutionär. Auf den Kopf Maslenikows waren nämlich einhundert Rubel ausgesetzt.

«Kennen Sie diesen Kerl?» fragten die rohen Burschen den Polizeioffizier.

«Nie im Leben gesehen», versicherte dieser, «hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Lichtbild von Wassilij Maslenikow.»

Die Polizei liess mich nicht mehr in Ruhe. Sie machte sich zur Gewohnheit, mich regelmässig zu besuchen. Ein paarmal wurde ich auf die Polizeistation vorgeladen und dort vom Stanowoj in die Zange genommen. Was weiss man, vielleicht hatte er doch eine leise Ahnung, dass Maslenikow sich seit Monaten im Ausland befand, denn auf die Dauer hätte er nicht unsichtbar bleiben können. Ich hatte guten Grund, jeden Zusammenstoss mit der Polizei zu vermeiden. Ich lachte zuerst über die Anklage, Maslenikow bei der Flucht geholfen zu haben; aber ich lachte nicht lange. Das Spiel begann ernst zu werden. Der Verdacht allein hätte mich schon ins Gefängnis zu bringen vermocht. Es kam lediglich auf die Laune des allmächtigen Stanowoj an.

Die Tage, Wochen und Monate vergingen. Auch die Nächte, in denen ich nicht immer den Schlaf fand. Zuweilen kamen Freunde aus meiner Volksschulzeit zu mir. Manchmal gesellte sich Nilka zu uns. Wir sassen herum und plauderten. Meine besten Freunde aber, Maslenikow und Vera Zolotowa, waren weit weg.

Draussen war ein grauer Spätherbsttag. Ein rasender Regen peitschte gegen die Fensterscheiben. Der Wind umbraute in seltsamem Zorn das Haus. Langsam fiel die Dunkelheit. Bald wird es Nacht sein, dachte ich, wieder eine Nacht ohne Schlaf. Duster und brütend ist die russische Provinz bei solchen Zeiten.

Da fasste ich den Entschluss, meinem Oheim Nikolai zu schreiben. Den Ausschlag dazu gab eigentlich eine ungerechtfertigte Milchpreiserhöhung seitens des Gutsbesizers Sewerski. Anschliessend schrieb ich Folgendes: «Sie müssen mir helfen. Mir reicht das Wasser bis zum Mund. Die Polizei ist pausenlos hinter mir her. Und nicht zum Spass!»

96 Der Onkel war von meinem SOS-Ruf nicht etwa überrascht, im Gegenteil, wie ich nachträglich von ihm in Erfahrung brachte, hatte er diesen Ausgang vorausgesehen. Als Antwort auf mein Schreiben sandte er mir eine Depesche mit

dem Wortlaut: «Erwarte dich dieser Tage. Onkel Nikolai.» Als ich in die alte Stube unseres grosselterlichen Hauses in Klimowo eintrat, sass der Onkel mit einem altmodischen Klemmer auf der Nase hinter dem Tisch, in eine schweizerische Zeitung vertieft. Er las so, wie es alte Leute zu tun pflegen. Bei diesem Anblick kam es mir zum Bewusstsein, dass mein Onkel in der Tat bereits im Schwabenalter stand. Sein einst hübsches Gesicht war voller Falten, sah kränklich und blass aus. Ich wusste, dass er an einer chronischen Krankheit litt, die ihm grosse Sorgen machte. Bei meinem Eintritt ins Zimmer blickte er auf, sah mich und war hocheifrig.

Zuerst unterrichtete ich den alten Herrn in allen Einzelheiten über die Verhältnisse in Murenzewo während den letzten zwei Jahren. Dann ergriff er das Wort:

«Hinsichtlich deines Freundschaftsdienstes gegenüber Maslenikow bist du nach meinem Dafürhalten entschieden zu weit gegangen. Wir Schweizer sind nicht nur in unserer Heimat, sondern auch in der Fremde absolut neutral. Damit soll gesagt sein, dass wir uns grundsätzlich nie in Händel einmischen, die uns nichts angehen. Maslenikow soll seine russischen Freunde um Hilfe anrufen, wenn er welche benötigt. -

Zum andern kann ich dir sagen, dass die Zeiten vorbei sind, wo wir Schweizer hier in diesem Lande als die einzigen und somit unentbehrlichen Fachleute in der Molkereiwirtschaft galten. Russland ist aus dem langen Schlaf erwacht. «Russland den Russen!» ist heute seine Losung, die von hoher Ebene propagiert wird. Sewerski schlägt in die gleiche Kerbe, vielleicht verlangt er eine Milchpreissteigerung nicht so sehr aus Geldmangel – er ist ja steinreich – als vielmehr deshalb, um das Zusammengehörigkeitsgefühl gegenüber seinen Landsleuten zu bekunden. Mit anderen Worten: Sewerski möchte dich loswerden, um einem Russen Platz zu machen, und zwar auf eine elegante, juristisch unanfechtbare Weise. Der alte Vertrag ist abgelaufen, es ist daher sein gutes Recht, beim Abschluss eines neuen solche Bedingungen zu stellen, wie sie jetzt allorts Platz greifen. Er wäre untröstlich, solltest du auf den Gedanken kommen, den Preiszuschlag gutzuheissen. Die Regierung hat schon seit Langem für den russischen Nachwuchs in der Molkereiwirtschaft gesorgt. Sie gründete Fachschulen; deren Absolventen stehen einsatzbereit für die freiwerdenden Stellen. Du wirst Murenzewo aufgeben müssen und ich Klimowo. Es ist gut, dass meine Eltern

dies nicht erleben müssen. Den ersten Pachtvertrag schlossen sie in den 60er Jahren ab, den unsere Familie während rund eines halben Jahrhunderts immer wieder erneuerte.»

«Weiss das von Engelhard nicht zu schätzen?» warf ich die Frage ein.

«Ach, woher», antwortete der Onkel müde, «du kennst ja das Sprichwort vom Mohr, der seine Pflicht getan hatte und dann gehen musste! Die Solidarität mit seinen Kollegen vom Gutsbesitzerstand geht von Engelhard vor. Er betrachtet sie als selbstverständliche Ehrensache. Dieser stolze baltische Baron kennt keine Sentimentalitäten.

Wie ich gehört habe, wird Blandow, der reiche Grosskaufmann in Moskau, die meisten Molkereien übernehmen. Ich werde mich in den Ruhestand zurückziehen, meine jetzige Wohnung jedoch beibehalten. Du hast die Wahl, entweder vorderhand bei mir zu bleiben oder bei Schischemski die Stelle eines Gehilfen anzunehmen. Schischemski ist – wie es dir bekannt sein dürfte – der Mann von meiner Schwester Mina und somit dein Onkel. Seit dreissig Jahren steht er dem Gut Klimowo als Hauptverwalter vor.

Wir werden nun dein väterliches Geschäft in Murenzewo liquidieren. Zwei Drittel vom Erlös gehen nach der Schweiz zuhänden deiner beiden Geschwister.»

Ende Oktober 1909 befassten wir uns mit der Auflösung bzw. Übergabe der Molkerei in Murenzewo. Ich nahm Abschied von allem, was mir von Kindheit an lieb und teuer war. Wir beide, Onkel Nikolai und ich, sprachen zuletzt noch bei Sewerski vor, nachdem das Geschäftliche mit seinem Verwalter zur Zufriedenheit beider Parteien abgeschlossen werden konnte.

Im Saal seines Herrenhauses kam uns alsdann Sewerski freundlich mit ausgestreckten Händen entgegen. Er diente in den jungen Jahren bei den Gardehusaren. Auch ein «alter Kavallerist» kann seine «Vergangenheit» nicht verleugnen. Sewerski hatte die typischen O-Beine eines Reiters. Seine Höflichkeit – in der die Russen unbestrittene Meister sind – war ausgesucht. Nach dem Empfang, dessen Wärme noch mit einem Glas Wodka und Kaviarbrötchen unterstrichen wurde, gab uns der Gutsherr das Geleit bis zur breiten, marmornen Freitreppe.

Am 1. November reisten wir ab. Ich erinnere mich des Datums genau, weil an jenem Tage die Moskauer Hochschule ihre Pforten nach mehrmonatiger Sperrfrist wieder öffnete.

Als ich in Kaluga den Zug nach Smolensk bestieg und meinen Platz gefunden hatte, sagte mir eine innere Stimme, dass jetzt eine ganz andere Zukunft auf mich wartete, als man sie an meiner Wiege sang. Aus dem Ende in Murenzewo sollte ein Anfang in Klimowo werden. Chronos, Gott der Zeit, beendete den alten und begann einen neuen Abschnitt in meinem Leben. Klimowo sollte den Ausklang, Ende und Höhepunkt meines Aufenthaltes in Russland bilden!

Die Juden in Russland

Mein Buch über das Leben in der russischen Provinz wäre unvollständig, wenn ich die Juden darin nicht erwähnen würde. Gerade auf dem Landgut Klimowo, das mir nach vielen Jahrzehnten noch in klarer Erinnerung geblieben ist, sind die Juden nicht wegzudenken. Sie waren dort sehr zahlreich, sei es als Schneider, Schuster, sesshafte oder ambulante Händler beschäftigt. Ganz besonders gut kann ich mich des begüterten Kaufmanns Chaim Samuilowitsch Galperin entsinnen, der in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aus dem Gouvernement Mogilew umsiedelte und sich dann schliesslich in Klimowo niederliess. – Er besass eine grosse Kolonial- und Eisenwarenhandlung, welche ausser dem Detailverkauf noch die vielen kleinen Läden im weiten Umkreis belieferte. Die Familie Galperin war kinderreich, sie zählte sechs Söhne und fünf Töchter. Chaim Samuilowitsch arbeitete in Klimowo von der Pike auf; erst später brachte er es zum Wohlstand. Er zeichnete sich durch eine gütige und grundehrliche Gesinnung aus, weshalb ihn die Bevölkerung liebte und achtete. Vielen armen Menschen half er mit Geld und Naturalien aus, ohne je eine Kopeke zurückzuerhalten.

Als ich Chaim Samuilowitsch kennen lernte, stand er bereits im hohen Alter. Jeden Morgen schritt diese patriarchalische Erscheinung mit schlohweissem, wallendem Bart von seiner Wohnung, die direkt neben dem Herrnsitz des Barons von Engelhard lag, zu seinem Geschäft. In der Hand trug er einen schweren Schlüsselbund, unter dem Arm ein Kontobuch. Chaim Samuilowitsch war gottesfürchtig, lebte streng rituell und erzog seine Kinder dementsprechend. Für die pädagogische Bildung hielt er einen jüdischen Lehrer im Hause. Einige Söhne besuchten später das Gymnasium in der nahen Provinzstadt Duchowschina sowie die Hochschulen in St. Petersburg bzw. wegen dem Numerus clausus im Auslande.

Mit seinem Sohne Lazar war ich eng befreundet. Er zählte damals achtzehn Jahre und sass in der letzten Klasse des Gymnasiums. Ich sah ihn jeweils während den Schulferien, wenn er von Duchowschina nach Hause kam. Nach der Matura studierte er Medizin an der Strassburger Universität. –

Wie die Chronisten sagen, sind einzelne Juden schon in sehr früher Zeit, wohl als Kaufleute aus Byzanz und der Krim, nach den Wolga- und Dnjeprgegenden gelangt. Doch erst im 8. Jahrhundert, zurzeit des Chazarenreiches, setzte, getragen von den lebhaften Handelsbeziehungen dieser Gebiete, Armeniens, Kaukasiens, Persiens und Mesopotamiens, mit Kiew eine grössere Einwanderung von Juden ein, die auch, als das Chazarenreich ins Wanken geriet, nicht zum Stillstand gelangte. Diese Juden lebten ohne engeren Zusammenhang mit den jüdischen Zentren und verfielen der Sektiererei.

Eine weitere geschichtliche Spur der Juden findet sich dann im Reiche des Grossfürsten Wladimir I. (980-1035), der vor seiner Bekehrung zur byzantinischen Kirche auch mit jüdischen Abgesandten eine Glaubensdisputation führte. Wirtschaftliche und politische Gründe machten Kiew, «die Mutter der russischen Städte», auch fernerhin zu einem Anziehungspunkt für die jüdischen Wanderbewegungen vom Kaukasus und aus den griechischen Kolonien. Bildete sie doch ebenso wie die Stadt Wladimir in Wolhynien eine den Juden wohlbekannte Handelsstadt, die sie auf ihren Reisen nach dem Orient passierten. Aber auch als feste Niederlassung gewann Kiew bald für sie Bedeutung.

Die Juden spielten eine bedeutende Rolle in der Wirtschaftswelle, welche sich vom Westen Europas nach dem Orient über die slawischen Länder ergoss. Erst nach dem Eindringen der Mongolen im 13. Jahrhundert verlieren sich ihre Spuren im russischen Reiche fast vollkommen; das moskowitzische Reich blieb ihnen bis auf vereinzelte Ausnahmen nunmehr völlig verschlossen, und sie tauchten erst wieder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf. Der Weg nach Moskau führte über Nowgorod und das damalige litauische Smolensk. Da dort häufig Überfälle auf Juden vorkamen, erfolgten immer neue Interventionen der polnischen Könige. Iwan IV., der Schreckliche (1533-1584), erklärte auf eine solche Vorstellung des Polenkönigs Sigismund August wegen der Verhaftung und Beraubung von jüdischen Kaufleuten kategorisch, dass er den Juden keinen freien Zutritt nach Moskau gewähren würde, weil sie die Russen ihrem Glauben

abwendig machten. Nach Eroberung der Stadt Polozk liess er etwa 300 Juden, die sich nicht zum Christentum bekehren wollten, in der Düna ertränken und ihr Vermögen einziehen (1563). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieb das Moskowiterreich fast gänzlich ohne Juden, und erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts tauchten sie wieder auf. Das Innere des Reiches blieb ihnen so im Wesentlichen auch weiterhin verschlossen, und nur in den Grenzgebieten durften sie Handel treiben. Aus einzelnen Gegenden, so aus Smolensk, wurden sie wiederholt ausgewiesen.

Unter der Zarin Katharina I. (1725–1727) verschlimmerte sich die Lage der Juden in Russland. Die Zarin begnügte sich nicht mehr mit der Abwehr der Einwanderung neuer Juden, sondern ging zu ihrer Vertreibung über.

Die Frage der Niederlassung von Juden in Russland war aber nunmehr ins Rollen gekommen und bildete das unerschöpfliche, stetig variierte Thema der russischen Gesetzgebung. Bald mehrten sich in Klein-Russland und Riga die Bitten, ihnen im Hinblick auf ihre Bedeutung für den Handel gewisse Freiheiten zu gestatten.

Während der Herrschaft Alexanders III. (1881–1896) erfuhren die jüdischen Verhältnisse eine starke Rückwirkung, zumal die Ermordung Alexanders II., bei der auch eine Jüdin eine Rolle spielte, den Juden zur Last gelegt worden war. Die lange Reihe der bald nach seinem Regierungsantritt beginnenden Judenpogrome war nicht etwas Zufälliges, sondern der Auftakt zu einer grundsätzlich und mit allen Mitteln betriebenen systematischen Vernichtungspolitik. Der Verlauf der Ereignisse war im Übrigen immer so, dass die grösseren Bevölkerungszentren das Alarmsignal für die Provinzen abgaben.

Die ersten Unruhen brachen während des Pesachfestes 1881 in Elisabethgrad aus und ergriffen von da den ganzen Süden (Kiew, Odessa und verschiedene kleinere Orte). Der Gesamtschaden dieser Ausschreitungen von 1881 kann auf 9–10 Millionen Rubel beziffert werden; etwa 60'000 Juden wurden von dem Pogrom betroffen. Das Gefährliche der Exzesse lag in ihrer Planmässigkeit und Systematik. Die Presse, insbesondere die unter slawophilem Einfluss stehende, tat alles, um die judenfeindliche Stimmung zu schüren. Sie war vor allem daran schuld, wenn Demagogen behaupteten, dass die Pogrome auf Befehl der Regierung stattfinden sollten, um die russische Bevölkerung vor der wirtschaftlichen Ausbeutung

durch die Juden zu schützen. Der Zar selbst verurteilte zwar die Exzesse, war aber doch geneigt, den Juden den grössten Teil der Schuld selbst zuzuschreiben. Die jüdischen Deputationen, die bei ihm vorsprachen, konnten daher nichts ausrichten. Das Verhalten von Polizei und Militär war auch nicht einwandfrei gewesen. Mit Befriedigung griff die Regierung diesen Beweis für die Schädlichkeit der Juden auf.

Im Inland erhoben sich wenige Stimmen zugunsten der Verfolgten. Im Auslande wurden zwar verschiedene Protestkundgebungen veranstaltet, und im englischen Unterhaus kam es über die Zustände in Russland sogar zu einer Interpellation, aber helfen konnte den Juden niemand.

Hand in Hand mit den Verfolgungen gingen die Bildungsbeschränkungen, die Einführung einer Prozentnorm für die Aufnahme von Juden in die höheren Schulen und Universitäten, die Unterbindung der Freiheit der Berufswahl für Angehörige freier Berufe, Beschränkungen der Juden in Semstwo und Städteverwaltung, in der Armee usw.

Nicht besser war der Geist, der die russische Politik nach dem Regierungsantritt Nikolai II. (1896) beherrschte. Ob schon verschiedene Versuche gemacht wurden, gewisse Milderungen in den Rechtsbeschränkungen der Juden eintreten zu lassen, waren doch alle diese Versuche entweder nur vorübergehender Art oder von vornherein zur Ergebnislosigkeit verurteilt. Nicht nur in Regierungskreisen, sondern auch in Presse und Gesellschaft war die Judenfeindlichkeit im Wachsen begriffen.

Der unglückliche Ausgang des russisch-japanischen Krieges brachte dann den Höhepunkt der Judenverfolgungen, denen während einiger Jahre noch Nachwehen folgten. Der Riese unterlag zufolge seiner abwegigen Politik, seines grenzenlosen Schlendrians im Kampf gegen einen Zwerg. Um die Aufmerksamkeit der unzufriedenen Volkmassen von sich abzulenken, suchte und fand die Regierung einen Sündenbock: die Judentheit. – Der Erlass des Ministerpräsidenten Stolypin vom 30. April 1907, durch den drohenden Unruhen vorgebeugt werden sollte, wurde von dem «Verband der echt russischen Leute» mit der kurz darauf erfolgten Ermordung des jüdischen Dumadeputierten Jollos und mit den rüdesten Attentaten auf Juden und die jüdische Gesamtheit beantwortet.

Während meines Aufenthaltes in Russland war ich mehrmals Zeuge solcher Ausschreitungen. Sie waren ausnahmslos von einer wilden Bestialität getragen. Die niedrigsten In-

stinkte der entfesselten Elemente kamen dabei zutage. Es schien, als ob eine Legion von Teufeln mit dem leibhaftigen Satan an der Spitze auf ein Häufchen unglücklicher Menschen losgelassen worden wäre. Man hat Mühe, Worte zu finden, um all die Dramen, welche sich jeweils während vielen Tagen pausenlos vor den Augen der Polizei abspielten, zu beschreiben.

Ich will versuchen, den verehrten Leserinnen und Lesern die Ausschreitungen gegen die Juden im Dezember 1909 in Klimowo lichtstreifenweise so vor Augen zu führen, wie ich sie noch in Erinnerung behalten habe.

Es begann um die Weihnachtszeit in Duchowschina, um sich sodann wie eine Lawine über den ganzen Bezirk gleichen Namens zu ergiessen. Die Funken sprangen nach einigen Tagen auch auf Klimowo über.

An einem trüben Morgen, als wir am Frühstückstisch sassen, beugte sich der Onkel weit vor, um durchs Fenster zu sehen. Schon bei Tagesanbruch waren die ersten Anzeichen eines bevorstehenden Wetterumsturzes zu erkennen: lange, schmale Wolkenbänke mit blasser Färbung.

«Es schneit», murmelte der Onkel. Drüben, an der breiten, roten Backstein-Fassade der Schnapsbrennerei, segelten weisse Striche vorüber. «Das ist entsetzlich bei dieser beissenden Kälte», fuhr der Onkel fort, «dazu der rasende Wind aus dem Nordosten!»

«Ja», bemerkte die Tante nickend, «der russische Winter hat wieder einmal mit seiner üblichen Strenge eingesetzt. Mich schaudert's, wenn ich an die armen Leute denken muss, die unter freiem Himmel ihrem Tagwerk nachgehen. Heute zum Beispiel würde es mir leid tun, den Tom vor die Türe zu setzen.»

Tom, mein Jagdhund, hatte es in der Tat besser als viele Menschen. Er sass im warmen Zimmer und schaute aufmerksam zu, wie ich mein Butterbrot zum Munde führte.

Die Tante folgte dem Blick ihres Mannes. Beide sahen stumm dem immer stärker werdenden Schneefall zu. Es dunkelte, so dass wir die Petrollampe wieder anzünden mussten.

Mitten im Schweigen hörten wir plötzlich ein zaghaftes Klopfen.

«Herein!» rief der Onkel laut.

Die Tür ging quietschend auf, und in ihrem Rahmen erschien Salocha, das alte Dienstmädchen, welches schon zu Lebzeiten der Grosseltern da war. Es gehörte gewissermassen zum Haus-

inventar. Salocha wollte den Besuch des Chaim Samuilowitsch anmelden, doch kam sie nicht dazu. Dieser schob sie sachte beiseite und trat hastig ein. Er verneigte sich leicht.

«Sie entschuldigen bitte, wenn ich so unverhofft eindringe, aber ich komme in aller Eile, um Sie um Rat zu bitten, der keinen Aufschub gestattet.» Chaim Samuilowitsch sprach mit uns allen immer deutsch, wenn keine Russen zugegen waren. Das alte Dienstmädchen zählte er zu den «Eingeweihten».

Der Onkel erhob sich und deutete auf einen Stuhl: «Nehmen Sie bitte Platz, Herr Galperin!»

Chaim Samuilowitsch setzte sich ächzend, legte die Pelzmütze und die gefütterten Lederhandschuhe auf die Knie.

Der Onkel sah den alten Mann fragend an.

«Es ist nämlich so», fuhr dieser fort, «mein Buchhalter Mirkin kehrte gestern Abend aus Duchowschina zurück, wo er geschäftlich zu tun hatte.» Chaim Samuilowitsch verstummte. Dicke Tränen liefen über seine faltenreichen Wangen. Er hatte nicht die Kraft, weiter zu sprechen. Man sah, wie es in seinem Innern arbeitete.

Der Onkel wartete geduldig zu. Ein Seufzer der Tante Mathilde brachte Chaim Samuilowitsch zur Besinnung: «Pogrom!» murmelte er mit weit auf gerissenen Augen. «Gestern ist die gesamte Judenschaft in Duchowschina schlagartig überfallen worden. Einige Banditen waren maskiert, andere waren es nicht. Die Polizei soll den kriminellen Taten: Mord, Raub und Vergewaltigung, gelassen zugeschaut haben, ohne für die wehrlosen, bejammernswerten Leute einen Finger zu rühren.»

«Das ist furchtbar!» sagte die Tante und warf einen hilfesuchenden Blick auf den Onkel. «Was können wir für die armen Menschen tun? Warum unternimmt der Stanowoj nichts?»

Der alte Jude fuhr leise, jedes Wort überlegend, fort: «Wenn es so weit kommen sollte, dass der Pogrom auf unser Gut übergreift, dann würde ich um die Erlaubnis bitten, mit meiner Familie bei Ihnen Zuflucht nehmen zu dürfen. Sie sind Ausländer, man wird es kaum wagen, die Schwelle Ihres Hauses zu überschreiten, um die Hand nach uns auszustrecken.»

104 Onkel und Tante versicherten Chaim Samuilowitsch, dass er mit seinen Familienangehörigen bei uns jederzeit Aufnahme finden könne.

Nach einer Weile des Schweigens erhob sich der Greis,

um in sein Haus zurückzukehren. «Gott, der Allmächtige, segne Sie!» sagte er mit bewegter Stimme.

In der folgenden Nacht fuhr ich oft aus dem Schlafe. Ich glaubte, jemand habe an mein Fenster geklopft. In Wirklichkeit bestand das Klopfen in meiner Einbildung. Die Nerven waren überreizt.

Aber vierundzwanzig Stunden später klopfte es in der Tat am Fenster meines Zimmers, die Glasscheiben klirrten zum Zerspringen. Ich sprang mit einem Satz aus dem Bett und zog schnellstens meine Hosen, ein Hemd und ein Paar Schuhe an. Das Klopfen wiederholte sich, diesmal beim Hauseingang. In der Dunkelheit tastete ich mich bis zur Türe durch, öffnete sie. Gleichzeitig trat auch der Onkel mit einer Laterne in der Hand ins Freie. Hier sah ich das nämliche Bild, welches sich meinen Augen vor zwei Jahren an einem anderen Orte geboten hatte.

Vor dem Hause hatten sich flüchtende Juden, gross und klein, angesammelt, die um möglichst raschen Einlass baten, nicht nur aus Angst vor dem nachrückenden Pöbel, sondern auch wegen der eisigen Kälte, die den Kindern und den notdürftig gekleideten Erwachsenen hart zusetzte. Slawa, die zwanzigjährige Schwester von Lazarus, trug auf beiden Armen je ein Kleinkind. Sie hatte noch den Schlaf in den Augen, und der Schlafrock war nur beiläufig über ihre Schultern geworfen. Dabei war das Thermometer in jener Nacht bis dreissig Grad unter Null gefallen!

Wir brachten die Flüchtlinge – so gut es ging – in unseren Wohnräumen unter. Dann verharrten wir bei vollkommener Dunkelheit wachend bis zum Morgengrauen. Die übrigen jüdischen Familien mussten Schlimmes durchmachen. Sie wurden schwer misshandelt oder gar ermordet, ihre Häuser ausgeraubt, zum Teil gebrandschatzt. Die Zerstörungen waren gross, sie wogen aber gering gegenüber dem Schaden, der den Verfolgten an Leib und Seele zugefügt wurde.

Anderntags traf der Stanowoi mit einer Polizei-Eskorte ein. Seine Anordnungen waren im Grunde genommen zaghaft. Statt scharf durchzugreifen, standen die Polizisten untätig herum, rauchten und schwatzten. Ich sah zu, wie ein Bauernbursche aus dem Haus des jüdischen Schneiders trat, sich flüchtig umsah und ruhig seines Weges ging. In beiden Händen trug er eine schwere Last von gestohlenem Gut. Als der patrouillierende Polizist ihm Stillstehen gebot, ergriff er die Flucht. Da riss der Polizist den Armeerevolver aus dem

Futteral, zielte und drückte ab. Der Revolver versagte. Nur das leise, metallische Knacken des vergeblich abgezogenen Drückers war hörbar.

Ich betrat das Innere dieses Hauses. Überall Schmutz und Unrat. In einer Ecke des Schlafzimmers stand eine Waschkommode mit einem altmodischen braunen Holzrahmen. – Seine Marmorplatte war entzweigeschlagen, die Schubladen herausgerissen. Auf dem Bett lag ausgestreckt der Schneider mit einem Schuss in der Schläfe. Er lebte noch, doch hatte er durch die Zerstörung des Sehnerves das Augenlicht verloren. Neben ihm sass seine Frau. Über das Gesicht der Unglücklichen lief bei meinem Eintritt blasser Schrecken, und auf der Stirn perlte kalter Schweiß.

Ich stiess die Türe zum Nebenraum auf. Dort stand, an die Wand gelehnt, mit wirrem Blick ein junger Mann, der Schneidergeselle Moska. Sein Gesicht war furchtbar zugerichtet. Es war dick geschwollen und von Blut verkrustet. Ich verliess schnellstens das Haus des Grauens. Draussen wurde mir schlecht, ich übergab mich.

Auf die Einladung meines Onkels Leonard Schischemski, der – wie schon gesagt – Gutsverwalter war, kam der Stanowoj zum Abendessen. Als ich das Esszimmer betrat, sass er allein in einem bequemen Sessel vor dem flackernden Kaminfeuer und blätterte in Zeitschriften. Ich setzte mich zu ihm und erzählte von dem, was ich mit eigenen Augen gesehen hatte. Gleichzeitig brachte ich mein Missfallen über die Untätigkeit der Polizei zum Ausdruck.

Anfänglich lächelte mir der Offizier freundlich zu. Als ich es aber wagte, der Polizei über ihr Tun und Lassen Vorwürfe zu machen, verschwand das Lächeln von seinen Lippen. –

«Ich verstehe Sie nicht», sagte er mürrisch und klopfte mit dem Pfeifenstiel gegen die Zähne.

«Sagen Sie das immer, Herr Oberst, wenn Sie etwas verstehen?»

«Moment mal», fuhr der Offizier fort, nahm einen langen Zug aus der Pfeife und blies den Rauch aus, «zunächst bin ich es, der hier Fragen stellen wird, heute, morgen, vielleicht sogar noch übermorgen. Später kommen dann andere dran, allenfalls auch Sie.» Im Übrigen bagatellierte der Offizier alles, was sich in der vergangenen Nacht ereignet hatte. Er sprach im Plauderton, ungefähr so, wie man von einem interessanten Theaterstück spricht, und musterte mich be-

lustigt. «Der Schaden ist gar nicht so gross, als mancher angenommen hat», schloss er seine Betrachtungen und vertiefte sich wieder in eine Zeitung, die er bei meinem Eintritt beiseite legte.

Endlich liess der Stanowoj doch einen Polizisten kommen, dem er den Befehl gab, meine Angaben im Hause des Schneiders zu überprüfen. Der Mann, ein kürzlich entlassener Soldat, schlug die Hacken zusammen und schnarrte: «Zu Befehl, Euer Hochwohlgeboren».

Ich folgte dem Polizisten auf dem Fusse. Die Frau des Schneiders verharrte noch immer in hockender Stellung auf dem Bett- rand. Sie wiederholte fortwährend die Worte: «Ich möchte zu Gott beten, aber es gibt keinen Gott!»

Auf dem Gutshof begegneten wir dem Rabbiner. Er schritt von Leichnam zu Leichnam und gab den Toten den letzten Segen.

Klimowo

Im Januar 1910 zog sich Onkel Nikolai endgültig in den Ruhestand zurück. Wie zum Voraus beschlossen, nahm ich bei Onkel Leonard Wohnsitz. Dort bot sich mir während anderthalb Jahren die günstige Gelegenheit, die Struktur der russischen Landwirtschaft und ihre Arbeiterschaft von Grund auf kennen zu lernen. Onkel Leonard verfügte über ein umfangreiches Fachwissen; er war daher mein ausgezeichneter Lehrmeister. Gebürtig aus dem Gouvernement Minsk und polnischer Abstammung, konnte ihn seine lebhaftige Gemütsart dann und wann dazu hinreissen, die Untergebenen nach dem Prinzip Herr und Knecht zu behandeln. Gelegentlich sehnte er sich nach den Zeiten zurück, wo man die Arbeiter mit der Peitsche züchtigen durfte. «Das waren Zeiten!» rief er aus, «ach, herrliche Zeiten!» Die Bauern und Arbeiter nannten ihn «Panok», was auf Deutsch «kleiner Herr» heissen will. Als Familienvater erfreute er sich eines makellosen Rufes. Von seinen acht Kindern (vier Söhne und ebenso viele Töchter) erhielten sieben eine höhere Schulbildung. Die drei ältesten Söhne, Nikolai, Alexander und David, waren Offiziere der zaristischen Armee. Was später aus ihnen geworden ist, werde ich im Folgenden berichten.

Ich kann mich eines Vorfalles erinnern, bei dem das heissblütige Naturell Onkel Leonards zum Durchbruch kam. Es war im Hochsommer, während der Erntezeit. Wegen andauerndem Schlechtwetter ruhten die Feldarbeiten. Onkel Leo-

nard sass im Kontor und führte die rückständige Buchhaltung nach. Vor ihm auf dem Schreibtisch lag breit aufgeschlagen ein Foliant, worin er mit Hilfe eines Arschins (russischer Massstab) Linien zog.

Plötzlich hörte man von aussen her wüstes Schreien und Schimpfen. Betrunkene Bauern rauffen sich wieder einmal vor der staatlichen Weinhandlung. Onkel Leonard hielt in der Arbeit inne und lauschte. Seine schwarzen Augen blitzten mich über den Tisch hinweg an. Er machte ein paar Züge aus seiner Pfeife, schnellte dann, wie von einer Natter gebissen, vom Kanzleistuhl hoch und rannte barhäuptig, mit wehendem Bart, das Lineal in der Hand, zum Kontor hinaus. Auf dem «Kampfplatz» angelangt, schlug er blindlings auf die harten Bauernschädel los. Sein forsches Dazwischentreten wirkte Wunder. Die Streithähne stoben nach allen Richtungen auseinander. Der Onkel aber kehrte mit zufriedenerm Lächeln an seinen Arbeitsplatz zurück. In seiner Rechten hielt er ein Stück des abgebrochenen Lineals.

«Nach neuzeitlichen Begriffen mag meine Handlungsweise weder sozial noch christlich sein», brummte der Onkel in den Bart, «aber ich halte dafür, dass dieses alte Mittel noch immer geeignet ist, die unkultivierten Muschiks zur Vernunft zu bringen. Etwas anderes würden sie nicht verstehen.»

Abgesehen von solchen Entgleisungen war Onkel Leonard ein grundgütiger Mensch. Wegen seiner allzeit grossen Hilfsbereitschaft armen Menschen gegenüber erfreute er sich der Beliebtheit und Achtung.

Im Gegensatz dazu war das Verhältnis zwischen den Bauern und Arbeitern einerseits und dem Gutsherrn, Baron Wadim Platonowitsch von Engelhard andererseits dauernd gespannt. Dieser überaus geizige und despotisch veranlagte Mann hatte die Allüren seines Vaters aus der Zeit der Leibeigenschaft übernommen. Er wollte den Arbeitnehmern einfach keinen rechten Lohn zugestehen, und wenn einmal ein armer Schlucker in Schulden geriet, drückte er ihn bis zum Weissbluten. Glücklicherweise war von Engelhard Dreiviertel des Jahres in St. Petersburg, wo er einen grossen Haushalt führte und im Innenministerium den Posten eines Abteilungschefs bekleidete. Auf diese Weise hatte der Verwalter Gelegenheit, die vom Gutsherrn aufgestellten Richtlinien für die Behandlung der Bauern- und Arbeiterschaft auf das vernünftige Mass zu bringen.

Von der unmenschlichen Härte dieses Grossgrundbesitzers

möge nachstehendes Vorkommnis als Beispiel dienen: Chaim Samuilowitsch heiligte als frommer Jude den Sabbat (jüdischer Ruhetag). Jeweils schon am Freitag, sobald die Sonne im Westen verschwand, legte er die Arbeit nieder, schloss die Tür des Geschäftes ab und kehrte in sein Haus zurück, wo er Gebete verrichtete. Das behagte dem Baron nicht. Als er eines Samstagvormittags den sorgfältig gekleideten Juden auf dem Gutshof herumspazieren sah, liess er ihn unverzüglich in die Schnapsbrennerei abführen und dort bis zum späten Abend schmutzige Arbeit verrichten. Der wehrlose Mann protestierte mit Tränen in den Augen, aber was half's? Er konnte gegen die Willkür des Allgewaltigen nicht aufkommen.

Baron von Engelhard war Vater einer kinderreichen Familie. Seine drei Söhne und vier Töchter erhielten allesamt sorgfältigste Erziehung und Bildung. Boris, Georg (genannt Jura) und Igor waren Zöglinge des Pagenkorps beim Zarenhof. Die Töchter erhielten ihre Erziehung im berühmten Smolny-Institut in St. Petersburg. Von den Söhnen wird später noch die Rede sein.

Wie eingangs schon angedeutet, war Klimowo – auch nach russischem Massstab betrachtet – ein sehr grosses Gut. Obschon ich dort während zwei Jahren arbeitete, kannte ich seine Grenzen nicht restlos. Man bedenke bloss: 2'000 Jucharten Land entsprechen ungefähr dem Umfang von dreissig landwirtschaftlichen Betrieben, wie sie etwa im See- und Mittelland des Kantons Bern bestehen! – Die Zahl der Arbeiter, der Dienerschaft und des Viehbestandes entsprach dem Ausmass dieses Grundbesitzes.

Da es sich hier um Jugenderinnerungen, d.h. um längst verflossene Zeiten handelt, schreibe ich konsequenterweise meist im Imperfektum, ungeachtet dessen, ob sich die Verhältnisse in meiner Wahlheimat inzwischen in dieser oder jener Beziehung gewandelt haben oder nicht.

Zu «meinen Zeiten» lebten in Russland schätzungsweise 80 bis 90 Prozent aller Einwohner vom Ackerbau, der Viehzucht und den Nebenzweigen der Landwirtschaft. Die Möglichkeiten, welche sich den russischen Bauern boten, waren noch lange nicht erschöpft, wo vielleicht die Hälfte des Bodens als Acker- oder Weideland genutzt wurde, ein Fünftel noch Ödland war und der Rest Wald, auf dessen Kosten die Ausbreitung der Landwirtschaft seit Jahrhunderten erfolgt.

Die Stellung Russlands in der Weltwirtschaft war durch den

Ertrag seiner Äcker und Wiesen bedingt. Schon früh führte Russland ausser dem kostbaren Pelzwerk, das vormals sein wichtigstes Erzeugnis für die fremden Mächte war, auch Vieh, Häute und dergleichen aus. Später machte der steigende Bedarf des Landes an Erzeugnissen der europäischen Industrie und in der Folge auch die Notwendigkeit der Verzinsung der äusseren Anleihen eine starke Erhöhung der Ausfuhr zur Bedingung des finanziellen Gleichgewichts. Die Handelsbilanz musste aktiv sein, wenn Russland nicht verarmen sollte. Um das zu erreichen, wurde der Kornbau so stark gesteigert, dass gewaltige Mengen von Getreide als Überschuss über den Eigenbedarf des Reiches ausgeführt werden konnten. Damit wurde aber die russische Finanzwirtschaft vom Ertrage der Ernten im höchsten Grade abhängig. Da auch bei mittelmässigen und schlechten Ernten, die den wirklichen Bedarf der russischen Bevölkerung nicht überstiegen, wegen des Geldbedarfes des Staates Getreide ausgeführt werden musste, hat die Regierung nach der vorherrschenden Ansicht der Volkswirtschaftskundigen die Ausfuhr auf Kosten der Ernährung ihres Volkes erzwungen, was durch den schwer lastenden Steuerdruck sehr wohl möglich war. Dieser Ansicht standen freilich erhebliche Bedenken gegenüber, die auch von der Tatsache nicht entkräftigt werden konnten, dass in grossen Gebieten, namentlich in der Wolgagegend, Hungersnöte eintraten.

Im Westen, in den Küstenländern der Ostsee, war die Wirtschaft durchaus europäisch, gegen Osten wurde sie primitiver: der Betrieb in drei Feldern ohne Brache überwiegte. Doch kannte der Bauer fast überall die Düngung.

Die Schwarzerde hat alle natürlichen Vorbedingungen zur glänzenden Entfaltung der Landwirtschaft. Im grössten Teil dieses Gebietes wurde aber ein Raubbau getrieben, der den Boden ohne jede Düngung liess und ihn in schnell fortschreitendem Masse erschöpfte. Nur im Westen stand die Kultur höher, sie war hier auch spezialisiert und brachte Zuckerrüben, Ölfrüchte u.a. hervor. In der Steppe gestattete die grosse Trockenheit nur einen ganz einseitigen Kornbau oder die Nutzung der Feldgrasweide zur Viehzucht.

Der Charakter der russischen Landwirtschaft stand in engem Zusammenhang mit der Kulturentwicklung der Bauern, die sich aus geschichtlichen Voraussetzungen erklärt. Die moderne Wirtschaftsgeschichte Russlands begann erst im Jahr 1861 mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, wodurch

die Bauern die Freizügigkeit und Unabhängigkeit vom Grundherrn erhielten, dafür allerdings in eine drückende Abhängigkeit vom Fiskus gerieten. Die Leibeigenschaft war übrigens keineswegs eine uralte slavische Einrichtung, wie man früher glaubte. Sie wurde in Grossrussland erst im 17. Jahrhundert durchgeführt und noch später auf Kleinrussland übertragen. Die Annahme, dass Zar Boris Godunow durch einen Ukas von 1592 die Bauern leibeigen machte, lässt sich nach den Forschungen des berühmten russischen Historikers Kljutschewski nicht aufrechterhalten. Zwei Jahrhunderte genügte aber, um den Charakter des russischen Bauern aufs Tiefste zu beeinflussen. Die Wirkung war umso nachdrücklicher, als vermutlich dem Ausbau der Leibeigenschaft die Verbreitung einer kollektiven Feldgemeinschaft parallel ging, der Feldgemeinde (russisch: Mir), in der russische Schwärmer eine vom slavischen Geiste vor vielen Jahrhunderten geschaffene Lösung aller sozialen Fragen erblicken wollten.

Diese Annahme wurde gründlich widerlegt, da man die nämliche Einrichtung in früheren Jahrhunderten bei den meisten germanischen und Reste davon bei vielen anderen Völkern nachweisen konnte. Die Flurgemeinde, in der die Körperschaft der Gemeinde selber als die einzige und rechtmässige Eigentümerin allen Landes betrachtet wurde, die jeder männlichen «Seele» ihren «Anteil» am Boden zumessen musste, schien sich ausreichend bewährt zu haben, solange der Körnerbau vor der extensiven Weidenutzung zurücktrat. Als aber die steigende Bevölkerungszahl und die oben genannten wirtschaftlichen Gründe eine stärkere Ausnützung des Bodens erzwangen, da offenbarten sich schwere Missstände. Die «Seelenanteile» wurden immer kleiner; infolge der Eifersucht der Bauern auf einander wurde zudem jeder Anteil in viele Teilchen zerstückelt, damit jedes Mitglied der Gemeinde an den bessern und an den schlechtem Ackerplätzen gleichen Anteil habe. Das führte zum strengsten Flurzwang, und da öfters Umteilungen vorgenommen wurden, bei denen kein Bauer sicher war, das bisherige Stück Land wieder zu erhalten, verhinderte das auch jede Lust zur Melioration des Bodens. In den durch Leibeigenschaft und Analphabetismus in tiefster Unwissenheit gehaltenen Bauern setzten sich aber die Begriffe, die diesem System zugrunde lagen, so fest, dass es in der Tat als eine nationale russische Einrichtung erschien. Es blieb daher auch nach der Bauernbefreiung von 1861 bestehen, wobei die Regierung zudem den Zweck ver-

folgte, sich die Zahlung der Steuern und der von den Bauern nach dem damaligen Plan fünfzig Jahre lang zu entrichtenden Loskaufsgelder durch die Auflage einer Gesamtbürgschaft auf jede Gemeinde zu sichern. Diesem System, das jede Initiative der tüchtigeren Bauern lähmen musste, und der von Anfang an zu geringen Versorgung der aus der Leibeigenschaft Entlassenen mit Ackerboden ist die bald darauf eintretende Verarmung der grossrussischen Bauern zuzuschreiben. Die vom Dogma des russischen Nationalismus nicht geblendeten Wirtschaftslehrer erkannten bald die Schwäche dieser Agrarordnung, die aber von den Slawophilen als eine Schutzwehr gegen das Eindringen des europäischen Kapitalismus und die Proletarisierung der Volksmassen gepriesen und von der Bürokratie als feste Stütze ihrer der Form nach patriarchalischen Regierungsmethoden betrachtet wurde. Der Bauer galt als ein absolut zuverlässiger Anhänger der Autokratie, was der Regierung genügte, um das System, das diese Folge gezeitigt hatte, als unantastbar zu betrachten.

Die schweren Unruhen auf dem Lande, die während der Revolutionswirren von 1905/06 ausbrachen, belehrten die russische Bürokratie über ihren grössten Irrtum. Die Bauern waren durchaus nicht mehr zuverlässig. Ihre Verarmung war so drückend geworden, dass die Lehre von Karl Marx bei ihnen fruchtbaren Boden finden konnte. Nun änderte sich auch die Politik der Regierung. Stolypin, der schon als Gouverneur in den Westgebieten die wirtschaftlichen Vorzüge selbständiger Bauernwirtschaften erkannt hatte, führte als Ministerpräsident die Agrarreform ein, das wichtigste Gesetz, das seit der Bauernbefreiung in Russland erlassen worden war. Ihre Durchführung sollte die Feldgemeinde aufheben, das Land in einer neuen rationellen Umteilung den Bauern als Privateigentum übergeben und nach Möglichkeit auch die grossen Dörfer, die wirtschaftlich wegen der Feuergefahr bedenklich erschienen und der Regierung auch als mögliche Herde politischer Bewegungen verdächtig waren, in kleine Weiler und in Einzelhöfe zerstreuen. Dieses gewaltige Programm, das in der Stein-Hardenberg'schen Reform ein Vorbild fand, konnte leider nur zum kleinen Teil durchgeführt werden. Stolypin, dieser Staatsmann von besonderem Format, fiel durch die Kugel eines Fanatikers, die Ereignisse nahmen ihren Lauf. Es folgte die rettungslose Proletarisierung von Millionen landarmer Gelegenheitsarbeiter, in denen die Grossgrundbesitzer billige Arbeitskräfte erhielten, und aller Industriearbeiter, die sich

bisher rechtlich als Mitbesitzer des Landes ihrer heimatlichen Dorfgemeinde betrachten durften.

Damit glaube ich, die verehrten Leser und Leserinnen mit den hauptsächlichsten früheren Verhältnissen in der russischen Landwirtschaft bekannt gemacht zu haben. Vielleicht wird jetzt manches, was später dann folgte, leichter verständlich sein.

Ich hatte eine mächtige Freude daran, mit Onkel Leonard auf einem mir von der Schweiz her vertrauten Gebiet tätig zu sein. Onkel Leonard war nicht bloss mein Vorgesetzter, sondern trotz des enormen Altersunterschiedes zugleich vorbildlicher Kamerad. Wir arbeiteten Hand in Hand sowohl auf dem Felde, als auch im Kontor, nahmen die Mahlzeiten gemeinsam am Familientisch ein und teilten sogar den Schlafraum, etwa dann, wenn wir die umliegenden Güter (Chuter) inspizierten und dabei von der Nacht überrascht wurden.

Im Sommer, wenn die Getreidefelder reiften und die Erntearbeiten auf der Zenithöhe standen, verliessen wir wie auf Kommando das Bett, nahmen rasch ein Brausebad, das munter macht, und setzten uns an den Frühstückstisch. Im ganzen Hause herrschte noch vollkommene Ruhe, nur der Diener, ein Veteran aus dem türkisch-russischen Krieg, brachte auf leisen Sohlen den Samowar.

Eine halbe Stunde später war Onkel Leonard auf dem weiten Platz vor dem Verwaltungsgebäude, wo sich rund dreihundert Männer und Frauen mit Sensen, Sicheln» Gabeln und Rechen besammelt hatten. Am östlichen Horizont kündete ein rötlich - gelber Streifen den Sonnenaufgang an. In der Mitte des Platzes stand vor den vielen Tagelöhnern hoch aufgerichtet Onkel Leonard, der Panok, wie ein Kompagnieführer allein vor der Front. In respektvoller Entfernung von ihm baute ich mich auf, gewissermassen wie der Feldweibel neben seinem Hauptmann. Das Ganze war in militärischer Weise aufgezogen. Nicht umsonst hatte Onkel Leonard in seinen jungen Jahren als Rittmeister bei den Ulanen gedient. Die soldatische Ordnung lag ihm im Blut.

In knappen und klaren Worten wurden Befehle für den ganzen Tag ausgegeben und von den Vorarbeitern wiederholt, als Kontrolle, damit keine Missverständnisse vorkommen konnten.

«Und nun mit Gott an die Arbeit!» sagte der Panok nach altem russischem Brauch. Die Hand legte er korrekt an den Mützenrand.

Allabendlich gab es Zahltag. Ich sass jeweils auf einem Feldstuhl vor dem Kontor und drückte zusammen mit dem Kassier den langsam vorüberschreitenden Arbeitern silberne Zwanzig- und Zehnkopekenstücke in die dargebotene Hand. Der Tageslohn betrug für Männer vierzig und für Frauen und Mädchen dreissig Kopeken bei eigener Verköstigung. Dieser Verdienst entsprach rund einem Schweizer Franken bzw. 80 Rappen. Die Arbeit dauerte im Durchschnitt vierzehn bis sechzehn Stunden im Tag, mit einem kurzen Unterbruch für die Mittagsverpflegung. Das mitgebrachte Essen war äusserst frugal. Es bestand mit wenigen Ausnahmen aus kaltem Tee und Schwarzbrot. Manchmal löffelten die Leute gruppenweise aus gemeinsamer Schüssel eine dünne, fettlose Suppe. Es war wirklich zum Erstaunen, dass die Arbeiter bei dieser unzureichenden Ernährung durchzuhalten vermochten, ohne zusammenzubrechen. Aber das russische Volk schöpfte schon damals und schöpft auch heute noch aus eigener Urkraft.

Ich arbeitete gerne mit dem Jungvolk auf sonnentrunkenere Erde. Ungeachtet seines schweren Lebens war es fleissig und stets guter Laune. Hier und dort sangen die Mädchen fröhliche Volkslieder. Es gehört zur Geschichte der Menschheit, dass die Jugend stets, in Freud und Leid, lebensbejahend ist. Sie soll es auch sein. Nur so kann die Welt bestehen.

Einmal, als wir in der Nähe eines Waldrandes das Korn zu Garben banden und aufrecht stellten, fiel uns ein starkes Summen von Bienen auf. Ein schlanker, geschmeidiger Bursche mit hübschem Gesicht, braunhaarig, auf der Oberlippe ein kleines Schnurrbärtchen, nur ein Hauch, sah nach. Er entdeckte einen alten, hohlen Baumstrunk, in dem die Bienen ein- und ausflogen.

Der Bursche riss ein Stück vom modrigen Holz weg: da hingen die goldgelben Waben, eine neben der andern, ein Anblick, der einem das Wasser im Munde zusammenlaufen liess. Beim Mittagessen strichen die Arbeiter den süssen Honig fingerdick aufs Brot.

114 An jenem Tage, als die Sonne dem Westen zustrebte, erlebten wir noch eine Schreckensstunde. Ein grosser, scheckiger Hund lief mit gesenktem Kopf und heraushängender Zunge querfeldein. Ein greller Schrei: «Der Hund ist tollwütig», schlug an mein Ohr. In atemraubender Spannung sahen alle zu, wie der junge Mann, welcher die Honigwaben im morschen Baumstamm gefunden hatte, eine Gabel zur Hand

nahm und dem Hund den Weg abschnitt. Mit wohlgezielten Schlägen brachte er das kranke Tier zur Strecke.

Kurz vorher wurde der Förstergehilfe von seinem eigenen Hund in die Hüfte gebissen. In Fällen, wo Menschen von Tieren plötzlich und ohne jeden ersichtlichen Grund bedroht werden, handelt es sich meistens um Tollwut. Diese Seuche hatte sich in Russland in bedenklichem Ausmasse ausgebreitet. Der Wald mit seinen unkontrollierbaren Wildbeständen bot ideale Ausbreitungsmöglichkeiten für das mörderische Tollwut-Virus. Starrer Blick in böartigen Augen ist bei Hunden ein untrügliches Zeichen für Tollwut. Erst nach Wochen werden die Symptome der gefährlichen Seuche sichtbar. Alles, was den kranken Tieren in die Quere kommt, zerbeißen sie. Selbst Menschen sind nicht mehr sicher vor ihnen. Das Endstadium beginnt mit der Lähmung der Schluckmuskeln. Da das Tier nicht mehr schlucken kann, läuft ihm der Speichel pausenlos aus dem Mund.

In strenger Arbeit ging der Sommer zu Ende. Es kam ein strahlender Herbst mit seinen bunten Farben im Laub der Wälder. Während meiner Freizeit, die jetzt zunahm, ritt ich öfters mit Tante Mathilde aus. — Sie liebte den Reitsport von Kindheit an. Als sie sechs Jahre alt war, setzte der Vater sie erstmals aufs Pferd. Seither trennte sie sich nicht mehr von ihren Lieblingspferden. Im dunklen Dress, zu dem ihr blondes Haar scharf kontrastierte, bot die junge Frau ein berückendes Bild der Kraft und der Anmut.

Endlich kam die Jagdzeit. Auf einer Hasenpirsch, die mich in entlegene Waldgegenden führte, machte ich ganz unversehrt die Bekanntschaft mit Boris von Engelhard, der als Leutnant im berühmten Semjonowski-Regiment diente und sich vorübergehend in Klimowo aufhielt. Mein Hund hatte zwei Stunden lang einen Hasen gejagt. Dann löste sich in der Ferne ein Schuss, worauf der Jagdhund verstummte. Eine halbe Stunde später legte mir ein junger Mann den toten Meister Lampe vor die Füße und entschuldigte sich, das Wild unter der Nase eines fremden Hundes abgeschossen zu haben. Wir stellten uns gegenseitig vor, wechselten einige Worte der Höflichkeit, wie dies in solchen Fällen üblich ist.

Boris machte einen vorteilhaften Eindruck auf mich. Jedenfalls liess es sich mit ihm gut plaudern und die Zeit angenehm verbringen. Sein Gesicht war ansprechend, wenn auch die Züge zu weiblicher Weichheit ineinander verschwammen.

Boris lud mich zum Abendessen ein. Als wir den Heimweg

antraten, nahm er ein kleines Lederetui aus der Tasche, das mit dem Schweizerkreuz geschmückt war. Es handelte sich um ein Souvenir von Interlaken, wo Boris sich einen ganzen Sommer ferienhalber aufhielt. Aus dem Lederetui bot er mir Zigaretten an.

Wir standen vor dem Herrenhaus. Boris liess mir den Vortritt. Es sei kurz angetönt, dass das architektonisch sehr komfortable Gebäude mit seinen im Empire-, Louis XVI.- und Renaissancestil ausgestatteten Räumen, den prächtigen Gobelins und Gemälden bereits vor Jahrhunderten entstanden ist. Ein Hauch längst vergangener Epochen schwebte durch die weiten, hohen Salons, Boudoirs und Säle. Eine prächtige Porzellansammlung nahm mein Interesse in Anspruch. Meissner Porzellan von den Anfängen im frühen 18. Jahrhundert bis fast zur Gegenwart: Dies eigentlich eine absteigende Linie, eine Entwicklung zur Dekadenz, die zu Anfang dieses Jahrhunderts den Tiefpunkt erreichte. Aber die Anfänge waren von entzückender Formenfülle und Schönheit, so dass es dem geniessenden Auge nicht schwer fiel, die jüngsten Entartungen zu übersehen. In den Figuren und Figürchen, Plastiken und Gefässen lebte eine heitere, süssbeschwingte Welt des Rokoko.

Wir setzten uns zu Tisch. Er war mit echtem Porzellan, Kristall und schwerem Silber gedeckt. Mein Gegenüber war reich genug, mit solchen Kostbarkeiten aufzutumpfen. Das tun nämlich die meisten Russen allzu gern. Das Abendessen wurde aufgetragen. Es bestand aus üppigen Platten sowie erlesenen Weinen aus der Krim und dem Kaukasus.

Vor mir an der seidentapezierten Wand hingen zwei Porträts in ovalen Goldrahmen. Sie stellten Wadim Platonowitsch von Engelhard und seine Gattin, Anna Michailowna, dar. Er in schwarzer, goldbestickter Diplomatenuniform, sie in tiefem Décolleté, juwelenbehangen. Bei ihr deutete rein gar nichts daraufhin, dass sie aus einfachen Verhältnissen stammte. Anna Michailowna war polnischer Herkunft. Bevor sie sich mit von Engelhard vermählte, arbeitete das junge Mädchen als Wirtschaftsgehilfin auf dem Gut. Obschon die Freifrau keine entsprechende Vorbildung hatte, holte sie später dank ihrer hohen Intelligenz und Begabung vieles nach. Sie zeichnete sich durch tadellose Umgangsformen, die ihr vielleicht doch angeboren waren, sowie durch Kenntnisse mehrerer Fremdsprachen aus. Man sagte, ihr Mann habe sie nach der Heirat einfach auf die Schulbank geschickt.

Unsere Unterhaltung bewegte sich rings um das erwachende Russland. Wir erörterten wirtschaftliche Probleme sowie Lohnfragen in der Stadt und auf dem Lande. Wir suchten nach Möglichkeiten, die imstande gewesen wären, die breiten Volksmassen zufriedenzustellen, aber so, dass die Gutsbesitzer nicht allzu tief in den Geldsäckel hätten greifen müssen.

«Nach gründlicher und schmerzlicher Gewissensforschung», sagte zum Schlüsse Boris von Engelhard, «bin ich zur Überzeugung gelangt, dass man den Werktätigen entgegenkommen sollte, sowohl in der Entlohnung als auch hinsichtlich der pachtweisen Abtretung von Landparzellen.» Sein Gesicht mit den straff nach hinten gekämmten schwarzen Haaren war zu einem weinseligen Lächeln gefaltet.

«Ich bin vollkommen Ihrer Auffassung», bemerkte ich wichtig und bemühte mich, meiner Stimme einen tiefen Brustton zu geben. Wir beide glaubten grundgütige Menschen zu sein! Eine Woche später verreiste Boris von Engelhard nach St. Petersburg.

Zu Anfang des Monats Dezember überfiel uns der russische Winter mit seiner sprichwörtlichen Strenge. Der grossen Kälte und den gewaltigen Schneeverwehungen wegen vermied es jedermann, seine Nase im Freien spazieren zu führen. Man sass hinter dem Ofen und erzählte sich Geschichten. Die Arbeit auf dem Gute beschränkte sich lediglich auf die Pflege des Viehbestandes. Die Tage waren kurz, dafür die Abende und Nächte unendlich lang. Um dem eintönigen Leben zu entfliehen, machte ich die Bekanntschaft mit den russischen Klassikern. Vor seiner Abreise gab mir Boris von Engelhard Blankovollmacht, über die herrschaftliche Bibliothek zu verfügen. In der Folge schöpfte ich aus dieser herrlichen Quelle. Der alte Dworetzki (deutsch: Haushofmeister), der beim Gehen mühsam ein Bein nachzog, händigte mir die Bücher aus und nahm sie jeweils wieder entgegen.

Zuerst las ich die Werke der Belletristen der neunziger Jahre: Tschekow, Gorki, Andrejew. Dann wagte ich mich an Dostojewski und Tolstoj heran. Diese beiden Genies, welche die russische Literatur in so reichem Masse befruchtet haben, vermochten mich stark zu fesseln. Tolstoj war Aristokrat, Naturmensch, Schosskind des Glückes, überschüttet von Freuden und Ehren. Dostojewski dagegen gehörte zu jenen Menschen, die wenig Sonne in ihrem Leben haben.

Die originellste Schöpfung des russischen Geistes und die stärkste Unterlage für seinen Anspruch auf kulturelle Wer-

tung im höchsten Sinne ist die Literatur, die im 19. Jahrhundert eine reiche Blüte erlebte. Sie ist eigentlich nicht ausschliesslich grossrussische Leistung; Gogol war ein Kleinrusse. Ihre Hauptwerke haben auch auf die westeuropäische Literatur nachdrücklichen Einfluss ausgeübt, vor allem die erbarmungslose, die letzten Tiefen der Seele ergründende Analyse Dostojewskis. In Russland selber wirkten noch unmittelbarer die Schöpfungen, in denen die Kritik der sozialen und politischen Zustände, manchmal geschickt verhüllt, im Vordergrund stand. Tolstoj hatte für Russland geradezu die Bedeutung eines Propheten erlangt. Sein persönliches Ansehen war so gross, dass ihn die Regierung trotz der furchtbaren Anklage, die er gegen den Staat erhob, nicht anzutasten wagte. Die Lehre von Tolstoj vermochte meinen Vetter, Alexander Schischemski, so stark zu beeinflussen, dass er zum grossen Bedauern seines Vaters im Jahre 1909 das medizinische Studium an der Moskauer Universität aufgab und Bauer wurde. Rein gar nichts vermochte ihn von diesem, für die Familie meines Onkels Leonard so unheilvollen Entschluss abzubringen. Da der junge Mann die Matura bestanden hatte, wurde er nach einjähriger Militärdienstzeit automatisch zum Reserveleutnant ernannt, doch raunte er mir insgeheim zu, dass er niemals auf einen Menschen schiessen und auch seine Soldaten entsprechend erziehen werde. Er wollte keinesfalls gegen die beiden Gebote «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» und «Du sollst nicht töten» verstossen, welche bekanntlich die Grundlage zu Tolstojs Gedankenwelt bilden. Der Idealist trug aus lauter Begeisterung für seinen grossen Lehrer ein langes Russenhemd aus Kattunstoff, blaue Drillhosen und Bastschuhe. Alexander Schischemski ass kein Fleisch, sondern ernährte sich ausschliesslich von Pflanzkost. Das alles sollte ihm später zum Verhängnis werden. Doch er war nicht allein, der in diese Kerbe schlug; Tolstojs Gefolgsleute bildeten Legion.

118 Im Sommer 1911 kam in Russland der Fussballsport auf und wurde rasch volkstümlich. Igor von Engelhard brachte den ersten Lederball nach Klimowo, wo er sofort zwei Teams aus jungen Leuten organisierte. Das eine instruierte er persönlich, das andere sein Bruder Jura. Die beiden Brüder waren ungleich geartet. Igor lernte mit Bienenfleiss. Da im Hause von Engelhard beständig Gouvernanten fremder Nationalitäten lebten, sprach er ausser seiner Muttersprache fliessend Deutsch, Französisch und Englisch. Jura besass eher ein phlegmatisches

Naturell und war ausgesprochen lernfaul. Dafür interessierten ihn Jagd, Reitpferde und landwirtschaftliche Fragen. Im Übrigen waren beide, sowohl Igor, als auch Jura, flotte, aufgeschlossene Menschen, mit denen ich gerne verkehrte. Sie sprachen jenes breite, etwas näselnde Russisch, das ihre aristokratische Herkunft verriet.

Es verbrachten noch zwei junge Offiziere ihre Sommerferien im Hause von Engelhard. Leutnant der eine; keine zwanzig Jahre. Hauptmann der andere; höchstens vierundzwanzig. Sie trugen bauschige, khakifarbene Militärblusen, dunkelblaue Reithosen und weiche Schaftstiefel. Es waren kräftig gewachsene Männer mit derben, gesundfarbigen Gesichtern.

Bei den Feldarbeiten an der Seite Onkel Leonards, gelegentlichem Reiten und Jagen auf der glühend heißen Steppe und allabendlichem Baden im nahen Fluss Wop verblasste der kurze Sommer wie ein Kometenschweif. Die Jugend kehrte in die Stadt zurück, um mit frischen Kräften dem Studium obzuliegen. Das fröhliche Lachen und Singen verstummte; der alte Haushofmeister schloss am Herrenhaus die hellgrünen Fensterläden, mit Ausnahme derjenigen seines persönlichen Appartements.

Noch war es warm. Aus blauem Himmel blitzten die Sonnenstrahlen durch den herbstlichen Park. Die Blätter der Laubbäume waren rotbraun und quittengelb gefärbt. In diesem Kaleidoskop bildeten die vereinzelt stehenden Nadelhölzer mit ihrem Tiefgrün wirkungsvolle Kulissen.

Eines Tages liess mich Onkel Nikolai zu sich rufen. Er sass – in einen kurzen Schafpelz gehüllt – auf dem weichen Sofa und las aufmerksam eine Schweizerzeitung. Sein Aussehen war nicht gut. Die Blinddarmanfälle wiederholten sich in immer kürzeren Zeitabständen. Ohne Umschweife eröffnete er mir, dass ich nach seinem Dafürhalten bald nach der Schweiz abreisen sollte, um dort den Beruf eines Kaufmanns zu erlernen und gleichzeitig die Pflicht als Soldat zu erfüllen. Ich war höchst überrascht, sah jedoch keine Möglichkeit, gegen diesen Entscheid Einsprache zu erheben. So war es in alten Zeiten. Die Erwachsenen hatten die Gewohnheit, mit der heranwachsenden Generation in kategorischem Imperativ zu sprechen. Ohne sich im geringsten um meine persönliche Meinung zu kümmern, verfügte der Oheim kurzweg einen Berufswechsel. Er gab mir den Befehl, Kaufmann zu werden, punktum! Ob mir das passte oder

nicht, war ihm scheinbar gleichgültig. Und ich bin ihm dafür noch heute dankbar. Als weitsichtiger Mann erkannte er frühzeitig die Absicht der Russen, die Ausländer aus der Molkereiwirtschaft zu verdrängen und sie durch einheimische Fachleute zu ersetzen. – Den politischen Umschwung mit seinen Auswirkungen konnte selbstverständlich niemand voraussehen. Das gütige Schicksal bewahrte mich vor der Revolution, die so viele Schweizer, darunter auch Fritz Haueter, an den Bettelstab brachte.

Meine zweite Abreise nach der Schweiz

Wie voraus gedacht, ging es eine gute Weile, bis alle Ausreiseformalitäten erledigt waren. Unterdessen vermittelte mir der Schweizerische Kaufmännische Verein auf Ersuchen meines Onkels eine Lehrstelle. Ich machte die Abschiedsrunde bei Verwandten und Freunden.

Nach Klimowo zurückgekehrt, erhielt ich vom Schweizerischen Konsulat in Moskau den Bericht, mein Reisepass sei zur Erteilung des Ausreisegesichtsvermerks an das Bürgermeisteramt der Kreisstadt Duchowschina gesandt worden. In die Rubrik Beruf trug der Konsul – wie ich später vernahm – «Student» ein, was mir dann zum Verhängnis wurde.

Endlich traf die Nachricht ein, mein Pass sei visiert, müsse jedoch wegen Beantwortung verschiedener Fragen persönlich bei der Polizeidirektion der Stadt Duchowschina abgeholt werden. Am Morgen eines strahlenden Herbsttages brachte mich der Onkel mit seinem rassigen Dreigespann nach der rund 30 Kilometer entfernten Kreisstadt Duchowschina.

Der Polizeidirektor im Range eines Obersten, mit feistem Gesicht und graumeliertem Schnurrbart, empfing uns sofort. Er war ein alter Bekannter meines Onkels. Das hinderte ihn jedoch nicht, mich sogleich einem peinlichen Verhör zu unterziehen. «Sie entschuldigen bitte», wandte er sich mit flüchtigem Blick an meinen Onkel, «dass ich von Ihrem Neffen noch Auskunft über gewisse Dinge haben muss, bevor er unser Land verlassen kann. Die Ochrana gab mir Weisung dazu. Wir dürfen nicht vergessen, dass noch vor Kurzem die Moskauer Universität wegen Studentenunruhen geschlossen werden musste und seither das Feuer im Stillen weiterglimmt. Ihr Neffe ist Student und zugleich Ausländer!»

Auf der glattpolierten Platte des mächtigen Schreibtisches lag mein Dossier. Es enthielt fraglos Informationsberichte

die durch zahllose Kanäle des geheimen Nachrichtendienstes geschleust worden waren. In der Folge hatte ich – bevor mir der Pass ausgehändigt wurde – während einer vollen Stunde dem Polizeidirektor Rede und Antwort zu stehen. Ich war froh, in der Person meines Onkels einen Schutzpatron zu haben, der an meiner Statt viele Fragen des selbstherrlichen Offiziers beantwortete.

Anderntags reiste ich nach Smolensk weiter, um von dort den Westexpress nach Berlin zu benützen. Im Hotel «Germania» an der Blagoweschenskaj astrasse fand ich Unterkunft. Von der langen Reise ermüdet, legte ich mich früh ins Bett und schlief auf der Stelle ein.

Ich weiss nicht, wie lange ich geschlafen hatte, als ich durch Lärm wieder erwachte. Jemand polterte gegen die Zimmertüre. «Hallo! Sofort öffnen!» rief eine tiefe Stimme. Ein Gewehrschloss knackte metallisch. Als ich die Türe spaltbreit öffnete, sah ich im hellerleuchteten Korridor einen baumlangen Polizei-offizier (das russische Innenministerium hatte eine Vorliebe für hochgewachsene Hüter der öffentlichen Ordnung) mit umgeschnalltem, schwerem Armeerevolver. Dicht hinter ihm standen zwei Soldaten mit schussbereitem Karabiner., Der Offizier stiess ohne Umschweife die Türe vollends auf und trat ein. Ich versuchte zu protestieren.

Während ich sprach, stemmte der Offizier beide Hände in die Hüften und verzog den Mund zu einem spöttischen Lächeln.

«Inostranetz?» (Ausländer?), fragte der Mann.

«Ja, und?» gab ich zurück. «Ich bin Schweizer und wünsche unbehelligt gelassen zu werden.» Ich versuchte, unter allen Umständen ruhig zu bleiben.

Als der Russe sah, dass ich weitersprechen wollte, machte er eine rasche Handbewegung und trat ganz dicht an mich heran. «Sie», sagte er leise und drohend, «und ich wünsche klare Antworten von Ihnen, aber ohne Kommentare. Wenn Sie nicht sofort vernünftig werden, lasse ich Sie verhaften und abführen. Die Weiterreise nach dem Westen wird dann später einmal erfolgen können.»

«Was liegt gegen mich vor?» fragte ich, kleinlaut geworden. –

Der Russe schwieg einen Augenblick, tat so, als ob er meine Frage überhört hätte, dann sagte er zögernd: «Ich hätte gern gewusst, ob die Schweiz nach Ihrer Ansicht Machen-

schäften landesfremder Elemente gegen ihre Sicherheit und Unabhängigkeit auf die Dauer dulden würde oder nicht!»

Als ich schwieg, setzte er abrupt hinzu: «Ihre Ausweisschriften, bitte!»

«Da drüben», sagte ich, «da drüben auf dem Tisch liegt mein Pass.»

Der Mann mit dem schweren Armeerevolver steckte den Pass lässig in die Manteltasche, berührte mit Zeige- und Mittelfinger seiner Rechten den Mützenschirm und verliess spornklirrend das Zimmer.

Es war mir ein Rätsel, woher dieser Polizeioffizier meine Ankunft im Hotel Germania vernommen hatte. Ich füllte keinen Meldezettel aus, und Hotels hatte es in Smolensk noch eine ganze Menge. Aber Russland beherrschte je und je virtuos die Klaviatur des geheimen Staatssicherheitsdienstes. Was weiss man, vielleicht bestand ein kausaler Zusammenhang zwischen meiner Freundschaft mit dem Medizinstudenten Maslenikow und der polizeilichen Überwachung jedes Schrittes, den ich tat.

Am frühen Morgen folgenden Tages erhielt ich den Pass wohl zurück, doch wurde er mir vor der Abfahrt des Zuges erneut abgenommen und erst an der deutsch-russischen Grenzstation Wirballen-Eydtkuhnen endgültig ausgehändigt. Dort wurde mein Reisegepäck genauestens revidiert und ich einer Leibesvisitation unterworfen.

Über solche und ähnliche Vorkommnisse regte sich in Russland niemand sonderlich auf. Man fand es durchaus in Ordnung, dass Ausländer, namentlich aber deren jüngere Generation, bei jeder Gelegenheit unter die Lupe genommen wurden. «Sei auf der Hut vor den Ausländern!» war ein geflügeltes Wort. Und zu alledem griff wegen den gespannten politischen Verhältnissen ein Spitzelwesen um sich, dass jeder lernte, seine Zunge im Zaume zu halten. Spitzelwesen! Wer je in Russland gelebt hat, weiss, was das heisst. Das ganze Land war mit einem Netz von Geheimagenten überzogen. Mit wem ich verkehrte, was ich erzählte, welche unwillige Äusserungen über das Land mir entfuhrten, alles wurde weiterberichtet, ohne dass ich ahnte, von wem, und jeder, der sich in mein Vertrauen einzuschleichen wusste, konnte ein Spitzel gewesen sein. In nichts zeigt sich so wie in diesem allgegenwärtigen Netz von unbekanntem Augen und Ohren der Anspruch des Polizeistaates.

Es traf zu, was der Polizeidirektor in Duchowschina von

der Moskauer Universität und der dortigen Studentenschaft sagte. Wie wir bereits gesehen haben, wurde sie wegen Unruhen geschlossen und erst nach längerer Zeit wieder geöffnet. Ob zu Recht oder Unrecht bestand damals der starke Verdacht, die an den russischen Hochschulen immatrikulierten Studenten westlicher Herkunft hätten die einheimische Jugend mit liberalem Gedankengut infiltriert. Sodann hatte Lenin, dieser Volkstribun, die russische Studentenschaft zu offener Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufgepeitscht, zuerst im Lande selbst, später mittelst unsichtbarer Fäden aus der Ferne. Das alles konnte der geheimen politischen Staatspolizei, d.h. der Ochrana, nicht entgehen. Sie versuchte mit allen Mitteln, die zwischen Lenin und seiner Gefolgschaft bestehenden Verbindungen abzuschneiden. – Aus diesem Grunde wurden vor allem jene Studierenden auf Herz und Nieren geprüft, die entweder ein- oder ausreisten. Wenn besondere Verdachtsgründe vorlagen, liess man sie auch ausserhalb der Landesgrenzen von den Organen der Ochrana beschatten.

Wieder in der alten Heimat

Die Reise von der russischen Grenze bis Basel dauerte genau drei Tage. Am 16. September 1911 betrat ich den heimatlichen Boden.

Vielleicht wird man sich an den überaus heissen Sommer des Jahres 1911 noch erinnern können. Damals blieben die Niederschläge während Monaten aus, so dass die Erde vollkommen austrocknete.

Als der Zug meiner engern Heimat entgegenrollte und sich nach der Station Wimmis zwischen dem Niesenmassiv und der Stockhornkette hindurchschlängelte, sah ich durch das Wagenfenster, wie rechtsseits der Eisenbahnlinie dichte Rauchschwaden gen Himmel stiegen. Die Simmenfluh war in ein Flammenmeer gehüllt. Wie man mir sagte, soll der Funke einer Lokomotive die nahen Waldbestände entzündet haben. Das Feuer frass sich dann weiter, erreichte schliesslich den Berg, der wochenlang lichterloh brannte. Die durch den Waldbrand entstandene Hitze bildete gewissermassen ein nachsommerliches Intermezzo. Zur Eindämmung des Feuers hatte man örtliche Landsturmmuppen aufgeboden. So kam es, dass sich die Türe meines Abteils öffnete und der Lehrer Bögli von Oey hereinkam, in voller Hauptmannsuniform und mit umgeschnalltem Schleppsäbel

(damals trugen die Offiziere noch den krummen Säbel alter Ordonnanz, sowie silberne oder goldene Epauletten quer über die Schultern). Er war der erste meines Heimatdorfes, der mich als Ankömmling aus der Fremde begrüßte.

Mein Onkel Reinhold Wiedmer-Kunz, damaliger Gemeindepräsident und Sektionschef, händigte mir ein Militärdienstbüchlein aus, mit dem Bemerken, ich hätte mich am 19. September, um zwei Uhr nachmittags, in Erlenbach zur Rekrutenprüfung einzufinden. Der Aushebungsoffizier drückte den Stempel «Tauglich für Gebirgsinfanterie» hinein und ich war glücklich, nicht als «Staatskrüppel» ausgemustert worden zu sein. Diese Kunde flog sofort mittelst einer Ansichtskarte an meinen Onkel Nikolai in Klimowo, damit er an seinem Neffen Freude hatte.

Schon am folgenden Tage sprach ich bei Ernst Hossmann vor, der kaufmännischer Direktor der Firma J. Athanasiou & Co., Ringstr. 3, Bern, war und nun mein Vorgesetzter werden sollte. Wie vor vielen Monaten vorgesehen, schlossen wir sofort einen Lehrvertrag ab, den allerdings – da ich noch nicht volljährig war – Onkel Nikolai zu unterzeichnen hatte. Angesichts meines «vorgerückten» Alters wurde die kaufmännische Lehrzeit ausnahmsweise nur auf zwei, statt wie sonst üblich auf drei Jahre beschränkt.

Anschliessend begab ich mich zum Sekretär (Weibel) des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins in der Herrengasse 36, der mir den Stundenplan für den theoretischen Fachunterricht des bevorstehenden Wintersemesters bekanntgab.

Vier Hauptlehrer sind bis zum heutigen Tage in meinem Gedächtnis haften geblieben: Meyer (Handels- und Wechselrecht, Wirtschafts- und Staatskunde); Allemann (Buchhaltung und kaufmännisches Rechnen); Dr. Staender (Handelsgeographie) und endlich Vacheresse (Fremdsprachen, vor allem Französisch). Diesen und auch anderen Schulmännern habe ich vieles zu verdanken. Vacheresse war ein hervorragender, aber sehr impulsiver Pädagoge. Sein südliches Temperament riss ihn oft zu extremen Formen der Strenge hin. Wenn beispielsweise ein Schüler während des Unterrichts an Aufmerksamkeit und Hingabe fehlen liess oder es versäumte, die Aufgaben zu Hause gewissenhaft zu machen, wies er ihn ohne Weiteres aus dem Schulzimmer. Ich gab mein Letztes her, um von dieser Massregelung verschont zu bleiben. Indessen vermochte ich es nicht zu vermeiden, zwei- oder dreimal vor die Türe gestellt zu werden. Der Umstand, dass zwei Rekruten-

schulen sowie einige militärische Spezialkurse in die verhältnismässig kurze Zeitspanne von zwei Lehrjahren fielen, mag schuld am Fehlen meines Wissens und Könnens gewesen sein. Ich trug diese kleine Demütigung dem ausgezeichneten Lehrer nie nach, denn wer wollte, konnte bei ihm ausserordentlich viel lernen.

Anfänglich behagte mir die eintönige Bureauarbeit ganz und gar nicht. An volle Freiheit in Russland gewohnt, fiel es mir schwer, jeden Tag acht bis neun Stunden still zu sitzen. Während den ersten Wochen glaubte ich, die Geduld dazu nicht aufbringen zu können. Ja, noch mehr: Im Stillen fasste ich den Entschluss, auszukneifen, nach Russland zurückzukehren, an der Seite Onkel Leonards in der freien Natur weiterzuarbeiten. Dann sah ich aber mit dem geistigen Auge das vorwurfsvolle Antlitz Onkel Nikolais, worauf ich den Versuchungen widerstand, auf die Zähne biss, durchhielt.

Daneben waren mir auch viele frohe Stunden beschieden. Jean Athanasiou, der technische Direktor, dessen Wiege auf der Insel Zypern stand, war ein Meister seines Faches. Ich versäumte es, zu sagen, dass die Firma, welche seinen Namen trug, erstklassige Zigaretten fabrizierte. – Welcher Raucher kannte damals die Weltmarke «Milla» nicht?! Die Tabake stammten restlos aus dem Nahen Orient. Wenn Athanasiou die verschiedenen Sorten im Keller mischte, duldeten er keinen Menschen in seiner Nähe. Offenbar hütete er sein Fachgeheimnis, denn darin lag die Güte der Fabrikproduktion, die konkurrenzlos bleiben sollte. Athanasiou vermied den Kauf von Maschinen. Er liess Arbeiter aus seiner Heimat, aus Griechenland und der Türkei, nach Bern kommen, welche die Zigaretten mit flinken Händen formten. Zu dieser Beschäftigung benötigten sie nur eine schmale Pergamentrolle, deren Ende am Arbeitstisch mit Leim befestigt war, sowie ein rundes Holzstäbchen, mit dem der duftende Tabak in die Papierhülse geführt wurde. Es war eine illustre Gesellschaft, die da an den langen Tischen in den sechs Zimmern der zwei Stockwerke sass. Viele trugen ihre Nationaltrachten und den roten Fes als Kopfbedeckung zur Schau. Ihr Verdienst war nicht gering. Wer tüchtig war, verfügte über ein Einkommen von fünf- bis sechshundert Franken im Monat. Fürwahr, ein schönes Stück Geld, das zur Bestreitung des Lebensunterhaltes einer mehrköpfigen Familie nicht nur ausreichte, sondern Ersparnisse gestattete, denn in jener Zeit war bekanntlich alles viel billiger als in der Gegenwart.

Athanasiou war ein echter Orientale. Er rauchte pausenlos, leidenschaftlich inhalierend, und trank starken Mokka, den er sich nach der Sitte seines Volkes selbst braute. Als er mir einmal eine Tasse davon kredenzte, konnte ich während der folgenden Nacht kein Auge schliessen.

Wenn ich in die Handelsschule des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins ging und Athanasiou zufälligerweise im Korridor der Fabrik mir begegnete, stopfte er meine Taschen mit Zigaretten voll. «Reklame machen! Reklame machen!» raunte er mir mit gewinnendem Lächeln zu. Da ich aber kein starker Raucher war und nicht alle Zigaretten, die er mir schenkte, zu konsumieren vermochte, tauschte ich sie gegen Schokolade aus, die mir ein Kollege von der Firma Tobler AG. kompensationsweise anbot. In den Winkeln der langen Korridore des städtischen Gymnasiums am Waisenhausplatz, wo sich heute das Progymnasium befindet, entwickelte sich in schwunghafter Form eine Genusswaren-Börse. Man stellte dort dauernd eine unglaubliche Hausse in Zigarettenwerten fest. Die Marke «Milla» wurde als «Mangelware» besonders hoch kotiert, und die Notierungen brachten krass zum Ausdruck, dass das Angebot der Nachfrage in keiner Weise zu genügen vermochte.

Zusammenfassend möchte ich sagen, was mir in der Heimat nach der Rückkehr aus dem grossen russischen Reich am meisten auffiel: Die Tatsache, wie sehr unsere Bevölkerung im Verhältnis zu ihrem beschränkten Lebensraum auf die Ausnützung von jedem Zoll an bebaubarem Boden angewiesen ist, und wie sie es fertig bringt, sich ungeachtet des Mangels an eigenen Bodenschätzen und Rohstoffen eines so hohen Lebensstandares zu erfreuen.

Bern war damals eine sehr ruhige Stadt. Der Strassenverkehr hatte noch nicht jenes Ausmass, welches die Nerven der Menschen zuschanden macht. Wenn ich mich recht erinnere, war Kölla, der in der Beundenfeldstrasse ein Photographiegeschäft betrieb, der erste Autobesitzer in der Bundesstadt. Dort, wo heute dichtbesiedelte Aussenquartiere stehen, war Acker- und Wiesland.

Wie ich Maslenikow fand

Als Maslenikow vor zwei Jahren mit falschem Pass heimlich aus Russland floh, merkte ich mir in jener Nacht seinen neuen Namen. Unter diesem Decknamen hielt er sich wäh-

rend acht Jahren in der Schweiz auf. Auch dann, als er, seines Zeichens doctor medicus, in die Heimat zurückkehrte, behielt er das Pseudonym bei, wie dies bei vielen Revolutionären der Fall ist. Dieser Deckname kann aus verständlichen Gründen nicht bekanntgegeben werden. Deshalb wollen wir meinen Freund auch fürderhin Maslenikow nennen.

Nachdem ich mich an das neue Leben allmählich gewöhnt hatte, hielt ich nach altan Freunden und Bekannten Umschau. Eines Abends, als ich in die Stadt ging (ich hatte in der Weststrasse 10, Kirchenfeld, ein Zimmer gemietet), bewegte sich ein langer Fackelzug durch die Strassen. Hochschüler gedachten ihrer im abgelaufenen Studienjahr verstorbenen Professoren und Kommilitonen. An der Spitze des Zuges spielte eine Musikkapelle den Trauermarsch von Chopin. Das Kalbfell der Trommeln brummte unter den Schlegeln.

In diesem Augenblick dachte ich unwillkürlich an Maslenikow. Wer konnte wissen, vielleicht marschierte er mit!

Ich mischte mich am Strassenrand unter die Schaulustigen und betrachtete aufmerksam die jungen, tiefernten Gesichter der Studenten, die in vollem Wuchs und gemessenen Schrittes ihren trauerumflorten Fahnen folgten. Auf der Schützenmatte stellten sich die Korporationen kreisförmig auf. Nach der Totenehrung flogen die Pechfackeln im Bogen auf die Mitte des weiten Platzes. Zuletzt erscholl wuchtig das Gaudeamus igitur, gleichsam als Apologie der lebensbejahenden Studentenschaft.

Der Fackelzug der Berner Hochschüler stützt sich auf eine alte Überlieferung. Anderswo wird der Totensalamander gefeiert.

Soweit ich feststellen konnte, marschierte Maslenikow nicht mit. Dies wollte aber nicht sagen, dass er ausserhalb von Bern seinem Studium oblag. Nach Hause zurückgekehrt, richtete ich an die Rektoratskanzlei der Universität ein Schreiben, in dem ich um Auskunft bat, ob mein Freund dort immatrikuliert sei. Die Anfrage wurde verneint. Daraufhin schrieb ich in gleichem Sinne an die Universitäten von Lausanne und Genf. Gleiches Resultat. Endlich wandte ich mich an die richtige Stelle. Die Hochschule in Zürich antwortete mir, dass Maslenikow seit 19. Oktober 1909 an ihrer medizinischen Fakultät studiere. Am Fusse des Schreibens stand die Adresse des Gesuchten.

Meine Postkarte beantwortete Maslenikow mit einem langen, ausführlichen Brief. Er bat mich, nach Zürich zu kom-

men. Die Freude des Wiedersehens sei ganz auf seiner Seite, fügte er mit einem Ausrufzeichen hinzu.

Als ich an einem Sonntagmorgen den Zug nach Zürich bestieg, regnete es in Strömen. Das schöne, warme Herbstwetter war endlich erloschen; die Natur rüstete sich zum Sterben.

Maslenikow wartete auf meine Ankunft. Als der Zug in der Halle pustend ausrollte, erblickte ich von weitem die hohe, schlanke Gestalt meines Freundes. Maslenikow war adrett gekleidet. Er trug einen zweireihigen, dunkelblauen Anzug und den damals modischen, steifen Hut (Koks). Nach herzlicher Begrüssung gingen wir plaudernd die Bahnhofstrasse hinab, bis zum Paradeplatz, in dessen unmittelbarer Nähe sich die Pension Altinger befand. Dort hatte Maslenikow ein Zimmer gemietet. Neben dem Hauseingang standen auf blankgeputztem Messingschild die Worte:

«Privatpension, 2. Stock, Lift»

Über dem Messingschild funkelte ein pompöses Klingelwerk: der bronzene Löwenkopf hielt in seinen geifernden Lefzen einen reichverzierten Ring.

Im Vorzimmer der Pension sass die Sekretärin am Schreibtisch. Maslenikows lärmendes Eintreten machte ihren Grübeleien ein Ende. Sie wollte uns begrüssen, doch Maslenikow kam ihr zuvor. Er gab dem jungen Mädchen burschikos einen Klaps auf die Schulter und rief mit Feldherrnstimme: «Fräulein Weber, wie steht's mit dem Mittagessen? Eine Flasche Macon und zwei Gläser, bitte!»

Die Sekretärin ging auf hohen Absätzen stelzbeinig in einen Nebenraum und kam mit einem Stoss Zeitungen und Briefen wieder zurück. Hüftschwingend ging sie uns voran in Maslenikows Zimmer, legte alles auf den Schreibtisch, vor dem zwei Fauteuils standen und öffnete ihren kleinen, rosa-roten Mund: «Hier ist die Post von gestern Abend. Anrufe waren noch keine. Das Mittagessen wird schlags zwölf Uhr fertig sein. Für Sie werde ich im Zimmer Nummer 5 auftragen lassen.»

Das Zimmer meines Freundes war geräumig, hell und freundlich. Durch das Fenster grüsste der imposante Bau der Fraumünsterkirche.

128 Maslenikow öffnete den Bücherschrank und stiess die Türe unwirsch wieder zu. «Ich hatte noch eine Flasche Wodka, die fast voll war. Aber da wird immer alles aufgeräumt, so

dass man nachher nichts mehr finden kann», sagte er laut lachend und verliess den Raum. Ich hörte durch die Türe, wie er nach Fräulein Weber rief.

Ich liess mich nieder und begann, in den Zeitungen zu blättern und zu lesen. Dabei ertappte ich mich, dass ich den Sinn der Worte gar nicht erfasste. Es waren schwarze Druckbuchstaben, die nichts bedeuteten. Ich hob den Blick, liess ihn durch das Zimmer streifen. An der nackten Wand über dem Bett hingen gekreuzt zwei Rapiere. Ich betrachtete die kugelförmige, gläserne Weckeruhr auf dem Nachttisch, über deren Zifferblatt ein spinnwebendünnere Sekundenzeiger eilte. Oben auf dem Bücherschrank sass breit und behäbig eine Eule aus Porzellan, das Sinnbild der Weisheit. Zuletzt wanderten meine Augen zum Schreibtisch. Dort lagen Bücher, Hefte, Bleistifte und Nippsachen kunterbunt durcheinander. Aus dieser Fülle glotzte mich ein Totenschädel an, dessen Knochenstücke mit gelbmetallenen Klammern verbunden waren. Der Totenschädel grinste mit seinem starken Gebiss. So schien es mir wenigstens. Wem mag er gehört haben, fragte ich mich, und warum schleppt man so scheussliche Dinge zu sich nach Hause? Und wenn man nachts aus dem Schlaf erwacht und der Mond sein fahles Licht durch das Fenster auf diesen Totenschädel wirft? Es fröstelte mich.

Schliesslich kehrten meine Gedanken zu Maslenikow zurück, zum bettelarmen Schusterssohn in tiefster russischer Provinz. Wie manches zerschundene Menschenherz, kam auch Wasska an der Schattenseite des Lebens zur Welt. Dann fiel sein Schulkamerad, der grossgewachsene Kwas, dem Schneesturm zum Opfer. Der kleine Wasska wurde des Mordes bezichtigt, in eine Erziehungsanstalt gesteckt. Das gütige Schicksal klärte aber den Irrtum auf, bewirkte eine grosse Wandlung im Dasein des Schusterssohnes. Von da an verlief die Marschrichtung seines Lebens entgegengesetzt. Sein Weg führte – gesamthaft betrachtet – von der windschiefen Isba in Dubrowka über das Gymnasium in Kaluga und die Moskauer Universität geradewegs nach Zürich. Hier wird er eines Tages den Doktorhut erhalten, um dann als Arzt der leidenden Menschheit beizustehen. Gibt es eigentlich einen schöneren Beruf als den eines Helfers in höchster Not?

Meine Reminiszenzen wurden jäh unterbrochen. Vor mir stand Maslenikow mit einem Tablett, der gesuchten Wodkaflasche und zwei winzigen Likörgläsern in den Händen. Er hatte vorhin nicht daran gedacht, dass Fräulein Weber tags

zuvor den Auftrag erhielt, den Wodka aufs Eis zu legen. Denn Wodka, das merke man sich, mundet nur dann, wenn er tiefgekühlt ist!

Maslenikow goss die Gläser voll; wir tranken auf das frohe Wiedersehen und gelobten, auch fernerhin treue Freundschaft zu halten, komme, was da wolle, und wo immer wir uns aufhalten würden.

Dann erzählten wir uns gegenseitig die Erlebnisse und Geschehnisse der beiden letzten Jahre. Wie ich dabei vernahm, bekleidete Maslenikow den Posten eines zweiten Sekretärs der sozialistischen-revolutionären Partei Russlands in der Diaspora. Dafür erhielt er eine kleine Entschädigung, die ihm erlaubte, sich wirtschaftlich über dem Wasser zu halten.

Maslenikow kannte unsere Bundesstadt, an der er grossen Gefallen fand.

«Es gehört zu meinen Obliegenheiten», erzählte Maslenikow, «den Kontakt mit der russischen Kolonie in der ganzen Schweiz aufrechtzuerhalten und jenen Landsleuten, die Not leiden, finanziell soweit möglich beizustehen. Auf diesen Reisen lernte ich die alte Zähringerstadt kennen. Man fühlt sich dort vom ersten Augenblick an geborgen wie ein Kleinkind auf den Armen seiner Mutter.

Ich sass mit meinen Freunden oftmals auf einer der vielen Bänke im hochgelegenen Rosengarten. Dort kommt man in den Genuss einer überwältigenden Rundschau. In Bern dürfte das späte Mittelalter wohl am eindrucklichsten erscheinen: die eigentliche Altstadt mit dem Münster und dem Rathaus, auf drei Seiten von der Aare umflossen, und die alten Quartiere von einem malerischen Befestigungsring in verschiedener Höhenlage umzogen. Ferner die prächtigen Figurenbrunnen aus längst verschwundenen Jahrhunderten, welche die Plätze und Strassen schmücken, zählen wohl zu den schönsten des ganzen Schweizerlandes!»

Um die Mittagsstunde, als wir den Gongschlag durch die Türe hörten, gingen wir ins Nebenzimmer, wo ein Studienfreund von Maslenikow hauste. Er war nicht anwesend. An der Wand hing die Photographie eines russischen Seeoffiziers: scharfgeschnittenes Profil des bronzegebräunten Kapitäns. Makellos weisser Kragen, ebenso Mütze mit viel Gold. Ein Blick, der die Weltmeere erobert. Im Hintergrund für alle Fälle der unvermeidliche Rettungsring!

«Wer ist das?» fragte ich Maslenikow.

«Eugen Karpow aus St. Petersburg, ein Medizinstudent wie ich. War früher Marineoffizier der Schwarzmeerflotte, schoss seinen Kommandanten im Januar 1905 über den Haufen und flüchtete sich ins Ausland. Die Anklage lautete auf vorsätzliche Tötung, eventuell auf Totschlag im Affekt, allenfalls auch nur auf vorsätzliche schwere Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. So oder so hätte Eugen ins Kittchen wandern müssen, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den Finkenstrich zu nehmen. Seither gehört er unserer Partei an. Er steht kurz vor dem medizinischen Staatsexamen.»

Einen Augenblick später kam Karpow. In Zivil wirkte er weniger vorteilhaft als in der schmucken, königsblauen Uniform. Maslenikow stellte mich ihm vor; wir wechselten ein paar Worte der Höflichkeit. Karpow hatte die Gewohnheit, wenig zu sprechen, dafür mokant zu lächeln. Ein schlüssiger Beweis dafür, dass er sein eigenes «Ich» nicht unter den Scheffel stellte.

Zu dritt setzten wir uns an den schön gedeckten Mittagstisch. In einer Vase aus Glaskristall standen frische Schnittblumen. Es gab Kalbsbraten, Bratkartoffeln, Gemüse und ein Dessert aus Früchten. Als Vegetarier und Gefolgsmann von Leo Tolstoj bestellte sich Karpow sein Leibgericht: Omelettes soufflés mit Kompott und Milchkaffee. Das Essen war reichlich und schmackhaft.

Den schwarzen Kaffee tranken wir im Restaurant Urania an der Uraniastrasse 9 (soweit ich unterrichtet bin, besteht diese Gaststätte auch heute noch). Sie galt als Stammlokal der russischen Studenten und Literaten. Dort konnte man oftmals auch die Prominenz der russischen Revolution treffen.

Ich spielte mit Maslenikow auf seine Anregung hin eine Billardpartie nach der andern. Karpow schaute gelangweilt zu, trommelte mit den Fingern nervös auf der Tischplatte und warf ab und zu einen Blick nach der Eingangstüre. Das Billardspiel bedeutete für Maslenikow einen Schritt zur Himmelstüre. Er handhabte das Queue meisterhaft, so dass seine Serien von Karambolagen nicht abreißen wollten. Es handelte sich um ein Freundschaftsspiel ohne Geldeinsatz.

Der Abendzug brachte mich in schneller Fahrt nach Bern zurück. Das knarrende Gittertor an der Weststrasse 10 schloss sich langsam hinter mir. «Heute», sagte ich in Gedanken zu mir, «hattest du einen interessanten Tag. Früh morgens wirst du wieder auf dem Alltagsgeleise mit seinen Kleinigkeiten und Nöten sein.»

Der Erste Weltkrieg mit nachfolgender Revolution in Russland

Die Arbeit im Bureau sowie das Lernen in der Handelsschule nahmen meine Zeit voll in Anspruch. Ich kam nicht dazu, mit der russischen Jugend Bekanntschaft zu machen, welche die Hörsäle der Berner Universität bevölkerte. Es handelte sich meistens um solche Russen, denen der Weg nach der Matura zu den heimatlichen Hochschulen durch den Numerus clausus versperrt war. Fast alle immatrikulierten sich an der medizinischen Fakultät, aus dem einfachen Grunde, weil für sie dann die Möglichkeit bestand, in Russland als Arzt zu praktizieren. Das zaristische Unterrichtsministerium verlangte lediglich eine Nachprüfung in russischer Sprache, die nach bestandenem Staatsexamen im Ausland un schwer war.

Diese Kategorie der russischen Studentenschaft kam vielfach aus kleinbürgerlichen Verhältnissen. Die Geldmittel, welche ihr zur Verfügung standen, waren beschränkt. Viele schlugen sich als Werkstudenten durchs Leben. An das harte Leben gewohnt, bekundete diese Jungmannschaft eine beispiellose Hingabe zum Studium, das sie in kürzester Zeit und mit glänzendem Erfolg abschloss.

Meine beiden Lehrjahre vergingen im Fluge. Bei der Abschlussprüfung wurde mir das Diplom des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins ausgehändigt. Zur sprachlichen Weiterbildung bezog ich anschliessend die Höhere Kantonale Handelsschule in Lausanne. Meine Mitschüler bildeten eine höchst illustre Gesellschaft. Sie bestand aus jungen Leuten meist fremder Länder, die hier ein oder zwei Semester absolvierten, um dann den Vorlesungen an der Hochschule im Palais de Rumine sowie im City mit besserem Erfolg folgen zu können.

Der Winter 1913 auf 1914 in dieser lebensfrohen Ville universitaire zählt zu den allerschönsten Zeiten meines langen Lebens.

Am 27. April 1914 erhielt ich bei der Schweizerischen Kreditanstalt in Zürich eine Anstellung. Ich arbeitete dort in der Abteilung für Konto-Korrent- und Depot-Positionen sowie für Sicht-Abgaben.

Mit Maslenikow hatte ich während all den Jahren einen lebhaften Briefwechsel unterhalten. Von Zeit zu Zeit besuch-

ten wir uns gegenseitig, standen einander notfalls bei. Jetzt wohnten wir Wand an Wand. Ich mietete das Zimmer von Dr. Karpow, der nun im Kantonsspital Genf als Assistenzarzt tätig war. Maslenikow hatte sich Visitenkarten mit der Bezeichnung «cand. med.» drucken lassen. Dank dessen, dass ihm die Studienzeit an der Moskauer Universität voll angerechnet worden war, stand er vor dem Staatsexamen. Seinem Temperament und Ehrgeiz entsprechend arbeitete er – wie seinerzeit in Kaluga – Tag und Nacht. Er litt dauernd an Zeitnot. Wenn ich früh morgens in sein Zimmer trat, um ihm einen guten Tag zu wünschen, nahm er stehend, mit der Uhr in der Hand, das Morgenessen ein. Im nächsten Augenblick eilte er die Treppe hinunter, immerfort zwei Stufen überspringend.

Das Antlitz meines Freundes wurde zusehends schmaler und blasser. Unter seinen Augen bildeten sich dunkle Flecken.

«Verlangt die Wissenschaft von ihren Jüngern diese masslose Selbstaufopferung?» fragte ich Malenikow.

«Jawohl, mein Lieber, wenn man nicht Stümper seines Faches bleiben will!» war die Antwort des Fanatikers.

Schwüle Hochsommerhitze brütete in den Julitagen 1914 über Europa. Sie steigerte die politische Spannung bis zur Unerträglichkeit. Die Spannung begann mit der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaares durch den serbischen Studenten Prinzip in Sarajewo. Nach dem Aufschrei des Entsetzens beruhigte sich die Welt bald wieder. Abgesehen von dem Notenwechsel schien dem Attentat nichts Besonderes zu folgen. Übrigens war man schon seit Jahren an politische Divergenzen gewöhnt. Die hohe Diplomatie verstand es immer wieder, sie in Minne zu schlichten.

Da kam am 23. Juli die Meldung vom österreichischen Ultimatum an Serbien. Von nun an überstürzten sich die Ereignisse. In den Strassen von Zürich hörte man zu jeder Tagesstunde den Ausruf der Zeitungsverkäufer: «Bulletin, letzte Nachrichten! Bulletin, die politische Lage spitzt sich zu!» Eine Woche später stand Europa in Flammen.

Leichtfertige Überheblichkeit, falsche Einschätzung der Widerstandskräfte im feindlichen Lager auf der einen Seite, und andererseits chauvinistische Revanchegelüste, Konkurrenzangst, apathisches Geschehenlassen und nicht zuletzt auch das Ausweichen vor inneren Schwierigkeiten durch den Sprung in den Krieg entfachten in ihrem Zusammenwirken

einen Weltbrand, der sich leicht hätte vermeiden lassen und den die Völker in ihrer erdrückenden Mehrheit bestimmt nicht wollten.

Auch die leitenden Kreise wollten ihn vielleicht nicht, zumindest nicht in der Form, wie er sich dann entwickelte. Es gab wohl in Wien und Budapest ehrgeizige Cliques, es gab in St. Petersburg einen Klüngel um den Grossfürsten Nikolai Nikolaiewitsch, es gab ferner die Drahtzieher der Alldeutschen in Berlin, und in Paris gab es endlich chauvinistische Intellektuelle, die alle ihr Eisen im Feuer hatten. Den Krieg aber, der dann über die ganze Erde raste und sie selber verschlang, hatten sie sicher nicht gewollt. Europa und die ganze Welt sind ganz anders aus ihm herausgegangen, als sich irgendjemand in den letzten Julitagen des Jahres 1914 vorstellen konnte.

Europa stand kurz vor dem Ersten Weltkrieg im Zenit seiner Macht. Die letzte grosse Kriegsperiode lag nahezu ein Jahrhundert zurück, und seit 40 Jahren erfreute man sich des tiefen Friedens. Der Balkan zählte kaum mit; die Kolonialkriege waren auf dem Kontinent nicht spürbar. Ein einziger Fleck war auf dem Bilde sichtbar: die russische Niederlage 1904/05 im Waffengang mit Japan.

Die Bevölkerung Europas hatte sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts stark erhöht; die wirtschaftliche Entwicklung eilte vorwärts. Die europäische Technik befand sich beinahe unbestritten an der Spitze des Fortschrittes, und in Europa waren die grossen Finanz- und Handelszentren der Welt.

Die Bewegungsfreiheit innerhalb der verschiedenen Staaten kennzeichnete sich durch eine Grosszügigkeit sondergleichen. Man konnte ohne Pass und Visum in die meisten Länder einreisen, dort arbeiten, sich dauernd niederlassen, ohne an fremdenpolizeiliche und arbeitsmarktliche Weisungen gebunden zu sein. Man fuhr zu den grossen Segelregatten an die Nordsee oder an den Kanal. Im Herbst weilte man irgendwo auf einem grossen Gut als Jagdgast. Zur Kur war man in Karlsbad, in Baden-Baden oder in Vichy, und zum Vergnügen begab man sich nach Paris, Wien oder Budapest. Und dass man ökonomisch überall aus dem Vollen schöpfte, war einfach eine Selbstverständlichkeit. Kurz: Man hätte denken können, das vielgepriesene, längst erwartete goldene Zeitalter sei endlich angebrochen.

Aus unserem heutigen Wissen heraus kann sich jedermann nur wundern über die Ahnungslosigkeit, mit der die

damals regierende Klasse in das Schlamassel des Ersten Weltkrieges hineinlatschte. Drei Kaiserreiche sind dabei untergegangen. Aber auch Grossbritannien, Frankreich und Italien, die schlussendlich im Lager der Sieger standen, verloren ihre Vollkraft. Am meisten büsste Russland an Integrität ein.

Der sonnenglänzende 1. August brachte in Deutschland den Befehl zur allgemeinen Mobilmachung, dem am 3. die Kriegserklärung an Frankreich folgte, nachdem der tatsächliche Kriegszustand schon vorher eingetreten war.

Die Schweiz war entschlossen, ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen jeden Angriff zu verteidigen und jedes zerstörende Eindringen fremder Heere von den Grenzen ihrer Gemarkung abzuwehren. So befahl der Bundesrat am 30. Juli die Pikettstellung, am folgenden Tag die allgemeine Mobilmachung, und am 1. August stellte bereits der Landsturm seine Posten an den Grenzen und Bahnlinien entlang. Eine hohe Welle der Begeisterung ging über das ganze Land, und inbrünstiger als je spürte man, wie alle eidgenössischen Brüder, die welschen und deutschen, kleinen und grossen, gleichermassen von einem heiligen Opfermut beseelt waren, Leib und Gut freudig hinzugeben für Grösseres und Höheres. Unserer Ahnen wollten wir uns würdig erweisen, und die Nachfahren sollten sich unserer nicht zu schämen brauchen.

Wie gesagt, eilten zuerst die Landsturmmännern mit bärtigen, tiefen Gesichtern ihren Korpsammelplätzen und dann den Bewachungsobjekten zu.

Am Dienstag, den 4. August, rückte ich mit der Gebirgsinfanteriebrigade 9 ein. Diese Heeresinheit bestand aus den Bataillonen 34, 35 und 36 (Berner Oberland), ferner 40 (Emmental) und 89 (Oberwallis). Die Vereidigung fand auf der Stelle statt. Unsere Augen glühten, als wir die Schwörfinger begeistert über dem Haupte erhoben, und unsere Herzen schlugen höher, als die Gewehre zum erstenmal scharf geladen wurden.

Von den Jurahöhen aus erblickten wir jenseits der Grenze die Flammenzeichen brennender Dörfer und vernahmen den Kanonendonner der ersten Schlachten in diesem bisher blutigsten aller Kriege.

Während den vielen, monatelangen Ablösungsdiensten der Jahre 1914/18 bildeten die Gewehrgriffe, die wir in allen Landesteilen schmetterten, Legion. Aber die Geistesverfassung der Truppe war vorbildlich. Wir wussten, um was es ging, und erfüllten unsere Pflicht gegenüber dem Vaterlande. Als gei-

stiger Zuspruch für die Saumseligen und Wankelmütigen zirkulierte ein Losungswort folgenden Inhalts:

«Was Wille will und Sprecher spricht,
das tue gerne und murre nicht!»

Erst gegen das Kriegsende trat hier und dort eine unverkennbare Dienstverdrossenheit in Erscheinung. Die russische Revolution hatte ihre Wellen über Deutschland hinweg bis in den Schoss unseres Volkes geworfen. Damit begann der ideologische Krieg, welcher sich nicht mit Waffengewalt allein von den Landesgrenzen fernhalten lässt.

Im März 1917 nahmen wir mit grosser Bewegung die Kunde von der russischen Revolution zur Kenntnis; schien sie doch einen Schritt zum Frieden hin zu bedeuten. Erst später spürte man dann mit tiefem Erschrecken das dämonische Wesen wahrer, blutiger Revolution.

Begegnungen mit Lenin

Maslenikow schloss sein Studium im Frühjahr 1915 ab. – Gleichzeitig promovierte er mit dem Prädikat *summa cum laude* zum Doktor der medizinischen Wissenschaften. Zur Bereicherung seines praktischen Fachwissens arbeitete der junge Arzt seither unter der Ägide eines bekannten Internisten in einer Privatklinik in Zürich.

Maslenikow war mir gegenüber stetsfort herzlich und aufgeschlossen. Ich kannte ihn nie anders. Sein ausgeglichenes Wesen liess eine Trübung unserer Freundschaft einfach nicht zu. Nur etwa dann, wenn es sich um politische Fragen oder um deren Derivative handelte, verhielt er sich zurückhaltend. Meinen Fragen über dieses Thema wich er geschickt aus oder überhörte sie geflissentlich. Seine Handlungsweise entsprach der Überlegung eines vorsichtigen, klugen Menschen, der das Gastrecht in keiner Weise verletzen will.

Nur zuletzt, kurz vor seiner Abreise nach Russland, erfuhr sein Verhalten eine leichte Wandlung. Am Abend des 17. März 1917 stürmte Maslenikow atemlos in mein Zimmer, entfaltete mit raschen Bewegungen eine Tageszeitung und legte sie auf den Tisch. Ich las Folgendes:

«Zar Nikolaus II. hat abgedankt

In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1917 unterzeichnete Nikolaus II. in Pleskau den Erlass, der seinen Verzicht auf den Thron des russischen Reiches enthält. Die Märzrevolu-

tion der Arbeitermassen, die neben der bürgerlichen einhergeht, wird noch weitere Köpfe zum Fallen bringen. Russland, das Reich der moskowitzischen Grossfürsten, die Gross- und Weltmacht der russischen Selbstherrscher, ist zum Freistaat geworden. Was die Arbeit von fast sieben Jahrhunderten aufgebaut, ist in kurzer Frist zusammengebrochen; es hat die schwere Prüfung harter Kriegsnot nicht bestanden, weil über dem ständigen Wachstum äusserer Macht der Ausbau im Inneren vernachlässigt worden war. Die Lösung dieser Aufgabe, die das Zarentum versäumt, will nun das Volk selbst in die Hand nehmen.»

Maslenikow verlor – vielleicht erstmals in seinem Leben – die Selbstbeherrschung. Er fasste mich mit beiden Händen an den Ellbogen und drehte sich mit mir im Kreise.

«Ich danke Gott, dem Allmächtigen, für die Befreiung unseres Volkes von den Fesseln jahrhundertealter Knechtschaft!» rief er aus. Die Tränen der Freude und des überwältigenden Glückes liefen über seine blassen Wangen. Er wischte sie mit dem Taschentuch weg, doch sie flossen immer wieder. Maslenikow sank in einen Fauteuil und hielt den Kopf mit dem wirren Haarschopf zwischen den Händen.

Ich stand ergriffen neben meinem Freund. «Lasse deinen Gefühlen freien Lauf», dachte ich im Stillen, «weine dich aus, in meinen Augen geht dadurch an deiner persönlichen Ehre nichts ab. Auch Männer des alten Helvetiens vergossen Tränen, wenn sie von patriotischen Gefühlen übermannt wurden.»

Plötzlich richtete sich der Arzt wieder auf, blickte mir fest in die Augen. Dann begann er zu sprechen, langsam und leise, wie eine Beichte, kaum hörbar:

«Ich weiss nicht, ob du mir nachfühlen kannst, wie stark mein Inneres aufgewühlt ist! Ihr Schweizer erfreut euch ja der vollen Freiheit und Unabhängigkeit, aber Eure Vorfahren mussten auch einmal um diese höchsten Güter der Menschheit harte Kämpfe ausfechten. Bedenke nur, Russland, das ich über alles liebe, ist endlich frei und kann seiner Prosperität entgegengehen! Nichts wird mich mehr von der Rückkehr in die Heimat zurückhalten können. Die erste Zeit werde ich im Elternhaus, in der windschiefen Isba in Dubrowka, leben. Ich werde zum Gottesacker hinauspilgern, um den Gräbern meiner Eltern die letzte Ehre zu erweisen. Ich werde in die Kirche gehen und mit Gott eine Zwiesprache halten. Vor der uralten Ikone der Mutter Gottes von Kasan werde ich eine Kerze des tiefen Dankes entzünden. Und dann werde ich den

ärmsten Menschen unseres Volkes, den Kranken, beistehen, ihre Leiden zu lindern versuchen.»

Maslenikow wandte sich ab und blickte zum Fenster in die dunkle Nacht hinaus. Dann drehte er sich mir wieder zu.

«Ich weiss nicht», ergriff er wieder das Wort, «ob du die Geschichte der russischen Revolution kennst. Es würde zu weit führen, wollte ich alle Phasen des langen Ringens gegen das Zarentum schildern. Ich begnüge mich mit der Feststellung, dass das alte Regime alles getan hat, um seinem Volke die Grundlagen zum höheren Lebensstandard vorzuenthalten.»

Maslenikow sprang vom Fauteuil auf, setzte sich rittlings auf einen Stuhl, umfasste die Lehne und sah fragend und beschwörend auf mich, als suchte er bei mir Hilfe.

«Anfangs September 1915», sagte er heiser, «hielten die Internationalisten unserer politischen Richtung in Zimmerwald eine Konferenz ab, um die allgemeine Lage, wie sie sich durch den Weltkrieg gestaltet hat, zu besprechen und auszuwerten. Im Jahre 1916 folgte die zweite Konferenz in Kiental.

Martow, der Führer der Menschewisten, dieser unverbesserliche Idealist, strebte unentwegt eine Überbrückung der Gegensätze zwischen der revolutionären Bewegung und der Zarenregierung an, allerdings ohne sichtbaren Erfolg. Es kam wohl zu einer Periode «friedlicher Koexistenz», als sich der Zar durch die Schaffung der Reichsduma besonders bemühte, den Anschein zu erwecken, die Rechte der Werktätigen seien hinreichend gewährleistet. Später zog er die Schrauben langsam wieder an.»

Das bleiche Gesicht Maslenikows überzog sich für einen Augenblick wie mit einem roten Netz und wurde gleich darauf noch blasser als zuvor.

«Darum, lieber Wolodja», flüsterte er mir zu, «verschrieb ich mich Lenin mit Haut und Haaren, der keine Sentimentalitäten kennt und deshalb eher zum Ziel gelangen wird. Lenin ist nicht der Mann, um sich auf reine Verhandlungsmöglichkeiten zu beschränken.

Hier, lies mal seinen heutigen Aufruf!» Maslenikow entnahm seiner Briefftasche einen eng beschriebenen Papierbogen und reichte ihn mir.

Ich las dessen Inhalt:

«Pisma iz daleka (Briefe aus der Ferne).

Arbeiter! Ihr habt Wunder vollbracht im Kampfe gegen Eure Unterdrücker. Ich erwarte von Euch eine straffe

Organisation für die Vorbereitung zur zweiten Etappe der Revolution!

Zürich, den 17. März 1917 (gez. Lenin)»

Ich gab das Pamphlet zurück.

«Wir wissen», erzählte Maslenikow weiter, «dass die Unruhen in der Heimat nicht abbrechen. Am 9. Januar dieses Jahres kam es in Petrograd, Moskau, Baku und Nischnij Nowgorod zwischen Arbeitern und der Polizei zu Zusammenstößen. Die Aufstände wurden blutig niedergeschlagen. Ungeachtet dessen traten die Belegschaften der Putilow-Werke in Petrograd bereits am 18. Februar wieder auf die Strasse. Sie streikten. Wir wissen ferner, dass am 12. März Deputierte der 4. Duma unter der Führung von Rodzianko ein Komitee gebildet haben, um im Falle der Abdankung von Nikolai II. die Regierungsgeschäfte zu übernehmen. Rodzianko ist aber ein Grossgrundbesitzer und Monarchist. Wir werden ihn daher an der Spitze der nächsten Regierungsmacht niemals dulden.»

«Na, und? Wer soll denn kommen?» fragte ich mit einer Stimme, die gleichgültig klingen sollte.

«Lenin», antwortete Maslenikow wie aus der Pistole geschossen.

«Aber Lenin sitzt ja noch in Zürich.»

«Nicht mehr lange.»

«Auf welchem Wege will er nach Russland kommen? Der Krieg zwischen Russland und Deutschland besteht ja noch!»

«Das wird unsere Sorge sein.»

Draussen vor der Tür stand ein Mann, den Mantelkragen aufgeschlagen, den Hut tief ins Gesicht gezogen, als Maslenikow auf ein zaghaftes Klopfen öffnete. Es war Dr. Karpow.

In dieser Nacht schlief ich schlecht. Die «Beichte» meines Freundes beschäftigte meine Sinne und liess sie nicht zur Ruhe kommen.

Die russische Kolonie veranstaltete zum Anlass des politischen Umschwungs in ihrer Heimat am 25. März 1917 ein grosses Fest. Es fand in den Räumen der Tonhalle statt. Die Einnahmen, hauptsächlich aus dem Erlös der Eintrittskarten und der Tombola, flossen in die Kasse der Kolonie. Zu diesem Fest wurden auch Gäste zugelassen.

Ich vereinbarte mit Maslenikow und Karpow ein Stelldichein in der bekannten Konfiserie Huguenin an der Bahnhof-

Strasse. Dieses Lokal zog ich seiner schönen Konzerte wegen allen anderen vor. Eine sechsköpfige Musikkapelle aus Wien spielte zum Nachmittagstee auf. Damals machte der sattsam bekannte Schlager «Püppchen, du bist mein Augensterne . . .» seine Siegesrunde durch die Welt. Dieses Stück wurde von den Gästen immer wieder stürmisch gewünscht. Als der Kapellmeister es auf der Violine zum dritten Male intonierte, verliess mein Tischnachbar, ein Franzose, fluchtartig den Raum.

Schlags sechs Uhr kamen Maslenikow und Karpow, beide festlich gekleidet.

«Heut' muss was laufen,
heut' hab ich mein Glanzhuterl auf!»

sagte Maslenikow lachend und rieb sich vergnügt die Hände. Er zahlte eine Runde Cherry-Brandy, dann erhoben wir uns, zogen die Mäntel an und gaben uns in die Tonhalle.

In den weiten Räumen dieses alten Gebäudes summt es wie in einem Bienenhaus. Man hörte alle Sprachen, doch das Russische herrschte vor. Die russische Kolonie, die zum grössten Teil aus der akademischen Jugend bestand, hatte das Fest auf das Bild ihrer Heimat zugeschnitten. Die ganze Breite eines Raumes beanspruchte das pompöse Buffet. Auf einem langen Tisch stand ein mächtiger, kupferner Samowar, bedient von einem jungen Mädchen in kleinrussischer Nationaltracht. Ferner fuhr eine Batterie von Spirituosen auf. Es waren darunter schwere und schwerste Geschütze, vor allem der glasklare Wodka. Ihnen folgten in langer Reihe die reichgarnierten «Sakusi» (kalte Platten). Eine Musikkapelle spielte zum Tanz auf.

Die Revolution in Russland wurde mit keiner einzigen Ansprache kommentiert, offenbar aus dem Grunde, um auf die Schweiz, die den Revolutionären jahrelanges Refugium bot, Rücksicht zu nehmen. Man wollte bei der Feier jede politische Note vermeiden. Noch sass ja der zaristische Gesandte in Bern.

«Darf ich dich mit Lenin bekannt machen?» flüsterte mir Maslenikow ins Ohr.

Bevor ich eine Antwort geben konnte, hatte er mich unter dem Arm gefasst und zu einem runden Tisch geführt, an dem einige ältere Herren sassen. Sie waren eigentlich noch nicht alt, sie schienen in meinen Augen bloss so. Fast alle trugen den Spitzbart. Das war die Prominenz der russischen Revolution. Genau sieben Monate später nahm sie in Russland die

Zügel in die Hand, gab den Befehl zum Sturm auf den kaiserlichen Winterpalast, in dem Kerenski brütend sass.

Ich stand Lenin erstmals gegenüber. Auch dann, wenn ich sein Bild früher nicht schon unzählige Male gesehen hätte, würde ich ihn jetzt doch erkannt haben. Die übrigen Hierarchen waren farblos, sie verblassten ganz in seiner Gegenwart.

«Wladimir Ilitsch!» sagte Maslenikow laut und deutlich, «ich gestatte mir, Ihnen meinen Jugendfreund vorzustellen.» Maslenikow nannte meinen Namen.

Trotz des Weines, den ich vorhin am Buffet hinter die Binde gegossen hatte, fühlte ich, wie mein Blut wesentlich kühler wurde. Ich verharrte in regungsloser Haltung vor den vielen Männern, deren Blicke auf mich gerichtet waren. Lenin hatte keine Eile, mich zu begrüßen. Er sass mit stoischer Ruhe in einem Sessel und trommelte mit den Fingern seiner Rechten auf dessen Handlehne. Wie auf den meisten Bildern, lächelte Lenin auch in diesem Augenblick mokant. Endlich erhob er sich langsam. Vor mir stand ein kleingewachsener, bescheiden gekleideter Mann mit breitem, kahlem Schädel und typisch orientalischen Gesichtszügen.

Die wulstigen Lippen dieses Tataren in westlichem Anzug bewegten sich kaum merklich: «Russe?»

«Nein, Schweizer!» gab Maslenikow an meiner Stelle zur Antwort.

«Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen», kam es knapp und frostig aus dem Munde meines Gegenübers. Dann reichte mir Lenin die Hand und wandte sich sogleich ab.

Ich war durch die Persönlichkeit Lenins stark beeindruckt. Er wusste jedenfalls, was er wollte. Als ich ihn einige Tage später wieder sah, überzeugte ich mich, dass er allen Menschen gegenüber sehr zurückhaltend war. Lenin sprach wenig. In seinem Gesichtsausdruck lag dauernd ein Zug von Geringschätzung, der sich bis zum Hohn steigern konnte. Als Lenin nach Russland zurückkehrte, entnahm ich aus der Tagespresse, dass er ein gewandter Rhetoriker war. Erst dann, wenn er auf der Rednertribüne stand, mit der legendären Schirmmütze in der Hand, fand er die Sprache. Schon mit den ersten paar Sätzen vermochte er die Volksmassen in seinen Bann zu ziehen.

Lenin weilte nicht lange unter uns. Er trank ein Glas Schwarztee aus dem Samowar, trank schliesslich ein zweites und drittes, wie das bei den Russen so Brauch ist. Sie kön-

nen den Tee literweise trinken, ohne Durst zu haben, meistens mit Zitrone und Konfitüre. Um zehn Uhr brach Lenin auf, in Begleitung von Sinowjew, seines ersten Sekretärs, der dem Meister wie ein Schatten folgte.

Wir zechten bis zum Morgenrauen weiter.

«Wir Russen haben nichts dagegen, wenn die Schweizer um elf Uhr nachts zu Bett gehen wollen», meinte Karpow, «und wir hoffen, dass auch sie nichts dagegen einwenden, wenn wir uns über Mitternacht hinaus unterhalten wollen und dabei etwas Lärm machen, wie das bei uns eben üblich ist.»

«Karpow!» rief Maslenikow laut über den Tisch, «du hast den schlingernden Gang des Matrosen. Daè wäre auf einem Panzerkreuzer auf hoher See durchaus in Ordnung. Warum ist aber dein Gang auch jetzt unsicher, wo du doch auf festem Boden stehst?»

«Gewohnheit eines alten Seebären», gab Karpow schlagfertig zurück.

Die Freunde stiessen die Gläser an, tranken sich zu.

Eine Studentin sang russische Volkslieder, Karpow begleitete sie, so gut er konnte, auf der Gitarre. Sie überzeugte mehr durch ihre blendende Schönheit als durch ihr Können und errang den gewünschten rauschenden Erfolg.

Am anderen Tage, nachdem wir uns hinreichend ausgeschlafen hatten, lud mich Maslenikow zu einer Bootspartie auf dem See ein. Er liebte den Zürichsee, gehörte eine Zeitlang sogar dem Ruderklub Grasshopper an. Der Horizont zeigte gegen Westen zu schon eine leichte abendliche Rosafärbung, während über uns ein zartblauer Frühlingshimmel mit einigen Zirrus-Wolkenfeldern sich wölbte.

Von einer Minute zur andern, als wir etwa einen Kilometer vom Ufer entfernt waren, kam ein scharfer Wind auf. Er nahm rasch an Geschwindigkeit zu. Der Sturm tobte und heulte. Er hob uns aus dem Wasser und warf uns wieder in die Tiefe. Schwere Brecher zerstäubten die grünen Wellen zu weissem Gischt. Der Regen peitschte uns ins Gesicht, zerschnitt uns die Haut. Ich bekam es mit der Angst zu tun, begreiflicherweise verspürte ich keine Lust zum Ertrinken. Das entging Maslenikow nicht. Er grinste sein altes, spöttisches Grinsen, wie einst auf der Schulbank in Dubrowka. Ruhig und gelassen führte er die Ruder, warf von Zeit zu Zeit einen Blick zu mir herüber, der sagen sollte: «Was hat es schon zu bedeuten, wenn wir beide in den Wellen ver-

sinken, gemessen an der Unzahl von Menschen, die bei jedem Sekundenschlag zu den himmlischen Heerscharen stossen!»

Maslenikow war und blieb sein Leben lang ein Verächter des Todes.

«Das war mein Abschied vom Zürichsee, mit dem ich acht Jahre lang treue Freundschaft hielt, denn – um es gleich zu sagen – in einer Woche werde ich nach Russland zurückkehren, zusammen mit meinen Parteifreunden», erklärte Maslenikow, als wir am Ufer standen und auf die heranrollenden Wellenberge herabschauten. «Auf der einen Seite schmerzt mich der Abschied von einem Lande, dessen Volk mir ans Herz gewachsen ist, auf der anderen zieht es mich doch an allen Haaren in die Heimat zurück.» Dann setzte er hinzu:

«Kommst du heute Abend zu Ilitsch? Heute ist sein Empfangstag, Jour fixe, wie der Franzose sagt.»

«Wer ist das?» In diesem Augenblick dachte ich nicht an das Patronymikon Lenins.

«Lenin».

«Ich möchte Ihr Treffen durch die Anwesenheit eines Aussen-seiters nicht stören.»

«Es ist kein Treffen in dem Sinne, wie du es dir offenbar vorstellst. Wir gehen allwöchentlich einmal zu Lenin, um uns dort ganz zwanglos zu unterhalten. Deine Landsleute Fritz Platten und Karl Moor werden auch kommen.»

Maslenikow liess nicht locker, zuletzt sagte ich zu.

Nach dem Abendbrot begaben wir uns auf den Weg. Bald tauchten die düsteren, grauen Häuser der Zürcher Altstadt im Licht der Strassenlaternen auf. Lenin wohnte an der Spiegelgasse 14 im zweiten Stock. Wir stiegen über die schlechtbeleuchteten Treppen empor, zogen an der Glocke und warteten schweigend. Nach einer Weile empfing uns eine Frau, die wie eine Spitzmaus aussah. Während wir Hut und Mantel ablegten, setzte sie sich, ohne auf uns weiter zu achten, vor dem Wandspiegel auf einen kleinen Hocker und begann mit langsamen, regelmässigen Zügen ihr mattglänzendes, knisterndes Haar zu kämmen. Ein Gedanke zuckte durch meinen Kopf: War das allenfalls Krupskaja, Lenins Lebenskamera-din? Im gleichen Augenblick öffnete Maslenikow die Türe zum Wohnzimmer und gab mir den Vortritt.

Maslenikow hatte die Absicht, mich seinen Freunden vorzustellen, kam jedoch der vielen Gäste wegen nicht dazu. Kein Mensch nahm von uns Notiz. Alle waren sehr beschäf-

tigt, oder gaben den Anschein, es zu sein. Auf einem Tisch in der rechten Zimmerecke thronte der unvermeidliche Samowar. Wer Tee trinken wollte, nahm ohne viel Federlesens eine leere Tasse, goss sie voll und wanderte dorthin, wo es ihm am Besten behagte.

Ich sah mich unsicher um, zog dann einen Stuhl heran und nahm auf ihm Platz. Ohne es zu wollen, befand ich mich unweit von Lenin. Ein grossgewachsener Mann von tiefdunkler Hautfarbe rührte bedächtig mit dem Löffel in der Teetasse, blickte von Zeit zu Zeit besorgt nach der Türe und erzählte Lenin irgendeine Geschichte. Lenin sass regungslos in seinem Sessel. Nur seine schiefstehenden Augen liefen wieselflink herum. Diese seltene Gelegenheit während, betrachtete ich den «kleinen» Mann, von dem ich in Russland so viel gehört hatte, voll Interesse.

Wie Maslenikow voraussagte, war die Unterhaltung völlig zwangslos. Jedermann bekam Gelegenheit, seiner Meinung wie unter Freunden frei Ausdruck zu verleihen. Ich hielt es für angebracht, still und bescheiden im Hintergrund zu bleiben.

Einmal gerieten zwei Männer wegen Meinungsverschiedenheiten hart aneinander.

Lenin wurde aufmerksam. Er wandte langsam den Kopf nach ihnen und sagte spöttisch:

«Wo fünf Russen beisammensitzen, da bestehen totsicher zehn Auffassungen. Dies tut jedoch nichts zur Sache, im Gegenteil, der Kampf rüttelt die Menschen aus der Lethargie auf, stählt ihre Spannkraft.»

Lenin wirkte auch hier, in diesem engen Raum, suggestiv auf die Umgebung. Stets hatte er bei den Diskussionen das richtige Wort zur Hand. Durch diese Gewandtheit gewann er zwangsläufig an Autorität. Wie bekannt, duldete er auch später, einmal zur Macht gelangt, unter seinen Bonzen kein Zaunkönigtum.

Hier möchte ich noch eine andere Beobachtung einflechten. An jenem Abend sagte Lenin im Zusammenhang mit seiner bevorstehenden Rückkehr nach Russland und der Möglichkeit der Machtübernahme durch die bolschewistische Partei Folgendes:

«Man wird von Wilhelm Teil sprechen, solange die Berge auf ihrem Grund stehen. Wir versuchen, ihm nachzueifern, werden aber sehr wahrscheinlich bald im Dunkel der Vergangenheit verschwinden.»

Diese Worte zeugen davon, dass Lenin seine grosse Zukunft

kaum vorausgesehen hatte. Ein glücklicher Stern stand über ihm, den er aber nicht gewahrte.

Kurz nach Mitternacht nahm ich Hut und Mantel und verliess still das Haus. In meine Klausur zurückgekehrt, ging ich sofort zu Bett, schlief fest und traumlos, erschöpft vom Erlebten bis tief in den Vormittag. Jedesmal, wenn ich in russischer Gesellschaft war, brachte ich einen penetranten Geruch abgestandenen Rauches in Haaren, in Kleidern und sogar im Mantel nach Hause mit.

Im Zimmer nebenan piff Maslenikow wohlgelaunt einen Schläger. Er hatte seine Assistentenstelle bereits aufgegeben und rüstete sich nun zur Abreise. Nach kurzem Klopfen öffnete ich die Türe zu seinem Gemach. — Kleider, Wäsche, Schuhe, Bücher und Hefte lagen überall in friedlichem Durcheinander. Maslenikow riss die Schublade des Nachttischchens auf und nahm eine nickelglänzende Pistole heraus. Er sah nach, ob das Magazin voll war, repetierte die Waffe und sicherte sie.

«Dieses Ding da», sagte Maslenikow halb scherzend, halb im Ernste, «wird in Aktion treten, falls jemand auf den Gedanken kommen sollte, die Hand nach mir auszustrecken.»

«Alle Achtung, verehrtester Petrowitsch, todesverachtend wie weiland General Cambronne in der Schlacht bei Waterloo vom 18. Juni 1815. «La garde, meurt et ne se rend pas», soll er gesagt haben. Ungeachtet dieses verbindlichen Ausspruches starb er nicht, sondern ergab sich ausgerechnet bei Waterloo.»

Am 2. April 1917 verreiste Lenin mit seinen engsten Mitarbeitern endgültig nach Russland. Auf welchem Wege die ganze Phalanx dorthin gelangte, ist mir unbekannt. Ich sah sie letztmals in der Halle des Hauptbahnhofes in Zürich, dann verlor sich ihre Spur in der Legende. Viele Leute wollten wissen, man habe sie in plombiertem Eisenbahnwagen durch Deutschland geschleust, doch kann auch diese Version nur leeres Gerücht sein.

Sicher ist, dass Lenin in der Nacht vom 16. auf den 17. April 1917 in Petrograd eintraf, wo er seiner Gegnerschaft sogleich viel zu schaffen machte.

Auf dem weiten Platz vor dem Finnischen Bahnhof hatte sich zu seiner Begrüssung eine grosse Menschenmenge angesammelt. Zwei Matrosen nahmen den ersten Hierarchen der russischen Revolution auf die Schultern und trugen ihn davon. —

Lenin hielt sich zunächst einmal versteckt auf, wie man sagt, in der Wohnung des alten Kernkommunisten S. Alliluew, Roschdestwenskaja-Strasse 10, Wohnung Nr. 17a. Dort, im 4. Stock, bewohnte er monatelang ein kleines Zimmer mit nur einem Fenster. Die Provisorische Regierung mit Kerenski an der Spitze setzte Himmel und Erde in Bewegung, um seiner habhaft zu werden. Der Erfolg blieb aus. Im Juli gleichen Jahres kam es in Petrograd zu Strassenkämpfen. Sie bildeten das Fanal zur grossen Oktoberrevolution.

Wer an Ideen glaubt, siegt durch sie. Das traf jedenfalls bei Lenin zu. In der Nacht vom 24. auf den 25. Oktober 1917 gab er die Parole zum Losschlagen heraus. Der Augenblick war diesmal gut gewählt. Die kriegsmüden Soldaten stiegen aus den Schützengräben und richteten die Spitzen ihrer Bajonette gegen die Obrigkeit. Wie eine Furie raste die Revolution über das weite, grosse Land. Was sich ihr entgegenstellte, wischte sie unter den Tisch.

Rabenschwarze Nacht senkte sich über das russische Reich herab. Die Verbindungen zum Ausland brachen ab. Von meinen Verwandten, Freunden und Bekannten erhielt ich keine Nachrichten mehr.

Vier Jahre in Berlin

Im Juni 1919 trat ich in den Dienst der Bundesverwaltung ein. Drei Monate später wurde ich der Schweizerischen Gesandtschaft in Berlin zugeteilt, der ich bis zum Sommer 1923 angehörte. Als Gesandten hatten wir zuerst den Ständerat Mercier, dann von Planta, den Schlossherrn von Reichenau. Minister von Planta erkrankte plötzlich an einer Lungenentzündung und starb nach einer Woche. Zu seinem Nachfolger wurde Minister Carlin ernannt, der bis dahin unser Land in Holland vertrat. Das tragische Schicksal wollte es, dass wir auch ihn durch den Tod verloren. Minister Carlin erlag zehn Tage nach seinem Amtsantritt einem Herzschlag. Der Gesandtenposten in Berlin blieb dann längere Zeit verwaist, bis schliesslich Rüfenacht, ehemaliger Direktor des Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit, dem Reichspräsidenten von Hindenburg sein Beglaubigungsschreiben überreichte.

An einem Abend des überaus heissen Sommers 1920 traf ich in der Friedrichstrasse ganz zufälligerweise ... Boris von

Engelhard. Er fiel – ich weiss nicht wann – in deutsche Kriegsgefangenschaft, durfte sich nach Beendigung der Feindseligkeiten im Lande frei bewegen und verdiente nun als einfacher Hilfsarbeiter in einer Streichholzfabrik sein Brot. Er war auf dem Wege zu einem Treffen ehemaliger Kriegsgefangener im Admiralspalast. Wäre von Engelhard in Zivil gewesen, hätte ich ihn sehr wahrscheinlich nicht erkannt. Mangels anderer Kleidung trug er noch wie die meisten seiner Schicksalskameraden die verschlissene Offiziersuniform, allerdings ohne Rangabzeichen.

Ich ging sofort auf ihn zu und nannte seinen Namen.

«? ? ?»

«Erkennen Sie mich nicht?»

«Nein, ich muss gestehen, keine Ahnung zu haben, wer vor mir steht.»

«Vor Ihnen steht der Neffe des letzten Gutsverwalters in Klimowo. Wir sahen uns vor zehn Jahren bei einem gemeinsamen Abendessen in einem der vielen Salons Ihres Landsitzes, am gleichen Tage, wo Sie unter der Nase meines Jagdhundes einen Hasen erlegten.» Ich nannte schliesslich meinen Familien- und Vornamen.

Der russische Offizier prallte zurück. Über sein Antlitz huschte ein Lächeln des Erkennens. Er drückte meine Hand, dass sie mir weh tat und sagte stotternd: «Mein Gott, ist das möglich! Wie klein ist doch die Welt. Erzählen Sie doch bitte, wie kommen Sie hieher?»

Boris von Engelhard liess seine Kameraden für diesmal abseits liegen. Er nahm meine Einladung zu einem Abendessen mit Freuden an.

Mit einer Autodroschke begaben wir uns in die Landgrafenstrasse, wo sich ein russisches Restaurant befand. Dort spielte jeden Abend eine Zigeunerkapelle alte russische Volksweisen.

Windgepeitschter Regen prasselte an die Fensterscheiben des Wagens. Als wir durch den Tiergarten fuhren, kam ein furchtbarer Sturm auf. Die Wipfel der Bäume neigten sich ächzend. Es wurde im Nu stockfinstere Nacht, so dass der Wagenführer die Scheinwerfer einschalten musste. Der Lichtkegel glitt über den Asphalt und machte die sintflutartig herabklatschenden Wassermassen besonders drastisch sichtbar.

Wir betraten das Restaurant «Medwjed» (Bär), wo uns eine ganze Fülle von Licht entgegenstrahlte. Nach rus-

sischer Sitte bestellten wir zuerst Wodka mit Sakuski. Wir tranken ein Glas, sodann ein zweites, drittes und so fort, bis die Vierdeziliterflasche leer war. Unsere Zungen lösten sich, die Zigaretten glommen. Mit aufquellendem Schmerz erzählte Boris von Engelhard von seinem jungen Leben, das in Reichtum und Glanz begann und schon nach kurzer Zeit in bittere Not und Armut hinüberwechselte. «Noch viel mehr als Geld und Gut vermisse ich meine geliebte Heimat», fügte er seinen trüben Betrachtungen bei.

Boris von Engelhard erhob sich plötzlich und öffnete die nach dem Flur führende Tür, um sie indes gleich wieder zu schliessen. «Entschuldigen Sie bitte, ich wollte mich nur vergewissern, ob wir etwa belauscht würden. Ich habe zwar sehr leise gesprochen, aber auf diesem Gebiet schon etliches Unliebsame erlebt. Berlin wimmelt von sowjetischen Agenten.»

«Und was ist aus Ihren Eltern und Geschwistern geworden?» fragte ich mit Teilnahme.

«Von einem Regimentskameraden, der beim Ausbruch der Revolution sich nach Deutschland durchschlug», erzählte von Engelhard weiter, «erfuhr ich viele Einzelheiten über das Schicksal unserer Familie. Meine Mutter hält sich noch in Klimowo auf. Da sie nicht adeliger Abkunft ist, sondern aus dem Schosse des einfachen Volkes kam, liess man sie scheinbar unbehelligt. Anders verhält es sich mit dem Vater. Er nahm den Untergang des alten Russlands so stark zu Herzen, dass sein Geist umnachtet wurde. In der Folge wählte der alte Herr den Freitod. Jura und Igor wurden noch zu jener Zeit, als ich an der Front stand, in einer Schnellbleiche zu Offizieren ausgebildet. Igor fiel während der Brussilow-Offensive im Sommer 1916. Seine Leiche wurde nach Klimowo verbracht und dort in der Familiengruft beigesetzt. Als die Revolution ihre Orgien feierte, nahm der Mob den toten Offizier aus dem Zinksarg heraus und trieb mit ihm Unfug. Mein Regimentskamerad sah mit eigenen Augen, wie die Leiche während vielen Tagen in sitzender Stellung an der Aussenmauer der Dorfkirche verharrte und dann vornüber zusammensackte. Schliesslich kam der Priester, schaufelte auf freiem Felde ein Grab und bestattete sie nochmals. – Jura tauchte nach einer tollen Odyssee in Petrograd auf, wurde festgenommen und zusammen mit anderen Angehörigen des Bürgertums erschossen. Vera, meine zweitälteste Schwester, kam auf den unglücklichen Gedanken, beim Volkskommissa-

riat des Innern vorzusprechen, sich über die Hinrichtung ihres Bruders zu beschweren. Sie kehrte nicht mehr zurück.»

Um auf andere Gedanken zu kommen, winkte ich den Kellner herbei: «Geben Sie diese Banknote der Kapelle. Und bitten Sie den Dirigenten, ein Lied zu spielen.»

«Selbstverständlich, mein Herr. Welches Lied soll es sein?»

«Gori, gori, moja swesda» (Leuchte, leuchte, mein Stern).

Der Kellner nickte: «Sehr wohl, mein Herr.» Dann ging er zu den Musikern hinüber, wechselte ein paar Worte mit dem Kapellmeister und überreichte ihm den Geldschein.

Der Kapellmeister blickte zu unserem Tisch, verbeugte sich dezent. Und dann erklang die Musik.

Ein junges, dunkelhäutiges Zigeunermädchen erhob sich und sang, von der Kapelle leise begleitet, mit leidenschaftlicher, klangvoller Altstimme das gewünschte Lied. Die Sixtinische Madonna von Raffael ist schön, doch dieses Naturkind war noch schöner. Bei ihm lagen Schönheit und Anmut greifbar beisammen.

In vorgerückter Nachtstunde verliessen wir das Lokal. Ich begleitete von Engelhard bis nach Moabit, wo er zusammen mit anderen Ostflüchtlingen in einer Arbeiterbaracke Unterkunft gefunden hatte. Später siedelte er nach Paris über.

Ich sah von Engelhard nie wieder. Ein Mitglied des bekannten Donkosakenchors Jaroff teilte mir gerüchtweise mit, dass er – von Engelhard – anfangs der Dreissigerjahre im Auftrag des weissrussischen Generals Kutepow mit falschem Pass in die Sowjetunion eingereist sei, um für die Konterrevolution zu werben. Seither blieb er verschollen.

Es war Mitte Oktober 1922. Das Schweizer Konsulat in Riga kündete uns die Ankunft von rund fünfzig Russlandschweizern an. Da ich hoffte, unter den Heimkehrern Verwandte oder Bekannte zu treffen, begab ich mich auf den Stettiner Bahnhof.

Schlags neun Uhr morgens kam der Zug in Berlin an. Ich stand auf dem Bahnsteig und war so in Gedanken versunken, dass ich sein Nahen nicht wahrnahm. Die kreischenden Bremsen riefen mich in die Gegenwart zurück.

Zusammen mit einem deutschen Arzt bestieg ich den ersten Wagen, um dann durch den ganzen Zug zu schreiten und alten und kranken Landsleuten beizustehen. Hohläugige, bescheiden bis armselig gekleidete Menschen schauten uns an.

Sie waren dabei, ihre Siebensachen vom Gepäcknetz herunterzunehmen.

Im dritten Wagen lag zwischen Kissen eingebettet ein Mann. Er trug einen zerdrückten Anzug. Auch sein Gesicht war zerdrückt, mit unzähligen, tiefen Falten durchzogen. Der Arzt fühlte über seinem Herzen einen gleichmässigen, ruhigen Rhythmus. Der Mann befand sich in tiefstem Schläfe.

«Er ist schwer lungenkrank», sagte eine Frau mit typisch slawischen Gesichtszügen, «wurde die ganze Nacht von einem starken Husten geplagt und konnte erst vor Kurzem den Schlaf finden. Das Leben hat ihn rücksichtslos angepackt.»

Der Arzt zog über den Brillengläsern die Brauen hoch. «Eine Tragbahre», rief er dem uns auf den Fersen folgenden Sanitäter zu. In diesem Augenblick erwachte der Kranke, rieb sich mit schwieliger Hand die Schlaftrunkenheit aus den Augen und starrte mich an.

Auch ich starrte. Was ich sah, liess mir fast das Blut in den Adern gerinnen. Der kranke Mann war niemand anders als Fritz Haueter.

Er nannte mich beim Vornamen, ergriff meine rechte Hand und streichelte sie.

«Kennen Sie Ihren Landsmann?» schaltete sich der Arzt ein.

«Ja, gewiss, Herr Doktor. Als meine Eltern starben, war ich noch ein Kind. Dieser Mann trat an ihre Stelle. Gestatten Sie bitte, dass ich mich seiner annehme!»

Fritz Haueter war bereits vom Tode gezeichnet. Über sein Leben der letzten Jahre ist nicht viel zu sagen. Es war wie dasjenige anderer Schweizer in der Sowjetunion. Drei Tage später setzten die Flüchtlinge die Heimreise fort. Viele kannten die Schweiz nur vom Hörensagen. Für Fritz Haueter und andere Gebrechliche liess die Gesandtschaft Schlafwagenplätze belegen. Als ich auf dem Anhalter-Bahnhof von meinem alten Freunde und Beschützer Abschied nahm, zitierte er die Worte:

«Glücklich der Mann, dessen Wunsch und Wille sind,
sich nicht vom väterlichen Acker zu trennen,
der sich damit begnügt, die Luft zu atmen auf einem Land
das er sein Eigen nennt!»

Weisses Linnen umrahmte sein schmalgewordenes, von Herzleid und Krankheit zerfurchtes Antlitz. Fritz Haueter starb kurz nach der Rückkehr in die Schweiz. So ging wenigstens sein Wunsch, an der Seite seiner Väter bestattet zu werden, in Erfüllung.

Der Zweite Weltkrieg und seine Folgen

Am 25. April 1923 erlitt Lenin einen Schlaganfall und sprach niemals wieder. Acht Monate später, d.h. am 21. Januar 1924, starb er im Alter von erst 54 Jahren.

Wer glaubte, Lenins Hinschied werde der Sowjetregierung den Wind aus den Segeln nehmen, war in einem tiefen Irrtum befangen. Sein Nachfolger, Josef Stalin, schlug gewissenhaft in die gleiche Kerbe. Aber Russland war damals weit entfernt und blieb auch fürderhin von der Aussenwelt abgeschlossen. Über seine Zurückgezogenheit ging man mit einem Achselzucken hinweg. Polen lag in mehr als einer Hinsicht am Schnittpunkt der uns unbekanntes Welt, die wir als «Osten» bezeichnen und des uns vertrauten «Westens».

Einundzwanzig Jahre waren seit dem Ende des Ersten Weltkrieges vergangen. Die Wunden, welche dieser Titanenkampf Europa geschlagen hatte, begannen allmählich zu vernarben, und schon sprach man allgemein von einem neuen Krieg. Anlass dazu gab das herausfordernde Verhalten eines neu erstandenen Diktaturstaates, des Dritten Reiches. Die Tatsache verdient unterstrichen zu werden, dass die Völker von sich aus ohne Zutun ihrer Regierungen nie zu kriegerischen Handlungen gedrängt haben. Stets sind die freundschaftlichen Beziehungen von Volk zu Volk durch unverantwortliche Entscheidungen von hoher Warte vor die Hunde gegangen.

Der Tag, an dem das grosse Abenteuer Hitlers seinen Anfang nahm, war ein strahlender Herbsttag. Am 1. September 1939, 5 Uhr 45 Minuten, begannen die Angriffsoperationen der deutschen Wehrmacht gegen Polen. Damit wurde auch der zweite Weltkrieg in leichtsinnigster Weise vom Zaune gebrochen.

Die verehrten Leserinnen und Leser kennen den Verlauf dieses gewaltigsten aller Völkerringens, so dass dem nichts mehr beizufügen ist. Ich möchte auch raumhalber verzichten, darauf zurückzukommen. Es dauerte sechs Jahre, also zwei Jahre länger als der Erste Weltkrieg. Deutschland konnte im Frühjahr 1945 niedergerungen werden. Als letzter Gegner der Westmächte ergab sich Japan einige Monate später. Konteradmiral William Parson hatte am 6. August gleichen Jahres über Hiroshima wenige Augenblicke vor ihrem Abwurf an Bord einer B-29 die Atombombe bereitgemacht. Dieses Bömbchen veranlasste das stolze Nippon, die Waffen zu strecken.

Mit seinem grenzenlosen Leichtsinn hätte Hitler Stalin keinen besseren Dienst erweisen können. Am Kriegsende standen die Sowjettruppen auf fremdem Boden, so beispielsweise in Deutschland, Österreich, Polen, Rumänien, Ungarn, Finnland, Lettland, Litauen, Estland, in der Tschechoslowakei, im Balkan und tief im Nahen Osten. Sie wurden nicht überall zurückgezogen.

Die Sowjetunion ging gestärkt aus diesem Krieg hervor. Sie steht heute wieder als Grossmacht ersten Ranges da und hat an internationalen Konferenzen ein gewichtiges Wortmitzusprechen. Das ist das Fazit von dem, was Hitler bestimmt nicht wollte.

Ich sah mein Geburtsland nach 35 Jahren wieder

Ende April 1945 strömten rund zehntausend russische Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus Deutschland in die Schweiz, um Zuflucht zu suchen. Zu ihrer Betreuung erhielt ich ein militärisches Spezialaufgebot. Im August gleichen Jahres verliessen sie wieder unser Land.

Die Internierungsfrage führte zwangsläufig zu konsultativem Kontakt mit den daran interessierten Staaten in Bezug auf die Rückführung der Flüchtlinge in ihre Heimat. Eine sowjetrussische Militärmission unter Generalmajor Wicherew weilte viele Monate bei uns, und schweizerseits wurde Oberstdivisionär Flückiger beauftragt, die Verhandlungen mit den Russen zu führen.

Als ich im Frühjahr 1946 eines Tages zur Arbeit ging, sah ich auf der Strasse eine Zeitungsfrau stehen, die Extrablätter des «Bund» verkaufte. Mit Schlagzeilen wurde der Öffentlichkeit bekanntgegeben, dass Sowjetrussland den schweizerischen Vorschlag zur Normalisierung der diplomatischen Beziehungen angenommen habe. Damit wurde eine Angelegenheit zu Grabe getragen, die volle 28 Jahre Gegenstand eines Zerwürfnisses zwischen den beiden Ländern gebildet hatte. Wer weiss, wie lange dieser Zustand ohne das Dazwischentreten eines Ereignisses von weltgeschichtlicher Bedeutung noch andauert hätte! Der Erste Weltkrieg bzw. die anschliessende russische Revolution mit ihren tiefeschürfenden Auswirkungen hatten beide Staaten entzweit, die sonst seit jeher normale Beziehungen pflegten. Die Konstellation

des zweiten Weltkrieges, d.h. das hieraus resultierende Internierungsproblem, brachte sie an den Verhandlungstisch. Später kam die Versöhnung zustande.

Nach der sensationellen Bekanntgabe des bestehenden Willens zur Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen folgte eine Zeitspanne, die beide Regierungen dazu benützten, den Wunsch in die Praxis umzuwandeln. Oberstdivisionär Flückiger, der bei den Verhandlungen mit den Russen eine glückliche Hand hatte, wurde vom Bundesrat zum ausserordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken ernannt, als Nachfolger von Minister Odier bzw. Junod nach fast drei Jahrzehnten. Die Sowjetregierung ihrerseits bestimmte Minister Koloschenkow zum Chef ihrer diplomatischen Vertretung bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

Ich erhielt den Auftrag, als erster Schweizer nach Moskau zu reisen, um dort die erforderlichen Vorkehren für die Ankunft des Postenchefs und seines Personalstabes zu treffen. Gemischte Gefühle bewegten mein Inneres. Was Wunder, wenn man bedenkt, dass zwischen dem Zeitpunkt, als ich Russland verliess, und jenem, da ich wieder dorthin zurückkehren sollte, beinahe der Zeitraum einer Menschengeneration lag! Seither hatte sich in diesem Lande manches verändert. Es war mir bewusst, dass Russland und ich uns mittlerweile fremd geworden waren. Während all den langen Jahren verfolgte ich wohl mit grösster Aufmerksamkeit die Berichte über das neue Russland, sei es in der Tagespresse oder in Büchern, doch jetzt kam der Augenblick, wo ich die Verhältnisse hinter dem «Eisernen Vorhang» aus persönlicher Anschauung kennen lernen sollte.

Der Nachtschnellzug brachte mich nach Paris. Da nach dem Zusammenbruch in Deutschland die Verkehrsverhältnisse in diesem Lande chaotisch waren, wollte ich versuchen, ein Flugzeug Paris-Moskau zu benützen. Ich hatte Glück. Der Zufall wollte es, dass am 25. Juli 1946 eine französische Maschine nach Moskau flog, um den Botschafter, General Catroux, abzuholen. Der schweizerische Gesandte, Schriftsteller und Historiker, Carl J. Burckhardt, vermittelte in freundlicher Weise meinen Mitflug.

Weit schweift der Blick über die Pisten des Flugplatzes Orly bei Paris. Auf dem Rollfeld stand der silberne Riesenvogel, ein Geschenk Grossbritanniens an Frankreich nach dem gewonnenen Krieg, startbereit.

Wir bestiegen die Maschine, die Türe flog zu, die Treppe wurde fortgeschoben. Langsam rollte das Flugzeug auf die Startbahn. Die Motoren dröhnten, als der Pilot sie dann ausprobierte, einen nach dem andern. Am Befehlsturm des Flughafens ging ein weisser Ballon hoch. Das war das Startzeichen. Der Pilot gab Gas. Das Flugzeug rollte schneller, immer schneller, verliess die Erde und stieg in den azurblauen Himmel empor. Es beschrieb einen Bogen über der Millionenstadt an der Seine und wandte sich dann ostwärts. Zur Linken grüsste der Eiffelturm zum Abschied, die Motoren sangen ihr dumpfes, gleichmässiges Lied, durch das Fensteroval bot sich ein Bild unendlicher Monotonie von Horizont zu Horizont.

Die Höhe, in der wir flogen, liess am Boden keine Einzelheiten mehr erkennen. Der Bordfunker kam für einen Augenblick zu uns, um eine «Maryland» zu rauchen. Jemand erkundigte sich nach der Flughöhe bei ihm. «Dreitausendzweihundert Meter», war die Antwort. Man wollte einem Gewitter ausweichen, das von Osten angezeigt worden war, darum die Flucht in diese enorme Höhe, Kein Wunder, dass mir der Schädel brummte, und der Füllfederhalter überlief! Ich warf einen Blick auf die Uhr. Berechnungsgemäss schwebten wir irgendwo über Reims-Luxemburg, Von dort führte die Route über Göttingen und Erfurt nach Berlin.

Ich musste kurze Zeit in Morpheus Armen gelegen haben. Das Wort «Berlin» aus dem Munde der Stewardess riss mich in die Gegenwart zurück. Das Flugzeug verlor langsam an Höhe und Geschwindigkeit. Als ich durch das Bullauge schaute, kreisten wir bereits über die Vororte der ehemaligen Reichshauptstadt. Aus der Ferne gesehen, schien die Stadt unversehrt zu sein, aber kurz darauf starrten wir in ein restlos ausgebranntes Häusermeer. Das Flugzeug machte eine Schleife, gleichsam, als wollte es uns Gelegenheit geben, über das Vergängliche alles Irdischen Betrachtungen anzustellen. Aus der Vogelperspektive gewahrte ich den kahlgewordenen Tiergarten sowie den Königsplatz mit der Siegessäule. Dicht daneben stand das seltsamerweise völlig unversehrt gebliebene Gebäude unserer ehemaligen Gesandtschaft, inmitten des pulverisierten Stadtkerns.

154 Der Pilot drosselte die Motoren ab, prüfte die Landungsmöglichkeit und setzte das Flugzeug elegant auf die Piste. Es war genau 12 Uhr mittags. Der Flug Paris-Berlin (Tempelhof) dauerte genau vier Stunden. Erster Anblick: hastendes,

überbordendes Leben, khakifarbene Uniformen von Amerikanern, Franzosen und Russen. In der Kantine stärkten wir uns mit einem Imbiss, serviert von flinken, englischsprechenden deutschen Mädchen.

Der Start nach Moskau wurde auf dreizehn Uhr festgesetzt. Nachdem wir unsere Plätze eingenommen hatten, stiegen zwei russische Offiziere an Bord und übernahmen die Führung des Flugzeuges. Einer war Radiotelegraphist im Leutnantsrang, der andere – ein Hauptmann – setzte sich ans Steuer. Voll Interesse betrachtete ich die ersten Sowjetrussen in ihren bauschigen Militärhemden, Reithosen und hohen Schaftstiefeln. Die Propeller wurden angekurbelt, langsam glitt die Maschine über die asphaltierte Piste und schwang sich erneut in die Lüfte, zur zweiten und letzten Etappe nach Moskau. Wieder brummt die Motoren. Zuerst huschten die Aussenquartiere Berlins unter uns vorbei, dann folgte die sandige Provinz Brandenburg mit ihren lichten Birken- und Kiefernwäldern. Im Gegensatz zu den Franzosen flogen die Russen sehr tief. Unsere Augen vermochten jetzt menschliche Siedelungen und sogar Erntearbeiter auf den Feldern zu erfassen. Die Gegend ostwärts von Berlin war noch kriegsvernarbt, hier raste vor anderthalb Jahren eine erbitterte Schlacht zwischen der deutschen Verteidigung und dem russischen Ansturm. Blitzschnell tauchten Bombentrichter, Bunker, langgezogene Schützengräben, Andeutungen von Depots und Übungsplätzen auf und verschwanden wieder.

Wir flogen zwischen Posen und Pommern in Polen ein, verliessen es jedoch bald wieder, um dann Ostpreussen anzuschneiden. Aus der Ferne blitzten die langen, bizarr verzweigten Masurenseen und die sie verbindenden Flüsse in Haarnadelkurven. Dort irgendwo lag Tannenberg, wo die russische Armeegruppe unter General Samsonow im Spätsommer 1914 von Feldmarschall von Hindenburg vernichtend geschlagen wurde. Die Russen fochten in aussichtsloser Lage: Vor sich hatten sie das Trommelfeuer der weittragenden feindlichen Artillerie und im Rücken die masurischen Sümpfe, aus denen es kein Entrinnen gab.

Nach Ostpreussen streiften wir einen Zipfel Litauens und brachen erneut ins Polenland ein. Es war mir bekannt, dass Polen sehr waldreich ist, besonders die Beloweschskaja Puschka ist als ideales Jagdgebiet berühmt. Dort soll noch eine richtige Bärenwildnis herrschen. Was ich aber aus dem Vogelflug zu sehen bekam, überstieg meine Vorstellungskraft.

Unter uns lag nichts als Wald, Wald und immer wieder fest geschlossener Wald. Dann und wann wurde diese dunkelgrüne Eintönigkeit etwa durch einen stillen See oder durch Sümpfe unterbrochen.

Endlich erreichten wir Weissrussland, das westliche Grenzgebiet der unermesslich grossen Sowjetunion. Linkerhand ein heller Streifen: Minsk. Von Orscha aus, wo sich wichtige Eisenbahnlinien kreuzen, folgten wir dem Laufe des Dnjepers bis knapp vor Smolensk. Der immer fröhliche Bordfunker kam wieder einmal mit einer Zigarette in die Passagierkabine. Stumm, aber mit herzlichem Lächeln bot er mir auch eine Zigarette an. Ich dankte für die Aufmerksamkeit und erkundigte mich bei dieser Gelegenheit nach der Stadt Smolensk, in deren Nähe wir uns befinden mussten. Bereitwillig wies der Leutnant mit ausgestreckter Hand nach jener Richtung. Am fernen Horizont zeichneten sich schemenhaft die Umrisse der weissrussischen Kapitale ab. Unweit davon, gewissermassen im Schatten dieser Stadt, verbrachte ich meine Jugendjahre. In Gedanken grüsste ich die dort liegenden Gräber meiner Grosseltern väterlicherseits und der vielen anderen Verwandten.

Die Zeit verging rasch, Moskau war nicht mehr weit. Dort zog das weissmarmorne Schlachtdenkmal von Borodino majestätisch vorbei. Rechts davon schimmerte das graue Band der Chaussee Minsk – Moskau, der Magistrale Grossrusslands. Hier versuchten die Russen unter Marschall Kutusow im Herbst 1812 vergebens, Napoleon I. den Weg nach Moskau zu versperren. Die menschlichen Siedelungen verdichteten sich zusehends. Plötzlich rief jemand «voilà Moscou!» Der Luftriese brauste bereits über das Weichbild der russischen Metropole, senkte seine Nase und steuerte dem sogenannten «Regierungs-Flughafen» zu. Dort ging er mit abgedrosselten Motoren auf die vom Kontrollturm optisch angewiesene Landungsstelle nieder. Auf der Stirnseite der Aufnahmehalle prangt in grossen Buchstaben das Wort «Moskwa».

Es war genau sieben Uhr abends (mitteleuropäische Zeit). Mit den heutigen Verkehrsmitteln ist die Welt klein geworden. Heute Morgen noch in Paris gewesen und am Abend gleichen Tages – nach Zurücklegung von rund 2'500 km in 10 Stunden – in Moskau. Es wollte mir scheinen, als hätte ich erst von meinen Familienangehörigen auf dem Berner Bahnhof Abschied genommen.

Ein Wagen des «Intourist» wartete vor dem Flughafen. Er brachte mich in das Fremdenhotel National am Ochotnij Rjad.

Maslenikow ist Chefarzt eines Spitals in Moskau

Ich sass im Speisesaal des Hotels National und wartete mit Langmut auf das Morgenessen. Es war sehr heiss, 35 Grad Celsius im Schatten. Russland hat bekanntlich ein ausgesprochenes Kontinentalklima. Im Sommer ist es meist heiss und trocken und zur Winterszeit kalt und gleichfalls trocken. Am Nebentisch hatten zwölf Schweden Platz genommen und sich sogleich bequem gemacht. Sie zogen ihre Kittel ohne Weiteres aus und hängten sie über die Stuhllehne.

Durch das hohe, breite Fenster grüsste aus kurzer Entfernung eine mächtige Burg, umringt von rotbraunen Festungsmauern. Das ist der Kreml, das Herz der russischen Erde. Die Form des Kremlmassivs ist dreieckig, und auf jeder Seite sind je sieben grössere und kleinere Türme eingebaut. Fünf der grössten sind mit fünfzackigen Sternen aus Rubin mit Goldfassung gekrönt. Gestern Abend bei Einbruch der Dunkelheit sandten sie weithin ihr dunkelrotes Licht, als Wahrzeichen der russischen Kapitale.

Ich beschäftigte mich mit dem Gedanken, meinen alten Freund Maslenikow – koste es, was es wolle – ausfindig zu machen, wusste aber nicht, wie ich es anstellen sollte. Es ging keinesfalls an, sich bei der städtischen Einwohnerkontrolle nach seiner Adresse zu erkundigen. Als Ausländer und Mitglied einer fremden Gesandtschaft hätte ich dem Gesuchten unabsehbaren Schaden zufügen können.

Der Kellner kam mit dem Frühstück. Es gab Milchkaffee, Brot mit Butter und Konfitüre. Die Fremdenhotels in Moskau passen sich den Wünschen ihrer Gäste aus dem Westen an.

«Tschto eto za butka?» (was ist das für ein Kiosk?), erkundigte ich mich beim dienstbaren Geist und wies auf ein kleines Häuschen, das mitten auf dem Jägerplatz stand.

«Eto sprawotschnaja kontora» (das ist eine Auskunftsstelle), gab der Kellner zur Antwort.

Ich wusste vorderhand genug.

Später stellte ich fest, dass diese Auskunftsstellen in Moskau ziemlich dicht gesät sind. Auf dem Arbat-Platz standen vor einem solchen viele Menschen Schlange. Ich stand ebenfalls an, horchte aufmerksam, was meine Vorderleute vom jun-

gen Mädchen, das im Innern sass, wissen wollten. Viele erkundigten sich nach Strassen und Plätzen, andere nach Adressen von Verwandten, Bekannten und Amtsstellen. Als ich an die Reihe kam, fragte ich mit fester Stimme, wo sich der Park für Kultur und Erholung namens Maxim Gorki befinde.

«Kennen Sie sich in Moskau ein wenig aus?» forschte das Mädchen mit freundlichem Lächeln.

«Nein, ich bin erstmals hier», gab ich lächelnd zurück und freute mich, einen leutseligen Sowjetmenschen getroffen zu haben.

«Aha, dann muss ich es Ihnen ganz genau erklären, sonst finden Sie den Park vermutlich nicht», gurrte die kleine Tovarisch dienstbeflissen durch die schmale Schalteröffnung, nahm Block und Bleistift zur Hand und schmiss mit ein paar Strichen die Stadt Moskau aufs Papier. Dann folgte eine sorgfältige Darlegung von dem, was ich wissen wollte. Ich nickte befriedigend und entfernte mich.

Wäre ein Adressbuch erhältlich gewesen, würde ich Maslenikows Klause mit Leichtigkeit ohne fremden Beistand gefunden haben. Ich möchte mit dem Konjunktiv «wäre» auf die Aufgabe hinweisen, welche die Moskauer Stadtverwaltung zu leisten hätte, bis heute aber noch nicht in Angriff genommen hat.

Es unterliegt absolut gar keinem Zweifel, dass der Ausländer seit jeher von den Organen der MWD (Ministerstwo wnuternich djel), lies geheime politische Polizei, auf Schritt und Tritt überwacht wird. Man will unter allen Umständen laufend davon unterrichtet sein, wo sich der Westler befindet und was er hauptsächlich treibt. Die MWD ist nicht entzückt, wenn sie erfährt, dass der Ausländer mit der einheimischen Bevölkerung Fühlung zu nehmen versucht. An und für sich wäre die Überwachung, die peinlich unauffällig durchgeführt wird, nicht schlimm, sofern der damit beauftragte Agent das Verhalten des Ausländers sachlich erfasst und entsprechende Meldung erstattet. Ungemütlich kann es aber werden, wenn etwa harmlose Dinge gewollt oder unbewusst eine Verzerrung, bzw. Aufblähung erfahren, je nach der Sympathie, die der Ausländer genießt, bzw. nach der Fähigkeit des Überwachenden, seine Aufgabe objektiv zu lösen.

Aus diesem Grunde verschob ich meine Nachforschungen nach Maslenikow immer wieder auf einen späteren Zeitpunkt. Ob er überhaupt noch am Leben ist, fragte ich mich! Vielleicht sind wir uns schon öfters auf der Strasse begeg-

net, ohne uns gegenseitig zu erkennen! Moskau ist zwar gross, soll angeblich sieben bis acht Millionen Einwohner haben, aber dennoch ist es durchaus denkbar, dass man eines Tages ganz unverhofft vor einem Bekannten steht, ihm herzlich die Hand schüttelt. Folgendes Beispiel: Als ich am dritten Tage nach meiner Ankunft in Moskau auf dem Wege zum Aussenministerium war, erblickte ich plötzlich die massive Gestalt des Obersten Almasow, der im Sommer 1945 der sowjetrussischen Militärmission in Bern angehört hatte. Ich bat den Chauffeur, anzuhalten, stieg aus dem Wagen und ging auf Almasow zu. Er starrte mich an, zweifelte an der Zuverlässigkeit seiner Augen. Beiläufig sei bemerkt, dass Almasow den Händedruck erfreut erwiderte und meiner Einladung zum Abendessen im Hotel National zusagte, sich jedoch hütete, sein Wort zu halten. Ich wartete eine volle Stunde auf sein Kommen. Vergebens. Der Mann handelte eigentlich klug. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen, wegen unerlaubtem Stelldichein mit einem Ausländer unter Anklage gestellt zu werden.

In dieser Zeit musterte ich dauernd die mir auf der Strasse entgegenflutenden Menschen, was sonst nicht zu meinen Gewohnheiten gehört. Ich hoffte, Maslenikow zu finden, ohne an die Tatsache zu denken, dass wir uns seit 29 Jahren nicht mehr gesehen hatten und mein Freund sich während dieser langen Zeit äusserlich stark verändert haben musste.

Enge Freundschaftsbande sind unvergänglich, sie können nicht verleugnet werden. Auf dem Bahnsteig 2 in Bern traf ich nach 20 Jahren einen Waffenkameraden, an dessen Seite ich im Spätherbst 1914 vom Jura bis in den Tessin hinunter tippelte. Die Leute um uns herum horchten auf, als wir uns begrüsst. Es ging dabei ziemlich laut zu. In Oey-Diemtingen, das unser Reiseziel war, wechselten wir zum Hotel Bären hinüber, wo der Gedankenaustausch über die Erlebnisse während der Grenzbesetzung 1914-1918 bei ausgiebigem Trunk seinen Fortgang nahm. Hans Stocker, der gemütliche Bärenwirt, mahnte im Hinblick auf die überschrittene Polizeistunde immer wieder zum Aufbruch. Schliesslich «dislozierten» wir zusammen mit dem Bärenwirt ins Hinterstübchen.

«Weisst du noch, was wir vor zwanzig Jahren geschworen haben?» fragte mich der schon leicht ergraute Troupier. Er zitierte bedächtig und fehlerfrei, dem reichlich zugesprochenen Wein zum Trotz:

«Der Eidgenossenschaft Treue zu halten;
für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner
Verfassung Leib und Leben aufzuopfern;
die Fahne niemals zu verlassen;
die Militärgesetze getreulich zu befolgen;
den Befehlen der Oberen genauen und
pünktlichen Gehorsam zu leisten;
strenge Manneszucht zu halten und alles zu tun,
was die Ehre und die Freiheit des Vaterlandes erfordert.»

So ging das stundenlang. Die Erinnerungen wollten nicht abbrechen. Mitternacht war längst vorüber. Die alte Wanduhr kesselte drei harte Schläge in den neuen Morgen.

«Die Kameradschaft war es, die uns während den langen Ablösungsdiensten über trübe Stunden hinweghalf, die uns manche frohe Stunden schenkte, und in ihr wollen wir uns der Grenzbesetzung von 1914 bis 1918 erinnern!» sagte mein alter Waffenkamerad, hob sein Glas und stieß es leicht an das meine.

Man sagt, dass mit der im Wehrkleid geschlossenen Freundschaft hinsichtlich ihrer Haltbarkeit sich keine andere messen könne. Dies dürfte wohl unbestritten sein.

Aber auch Schulfreundschaften sind «langlebig». Mit Maslenikow drückte ich die gleiche Schulbank; mit ihm hatte ich den ersten Schwips; nach gemeinsam begangenen Missetaten kauerten wir dicht aneinander geschmiegt hinter einem Feldbusch und zitterten aus Furcht vor der Strafe; durch Maslenikows Vermittlung kam ich mit Vera Zolotowa, meiner ersten Liebe, in Berührung; einmal stand er bei drohender Gefahr für mich ein, das andere Mal war ich es, der ihm unter Einsatz der eigenen Sicherheit in höchster Not geholfen hatte. Es ist daher nicht verwunderlich, dass ich Maslenikow auch nach drei Jahrzehnten nicht vergessen konnte und mich jetzt in Moskau mehr nach ihm sehnte als früher, wo zweieinhalbtausend Kilometer zwischen uns lagen.

So vergingen die Sommermonate. Während meiner Freizeit schlenderte ich sehr viel in der Stadt umher, unternahm oft auch Ausflüge auf das Land. Von meinen Beobachtungen und Erlebnissen werde ich im Weiteren berichten, doch wird man von mir, denke ich, keine rezensierende, gar chronologische und systematische Würdigung der russischen Revolution erwarten. Darüber wurde allenthalben viel geschrieben, und einmal wird der Chronist den Übergang vom Dop-

peladler zur roten Flagge zusammenfassend der Weltgeschichte einverleiben.

In den Strassen von Moskau trifft man einen erstaunlichen Kontrast von Armut und Eleganz. Die veränderten Verhältnisse sind vor allem bitter für jene Leute, die sich an die früheren Zeiten erinnern können. Es gibt noch immer viele Menschen, die wehmütig des einstigen Wohllebens gedenken und für das neue Regime kein gutes Wort über die Lippen bringen.

Im Gegenteil dazu kann man Leute antreffen, die unumwunden zugeben, dass eine Rückkehr der Vergangenheit undenkbar ist, und sich offen zur Ansicht bekennen, die neue Herrschaft stelle gegenüber der alten in mancher Hinsicht einen fühlbaren Fortschritt dar. Mit welchen Mitteln der Kommunismus diesem Fortschritt zum Durchbruch verholfen hat, wird freilich nicht erwähnt.

In Moskau wimmelt es geradezu von Motorfahrzeugen, aber ausserhalb der Stadt sind die Strassen leer. Es wird einem stets von Neuem klar, wie enorm der Bedarf an mechanischen Transportmitteln in diesem grossen Lande ist. Die einheimische Produktion von Last- und Personenwagen dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach in absehbarer Zeit kaum in genügendem Masse zu erwarten sein. Offenbar sind die massgebenden Stellen entschlossen, lieber abzuwarten als ausländische Fabrikation zu beanspruchen.

Zu «meiner Zeit» besass in Russland jeder dritte Erwachsene ein Pferd. — Diese Behauptung scheint nicht übertrieben, wenn man bedenkt, dass Moskau allein rund fünfunddreissigtausend Pferdekutscher hatte. Aufzucht und Handel des russischen Pferdes spielten, zusammen mit dem Rennbetrieb, eine wichtige volkswirtschaftliche Rolle. Zählt man die herrliche Steppe mit den Windhunden und das Reitervolk dazu, so rundet sich das Bild zum klassischen Land der Pferde. Diese Zeit ist endgültig vorbei.

Nach dieser kleinen Abschweifung möchte ich wieder zum Urthema zurückkehren.

Und dann kam der 7. November. An diesem Tag feiert Sowjetrussland alljährlich das Fest der Grossen Oktoberrevolution. Schon vom frühen Morgen an war ganz Moskau auf den Beinen. Von meinem Zimmerfenster im Hotel National aus sah ich ein rotes Meer von Flaggen jeder Grösse. Garnisonstruppen marschierten zum Roten Platz, um dort vor Stalin und seinem Gefolge zu defilieren. Autos flitzten hin

und her. In der Mochowaja raste ein Personenwagen in eine Menschenmenge hinein, prallte dann an eine Hauswand und überschlug sich. Es gab Tote und Verletzte. Aus den grauisigen Trümmern des Fahrzeuges dudelte das unzerstörte Auto-Radio unentwegt fröhliche Tanzmusik.

Heute, dachte ich, haben die Agenten der MWD vermutlich Wichtigeres zu tun, als sich an meine Rockschösse zu hängen. Kurz entschlossen trat ich auf dem Arbat-Platz an den Schalter einer Auskunftsstelle heran und bat das Mädchen, mir ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Ich gab mir Mühe, möglichst unbefangen zu bleiben.

«Name und Vorname sowie Tag, Monat, Jahr und Ort der Geburt?» kam es laut und deutlich aus der Tiefe des Kiosks.

Ich antwortete fließend, ohne anzustossen. Meine Angaben wurden stenographiert. Das Mädchen legte Block und Bleistift zur Seite, hob den Blick: «In einer halben Stunde, Towarisch, können Sie wiederkommen.» Ich trat zurück, mein Hintermann kam an die Reihe.

Die an sich kurze Wartezeit wollte nicht vorbeigehen. Schlimme Gedanken stürmten auf mich ein: «Du bist in Sowjetrussland!» flüsterte eine Stimme, «suchst einen Bürger dieses von der Umwelt hermetisch abgeschlossenen Landes! Ist so etwas statthaft? Bringst du damit nicht deinen besten Freund in Gefahr? Wenn ja, warum tust du es dennoch? Ist der Wille, Maslenikow zu sehen, stärker als der nüchterne Menschenverstand? Hoffentlich hat die Schalterbeamtin keinen Verdacht geschöpft, dass du Ausländer bist!»

Solche und ähnliche Bedenken stiegen in mir auf. Um die Aufregung zu bekämpfen, ging ich kreuz und quer durch die umliegenden Strassen, rauchte eine Zigarette nach der andern, blieb vor Schaufenstern stehen, betrachtete interesselos deren Auslagen.

Von Zeit zu Zeit blickte ich auf die Armbanduhr. Endlich war die halbe Stunde verstrichen. Ich kehrte zum Kiosk zurück, hielt im nächsten Augenblick den grauen Papierzettel mit den vorgedruckten Fragen und handgeschriebenen Antworten in den Händen. Nachdem ich dessen Inhalt «photographisch» gelesen hatte, wusste ich, dass Maslenikow lebte und unweit von hier wohnte.

Drei Tage später schlug ich den Weg zu Maslenikows Wohnung ein. Es war am späten Nachmittag, das Wetter trüb und kalt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich jemand mit mehr freudiger Erwartung, mit mehr Liebe einer menschl-

chen Behausung nähern könnte, als ich es an jenem Novembertag tat. Nun sollte ich meinen Jugendfreund sehen, von dem ich vor mehr als 29 Jahren in Zürich Abschied nahm.

Vor mir lag die Strasse, in der Maslenikow wohnte. Sie war lang und staubig, eisiger Nordwind schlug mir ins Gesicht.

In der beginnenden Abenddämmerung tauchte ein grosser, grauer Steinbau auf. Hier musste die Strassennummer X sein. Richtig, da war sie schon. Ich drückte auf die Türklinke und betrat den dunklen Hausgang, in dem es nach Sauerkohl und Feuchtigkeit roch. Dann stieg ich vier Treppen hoch, stand schwer atmend vor der Wohnung No. X (in Sowjetrussland tragen nicht nur die Häuser einer Strasse fortlaufende Nummern, sondern auch die einzelnen Wohnungen).

Bei schlechter Beleuchtung las ich auf einem Emailschild die Anschrift:

Dr. med. W. P. Maslenikow
Spezialarzt für innere Medizin
Sprechstunden nach Übereinkunft.

Nachdem ich mich vom Treppensteigen erholt hatte, drückte ich auf den elektrischen Knopf. Drinnen schrillte die Klingel. Stille. Ich betätigte abermals die Klingel. Schlurfende Schritte näherten sich, die Türe wurde geöffnet, auf der Schwelle erschien eine Frau mit gütigem Blick und schlohweissem Haar.

«Sie wünschen?» fragte die Frau.

«Ich möchte Dr. Maslenikow sprechen.»

«Mein Mann arbeitet jeden Tag im Spital, macht dann die Runde bei seinen Patienten und beginnt ab fünf Uhr abends mit der privaten Ordinationsstunde. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Wollen Sie auf sein Kommen warten?»

Ich trat ein, legte Hut und Mantel ab. Frau Maslenikow öffnete die Türe zum Wartezimmer: «Wen darf ich melden? Haben Sie Ihren Besuch angesagt?»

«Danilow, Wladimir Dawidowitsch Danilow ist mein Name. Ich komme unangemeldet und werde warten, meinerwegen bis zuletzt, denn die Konsultation dürfte längere Zeit in Anspruch nehmen.»

Die Türe schloss sich hinter mir. Ich sah mich um. Zwei Männer warteten auf den Arzt, einer in der Uniform eines Offiziers, der andere in Zivil. Das Inventar des Zimmers war bescheiden: ein paar Stühle mit geflochtenen Sitzen, ein ovaler Tisch mit alten Zeitschriften, an den Wänden billige

Farbdrucke von Sommerlandschaften und das unvermeidliche Bild Stalins. Durch das kleine Fenster sah ich das weite Häusermeer von Moskau.

Es war eiskalt im Zimmer. Der winzige Ofen in der Ecke vermochte nicht genügend Wärme zu spenden. Ich sass still in der Ecke, versuchte meine Gedanken zu ordnen, mich auf die kurz bevorstehende Begegnung mit Maslenikow vorzubereiten.

So also lebt und praktiziert Maslenikow, der auch den weltberühmten Chirurgen Sauerbruch zu seinen Lehrern zählen durfte!

Ein Schlüssel drehte sich rasselnd im Schloss der Wohnungstüre. Dann folgte das Geräusch von Schritten. Ich hörte Stimmen. Frau Maslenikows Stimme und die eines Mannes.

Nach einer Viertelstunde ging die Türe zum Wartezimmer auf. Ein hochgewachsener, untersetzter Mann in weissem Ärztemantel, mit glattrasiertem Gesicht und dichtem, stark ergrautem Haupthaar, stand vor mir. Durch das dicke Glas seiner dunkelbraunen Hornbrille musterte er seine Patienten der Reihe nach, wie ein Kompagniechef seine Soldaten.

«Towarisch Kapitan!» sagte Maslenikow und blickte den Offizier fragend an. «Auf meiner Besucherliste steht Ihr Name zuoberst. Folgen Sie mir, bitte!»

Die beiden Männer gingen aus dem Zimmer, ihre Stiefel aus Juchtenleder knarrten.

Es kamen noch zwei Personen, ein Mann und eine Frau, die den Arzt konsultieren wollten. Ich gab ihnen den Vortritt. Ich zog es vor, zu warten, um dann mit Maslenikow längere Zeit allein sein zu können.

Endlich kam auch ich an die Reihe. Maslenikow und ich sassen uns gegenüber, in einem Raum von rund 3 auf 4 Meter. Er hinter einem mächtigen Schreibtisch, ich auf einem bequemen Sessel. Neben dem Schreibtisch stand ein Glasschrank mit vielen chromglänzenden Instrumenten.

Maslenikow nahm mit bedächtigen Handbewegungen das Ordinationsheft und den Füllfederhalter zur Hand. Bei dieser Beschäftigung schaute er mich aus seinen durchdringenden, blinzelnden Augen immerfort an, mit einem etwas – wie es mir scheinen wollte – herablassend würdevollen Ausdruck.

Wie seltsam, dachte ich, dass er mich noch immer nicht erkannt hat. Habe ich mich so stark verändert? Neunundzwanzig Jahre sind allerdings eine sehr lange Zeit. Im umge-

kehrten Verhältnis hätte auch ich vielleicht meinen Jugendfreund nicht mehr erkannt. Früher war alles schmal an ihm, sogar das Gesicht. Heute sind seine Gesichtszüge schon stark verschwommen, wie dies im vorgerückten Alter bei vielen Menschen der Fall ist. Auch seine Stimme ist anders, viel tiefer geworden. Wir wollen später sehen, ob er sein altes Grinsen verlernt hat. So und ähnlich dachte ich, solange Maslenikow mit seinen Vorbereitungen beschäftigt war. Jetzt war es soweit. Er öffnete den Mund:

«Also Wladimir Dawidowitsch Danilow!»

«Jawohl».

«Jetzt möchte ich noch Ihre Personalien ergänzen. Wann und wo sind Sie geboren?»

Ich antwortete, dass ich dann und dann in Pitschenischeno, Gouvernement Smolensk, geboren sei.

«Beruf?»

«Beamter.»

«Adresse?»

«Hotel National.»

Maslenikow stutzte, hob den Blick, musterte mich scharf und schrieb dann gelassen weiter.

Als die Schreibarbeit beendet war, lehnte sich der Arzt im Sessel zurück, fuhr sich durch das lange, dichte Haar und fragte leutselig: «Und was führt Sie zu mir?»

«Ich bin gekommen», begann ich auf Schweizerdeutsch, «um dich zu sehen, dir die Grüsse der Schweiz zu überbringen, die einst deine Wahlheimat war.»

Maslenikow zog die Brauen hoch, seine Augen weiteten sich. Langsam erhob er sich vom Sitz, kam hinter dem Schreibtisch hervor und blieb spreizbeinig vor mir stehen. Seine sandfarbenen Augen schauten in die meinen. Es war ein offener, ehrlicher Blick.

«Also Danilow recte..... » Maslenikow nannte meinen richtigen Familiennamen. Dann verzog sich sein Gesicht zu jenem breiten Grinsen, das mir von der Jugendzeit her so vertraut war. Wir begrüßten uns nach russischer Sitte.

Maslenikow beeilte sich, mir seine Lebensgefährtin vorzustellen. Sie trug den Samowar mit Backwerk auf und liess uns allein, wohlwissend, dass wir uns manches zu erzählen hatten, so viele lebensnahe Erinnerungen aufzufrischen!

An diesem Abend, oder besser gesagt in dieser Nacht tranken wir viel Tee, rauchten eine Menge Zigaretten stärkster Sorte.

In grossen Zügen legte ich dar, was sich seit 1917 in meinem Dasein ereignet hatte, unter welchen Umständen meine Reise nach Moskau erfolgte.

Maslenikow wusste sehr viel zu sagen, denn sein Leben war mehr als nur abwechslungsreich. Und er nahm – seiner Gewohnheit entsprechend – kein Blatt vor den Mund. Wir wollen ihn zu Worte kommen lassen:

«Als ich im April 1917 nach Russland zurückkehrte, erhielt ich sofort eine Assistentenstelle in einem grossen Krankenhaus in Petrograd. Nach einem Vierteljahr nahm ich Urlaub, um mein Heimatdorf, Dubrowka, zu besuchen. Auf einmal wurde es mir klar; Hier war mein Arbeitsfeld, hier wartete meiner die grosse Aufgabe, von der ich schon als Student träumte. Kurz entschlossen kündete ich meine Stellung in der Hauptstadt, legte das Amt eines zweiten Sekretärs bei Lenin nieder und siedelte auf das Land über, um in gänzlich veränderten und ungewohnten Verhältnissen eine neue Existenz aufzubauen. Dabei ging es mir eigentlich nicht nur um meine Existenz, sondern um diejenige eines Volkes. Mitten in Dubrowka eröffnete ich eine Praxis. Es war ein unermüdliches Planen und Organisieren, um in dieser abgelegenen Gegend immer zur rechten Zeit Helfer und Retter der Leidenden zu sein. Beim nähern Studium der Verhältnisse stellte ich verwundert fest, dass in diesem riesigen Gebiet überhaupt kein Gesundheitsdienst bestand. Die sozialen Auswirkungen der damals beginnenden Reformen blieben vorläufig auf die Städte beschränkt. Ich kratzte mühsam das erforderliche Geld zusammen, liess ein Krankenhaus bauen und einen jungen Mediziner als Hilfsarzt beschäftigen. Sewerski half mir mit ein paar Tausendernoten aus. Das war noch vor Oktober 1917.

Und nun begann für mich ein hartes Leben. Unwegsam ist die Provinz bei uns in Russland, die Fahrt an das Lager des Kranken eine unbequeme und zeitraubende Angelegenheit. Von November, manchmal schon ab Oktober bis zum April herrscht strenger Winter. So war ich oftmals tagelang unterwegs, im Sommer bestieg ich die Kutsche, im Winter den Pferdeschlitten. Aber die Genugtuung, die mir dabei zuteil wurde, war gross. Du weisst, dass ich immer von einem Wissensdurst geplagt wurde. Den konnte ich nun stillen. Die Natur ist bei uns schön; ich ging an ihr nicht achtlos vorbei. Und dann erst meine Patienten! Überall, wo ich in eine Hütte kam, begegnete ich dankbaren, hoffnungsvollen Gesich-

tern. Das feuerte meinen Eifer an. Wenn ein Reiter vor meinem Haus vom schaumbedeckten Pferd sprang und mich um Hilfe bat, liess ich alles liegen und eilte dorthin, wo man mich verlangte. In dringenden Fällen musste ich selbst operieren, und zwar an Ort und Stelle. Der Faktor Zeit spielt manchmal über Leben und Tod eine grosse Rolle.

So vergingen die Jahre. Bei der Arbeit vergass ich beinahe die Politik, mit der ich mich in jungen Jahren stark beschäftigt hatte. Ich war Zeit meines Lebens ein Kämpfer für die Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Aber dann hatte man ja den Zaren verjagt, ihn liquidiert, alles schien nun in bester Ordnung zu sein. Mit einigen Politikern der ersten Garnitur stand ich wohl noch in Verbindung, doch als Lenin starb, distanzierte ich mich immer mehr von all dem, was mit der Politik kausal zusammenhing. Was weiss ich, vielleicht genoss ich auch nicht die Gunst seiner Nachfolger aus dem Grunde, weil ich mich keinem Dogma unterwerfen kann. Und lediglich ausführendes Organ des Parteiwillens wollte ich nicht sein.

Ich wandte mich ganz der Wissenschaft zu. Mit Hilfe eines Verlegers publizierte ich Aufsätze in medizinischen Fachschriften, später sogar Broschüren, nicht etwa aus Ehrgeiz oder um eine Professur anzustreben, sondern damit meine Freizeit nicht nutzlos verstrich. Meine Doktorarbeit über ein Gebiet der experimentellen Psychologie hatte in Zürich die volle Zustimmung eines Professors gefunden, doch fühlte ich damals, dass ich darauf nicht meine Lebensarbeit aufbauen konnte. Das feste Lebensziel fand ich dann darin, Landarzt zu werden, um als solcher unmittelbar dem einfachen Volke helfen zu können.

Meine wissenschaftlichen Veröffentlichungen lenkten indessen die Aufmerksamkeit medizinischer Kapazitäten auf mich. Schon damals wurde von führenden russischen Wissenschaftlern grosse Arbeit geleistet. Die Forschungsarbeit stand im engen Zusammenhang mit dem Problem der Langlebigkeit, das besonders eingehend studiert worden war. Man berief mich zur Mitarbeit nach Moskau. Ich legte die Leitung des Krankenhauses in Dubrowka in die Hände meines Hilfsarztes und reiste ab. Aber die Forschertätigkeit allein vermochte mich nicht zu befriedigen. Der kranken Menschheit unmittelbar zu helfen, blieb auch weiter meine Neigungs- und Herzenssache.»

Maslenikow begab sich in die Küche, goss den Samowar mit frischem Wasser voll, legte glühende Kohlen nach und kam wieder zurück.

«Und was gibt's sonst Neues in Dubrowka?» stellte ich die Zwischenfrage.

«Es dürfte dir bekannt gewesen sein, dass Nilka ein tüchtiger Landwirt war, nicht wahr?»

«Ja, und?»

«Diese Eigenschaft wurde ihm zum Verhängnis. Als Kulake hatte er in Dubrowka keinen Platz mehr. Sein Besitz fiel der Verstaatlichung anheim. Als die Polizei ins Haus kam, um Nilka zu verhaften, erwachte die Verwegenheit des ehemaligen Jägers und guten Schützen. Mit wohlgezielten Schüssen streckte er die Schergen nieder und wählte dann den Freitod. Tanja, Nilkas Frau, lebt noch in Dubrowka zusammen mit den vier Kindern, die unentwegt zur Mutter halten.»

«Was ist aus Sewerski geworden?»

«Den jungen Sewerski, meinen Bankier, der mir den Bau eines Krankenhauses ermöglichte, knüpften die Bauern am Ast einer alten Linde im Park auf. Das Herrenhaus wurde zuerst gewissenhaft ausgeraubt, hierauf niedergebrannt. Das geschah anfangs November 1917.»

«Kannst du mir von Bondarenko etwas berichten?»

«Bondarenko hat eine glänzende Karriere gemacht. Er ist Vorsitzender der kommunistischen Partei in Kaluga und zugleich Kommandant der lokalen MWD-Truppen. Wie seltsam, dieser Mann, der sein ganzes Leben lang gegen die Polizei kämpfte, ist jetzt selber Polizeichef!»

«Ist die Molkerei noch im Betrieb?»

«Ja, sie ist noch im Betrieb und wird von einem früheren Arbeiter deines Vaters, namens Tichon, geleitet.»

«Zeitungsberichten zufolge soll Kaluga während den Kämpfen in den Jahren 1941/1942 beinahe dem Erdboden gleichgemacht worden sein. Stimmt das?»

«Leider trifft dies weitgehend zu. Als ich kurz nach dem Kriege im Auto nach Dubrowka fuhr, streifte ich Kaluga. Die Stadt wechselte beim Hin und Her ein paarmal den Besitzer. Bald waren die Russen im Angriff und die Deutschen in der Verteidigung, bald war es umgekehrt der Fall. Dass die Stadt dabei grossen Schaden litt, liegt auf der Hand. Besonders unten an den Ufern der Oka, wo die Promenadenwege von schönen Villen umsäumt waren, blieb kein Stein auf dem andern. Dort liegen Berge von Schutt und Asche.»

Maslenikow wandte sich nach der gepolsterten Doppeltüre, öffnete die erste und schob lautlos den Riegel vor. Dann sagte er mit gedämpfter Stimme: «Wenn Wissensdurst etwas Göttliches ist, so ist die Neugier seine irdische Schwester. Jetzt möchte auch ich dich etwas fragen. Es interessiert mich, aus erster Hand zu erfahren, ob es wahr ist, dass die westlichen Länder über Russland falsch oder sagen wir lieber mangelhaft unterrichtet sind. Unsere Verhältnisse würden im Ausland lebhaft erörtert, sagt man uns, doch scheinbar nicht immer sachlich. In 90 Prozent der Fälle seien die Berichte unzutreffend. Du bist Schweizer, kennst aber auch Russland ziemlich gut aus eigener Erfahrung. Gib mir offen und ehrlich Antwort auf meine Frage.»

«Gewiss, das mag zum Teil richtig sein», antwortete ich, «dass aus Unkenntnis der russischen Verhältnisse vieles falsch aufgefasst wird. Aber wie soll sich der Westen über ein Land unterrichten lassen, das in der Klausur lebt? Es fließen äusserst wenige Nachrichten auf offiziellen Wegen westwärts. Es bleibt nichts anderes übrig, als aus allen russischen Verlautbarungen Hintergründe herauszuklauben. Man kann beispielsweise alle ins Ausland gelangenden russischen Zeitungen lesen und deuten, was geschrieben wird und was nicht geschrieben wird, um sich aus einem Mosaik von Feststellungen, Gedanken und Hypothesen ein geschlossenes Bild zu machen. Russland soll doch einmal seine Grenzen öffnen und die ausländischen Zeitungsberichterstatter hereinlassen, damit sie sich an Ort und Stelle über seine Zustände erkundigen können!»

Maslenikow wiegte belustigt den Kopf hin und her: «In dieser Hinsicht ist aber schon eine Besserung festzustellen. Ich präzisiere: Früher liessen wir in der Tat keine Journalisten ins Land, oder nur solche, die der KP angehörten. Neuerdings kommen auch andere herein. Erst kürzlich sprach der Berichterstatter einer grossen Tageszeitung in London bei mir vor. Er wollte die Spitaleinrichtungen in der Sowjetunion kennen lernen. Ich liess ihn gewähren, auf Anordnung des Gesundheitsministeriums selbstverständlich. Was soll man da verstecken? Es ist doch eine Binsenwahrheit, dass der Gesundheitsdienst in den westlichen Staaten demjenigen in unserem Lande um eine halbe Pferdekopfsbreite voraus ist. Die Privatklinik in Zürich, wo ich lange Zeit arbeitete, war moderner eingerichtet als das Krankenhaus, dem ich heute vorstehe. Man darf nicht vergessen, in dieser Beziehung hat

das neue Regime eine schwer belastete Erbschaft angetreten. Das macht nichts. Wir schreiten vor- und nicht rückwärts.»

Ich nickte und fragte: «Weshalb wettet Russland gegen alles, was jenseits seiner Westgrenzen liegt? Mit seinen Ausfällen hält es die ganze Welt dauernd in Atem.»

Maslenikows Gesichtszüge strafften sich: «Die Züchtung von Hass gegen eine ausländische Macht ist immer ein brauchbares Stimulans zur Stärkung eines revolutionären Regimes. Das gehört offenbar zum Kampf um den Platz an der Sonne. In der Wahl der Mittel dazu hatten wir nie Skrupel.»

Maslenikow erhob sich, schaute auf seine Armbanduhr. Das war das Zeichen zum Aufbruch.

Die muffige Luft im Treppenhaus, in der eine Spur von Gasgeruch hing, umfing mich erneut. Maslenikow begleitete mich bis zur Haustüre. Wir schüttelten uns zum Abschied die Hände. Ich wartete vergebens auf die Einladung zum Wiederkommen. Mein alter Freund blickte mir eine Weile nach, wandte sich dann mit einer ruckartigen Bewegung um und ging in seine Wohnung zurück. Ich blieb noch jahrelang in Moskau, sah jedoch Maslenikow nicht wieder. Er handelte klug. Sehr wahrscheinlich sah er davon ab, meinen einmaligen Besuch der Polizei zu melden. Wäre ich aber öfters zu ihm gekommen, hätte er dies ohne ernste Gefahr für seine Sicherheit nicht geheimhalten können.

Begegnung mit einem Menschen aus der guten alten Zeit

Schräg links vom Bolschoj Theater in Moskau steht dräuend ein mächtiger, alter Kasten. Es ist das Fremdenhotel Metropol mit seinen rund 700 Betten, erbaut in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. In seinem Erdgeschoss befinden sich die Räume vom staatlichen Reisebureau. Mit Rücksicht auf die Gäste aus fremden Ländern wird dort ausnahmslos sprachgewandtes Personal beschäftigt.

Ich hatte in Leningrad dienstlich zu tun. Vorschriftsgemäss kündete ich meine beabsichtigte Reise bei der zuständigen Stelle an und erhielt den telephonischen Bericht, die Fahrkarte könne gegen Vorweisung der Ausweisschriften im Reisebureau Metropol abgeholt werden.

Ich trat an den Schalter heran. Eine hochbetagte Frau gab mir Bescheid. Es war mir, als ob sie auf mich gewartet hätte.

Sie schaute mich fest an. Über ihr faltenreiches Antlitz lief ein sinnendes Lächeln. Das fiel mir auf, denn in Sowjetrussland sieht man mehr mürrische als freundliche Gesichter.

«Ihren Pass, bitte!» sagte die alte Frau in akzentlosem Französisch.

Ich übergab ihr meinen Diplomatenpass. Während die Schalterbeamtin darin blätterte und sich davon überzeigte, dass der Name des Inhabers mit dem auf der Fahrkarte identisch war, betrachtete ich sie und zerbrach mir den Kopf über die Ursache der mir zuteilgewordenen Aufmerksamkeit. Eine Erklärung dafür konnte ich indessen nicht finden.

«Hier erhalten Sie Ihren Pass wieder zurück», kam es leise von den blutleeren Lippen der alten Frau, «und hier ist die Fahrkarte für den Schlafwagenplatz Nr. X im «Roten Pfeil», der heute um 22.30 Uhr von Moskau Richtung Leningrad abfährt. Die Fahrkosten betragen X Rubel.»

Ich bezahlte. Beim Hinausgehen warf ich einen flüchtigen Blick auf die Quittung. Deren Unterschrift lautete: «A. M. Engelhard».

Dieser Familienname kommt in Russland nur ganz vereinzelt vor. Ich dachte blitzschnell an die Gutsherrin von Klimowo, strengte mein Gedächtnis an. Vor meinem geistigen Auge erschien schemenhaft das Bild von Anna Michailowna Baronin von Engelhard aus dem Jahre 1911. Sie war damals eine Frau in den besten Jahren. Ich verglich das Bild mit der Schalterbeamtin im Reisebureau Metropol. Welcher Unterschied! Klein, rund, runzelig mit zwinkernden Äuglein. Ist es möglich, dass diese beiden Menschen identisch sind? Vielleicht doch! Die schweren Zeiten sind eben an Frau von Engelhard nicht spurlos vorbeigegangen. Und fünfunddreissig Jahre sind eine lange Zeit, fast eine Menschengeneration!

Mit raschen Schritten eilte ich über den Swerdlow-Platz, dem Hotel National zu.

Der Gedanke, meine neue Bekannte könnte doch die Gattin des früheren Gutsherrn von Klimowo sein, liess mir keine Ruhe mehr. Um dem Rätselraten ein Ende zu machen, rief ich acht Tage später das Reisebureau Metropol an, aber nicht etwa vom Hotel National aus, dessen Telephonzentrale alle Gespräche überwacht, sondern ich benützte einen Telephonautomaten. Ohne meinen Namen zu nennen, bat ich um Verbindung mit Frau von Engelhard. Das Reisebureau ist nicht nur für die Ausländer bestimmt, auch Einheimische dürfen seine Dienste in Anspruch nehmen.

Wenn ein Ausländer Russisch spricht, bildet er im Überwachungsdienst der MWD oftmals eine Lücke. Als ich mit Frau Von Engelhard sprach, konnte der Horcher unmöglich wissen, dass hier ein Ausländer im Spiele war. Ich hatte meine Freude daran, den Sowjets – wenn auch nur in harmloser Weise – ein Schnippchen zu schlagen.

Frau von Engelhard war offensichtlich sofort im Bilde, mit wem sie es zu tun hatte. Wir verloren nicht viele Worte.

Vereinbarungsgemäss trafen wir uns am folgenden Abend, nach dem Tagewerk, unter der Arkade des Bolschoj Theaters. Frau von Engelhard kam ohne eine Spur von Befangtheit. Sie bewohnte in Sokolniki eine bescheidene Einzimmerwohnung, zusammen mit ihrem Dienstmädchen aus Klimowo, das seiner ehemaligen Herrin auch in schwerster Zeit treu blieb. Das Mädchen besorgte den Haushalt; nebenbei ging es einem Verdienst nach.

Mit einer Stundengeschwindigkeit von 90 Kilometern rasten wir tief unter der Erdoberfläche dem Vorort Sokolniki zu. Die aus vielen Wagen bestehende Zugskomposition war um diese Abendstunde überfüllt. Auf jeder Station kamen noch Menschen hinzu, die von der Arbeit zurückkehrten. Wir wurden immer mehr zusammengepfercht, zuletzt wie Heringe in einem Fass. Es roch nach Körperausdünstung und nassen Kleidern.

Wenn der Fahrgast in Sokolniki aus der Tiefe der Untergrundbahnstation ans Tageslicht steigt, sieht er zuerst die im Jahre 1911 erbaute Kathedrale mit den vielen zwiebelförmigen Türmen. Dann schweift sein Blick über den weiten Platz, der von einstöckigen Holzhäuschen umsäumt ist. Hier wohnen meistens arme Arbeiterfamilien.

Ihren einundachtzig Jahren zum Trotz strebte Frau von Engelhard mit kleinen, raschen Schritten ihrer Wohnung zu. «Wir müssen vorsichtig sein!» flüsterte sie mir bange zu.

Ich beeilte mich zu erwidern, dass ich derselben Meinung sei.

Eine gut geheizte Stube nahm uns auf. Frau von Engelhard entfachte eigenhändig den Samowar. Die winzige Küche war rauchgeschwärzt, äusserst primitiv, wie sie zu Grossvaters Zeiten schon bestanden hat.

172 Während meine Gastgeberin mit der Vorbereitung des Abendbrotbes beschäftigt war, sah ich mich in der Wohnstube um. An den Wänden hingen vergilbte Photographien. In der rechten Ecke, vor der silber- und goldglänzenden Ikone mit

dem Christuskopf brannte das rote Ewiglichtlämpchen. Das Mobiliar war zum Teil schon recht baufällig.

Als Gattin eines Grossgrundbesitzers und hohen Magistraten war Frau von Engelhard von unermesslichem Reichtum und Überfluss umgeben, nahm teil an Banketten und Empfängen, in denen sich der traditionelle Prunk des Zarentums entfaltete, und gab auch selber glänzende Feste. Das Engelhard'sche Palais an der Mojka in Sankt Petersburg galt mit seinen im Stil Louis XIII. bis Louis XVI. pompös ausgestatteten Sälen als gesellschaftlicher Treffpunkt erster Ordnung. Ich sah es von aussen her, anlässlich meines Besuches in Leningrad nach dem Zweiten Weltkrieg.

Dann sank die Familie von Engelhard frühzeitig ins Grab, Ihr Besitz wurde verstaatlicht.

Frau von Engelhard kam aus der Masse des einfachen Volkes. Eine Laune des Schicksals führte sie in das Herrenhaus von Klimowo. Aber auch als Freifrau verleugnete sie ihre Herkunft nie. Mit dem geizigen und sehr strengen Gemahl focht sie manchen Kampf aus, wenn es galt, den armen Menschen zu helfen. Darum verehrten die Bauern von Klimowo und Umgebung die mutige Frau auch nach dem Ausbruch der Oktoberrevolution 1917, nicht zuletzt auch die Juden, denen sie in den Pogromjahren beizustehen versuchte. Die Beschützerin armer Leute verlor durch den politischen Umschwung alles, aber nicht die Sympathie ihrer Mitmenschen.

Dank ihrer Sprachkenntnisse fand Frau von Engelhard eine Anstellung beim Reisebureau Metropol. Dort musste sie allerdings weit über die übliche Altersgrenze hinaus arbeiten. Mit dem Ruhegehalt von nur 150 Rubel im Monat hätte das alte Mütterchen langsam verhungern müssen. In der Sowjetunion ist kein Greis seinem Schicksal überlassen, schreibt die Tagespresse. Doch das ist die graue Theorie, in der Praxis sieht es erwiesenermassen wesentlich anders aus.

Ich wurde mit einer Gastfreundschaft empfangen, wie ich sie nicht voräusgesehen hatte. Der Samowar summte, süsses Backwerk aus feinstem Weissmehl stand in einem Körbchen auf dem sauber gedeckten Tisch, und ich durfte im Fond eines kunstvoll geschnitzten Lehnstuhles Platz nehmen, der einst im Petersburger Palais gestanden hatte.

Vom geretteten Inventar aus den beiden Häusern in St. Petersburg bzw. in Klimowo wanderten in besonders schwe-

ren Zeiten ein Stück nach dem andern auf den Flohmarkt, wo sie von zahlungskräftigen Leuten der Neuzeit zu billigen Preisen erstanden werden konnten. Nur ganz wenige Wertgegenstände blieben von der Veräusserung verschont, so beispielsweise der schon erwähnte Lehnstuhl, ferner die Ikone und ein massivsilberner Tischleuchter, auf dessen fünf Armen jetzt Wachskerzen brannten. Und schliesslich funkelte am linken Goldfinger der alten Frau ein grosser, kostbarer Stein. Dieses Kleinod, an dem viele menschlichen und historischen Tragödien hingen, trug sie nur zu Hause.

Ich unterhielt mich mit Frau von Engelhard während vollen drei Stunden. Auf alle meine Fragen versuchte sie nach bestem Wissen und Gewissen zu antworten. Frau von Engelhard hatte auch die Zivilcourage – um diesen fremdklingenden Ausdruck zu gebrauchen – manchmal dort zu widersprechen, wo aus Sicherheitsgründen das Schweigen ratsam gewesen wäre. Das alles war ein natürliches Ergebnis ihrer ausgesprochenen Persönlichkeit. Seltsamerweise hatte sie keinen Groll gegen das neue Regime. «Wir haben in unserem Leben so viele Fehler gemacht, dass wir uns über nichts verwundern müssen», war ihr kurzes Urteil.

Frau von Engelhard reiste jedes Jahr für ein paar Wochen zur Erholung nach Klimowo. Was sie dort jeweils gesehen hatte, erzählte sie mir nun: Der Geist in den russischen Dörfern sei so stark, dass dank der von ihnen hochgehaltenen Tradition und Sittenstrenge die Bauernschaft ihre Eigenart nicht verloren habe.

Ich erfuhr ferner, dass mein Onkel Leonard hochbetagt an Krebs und an... gebrochenem Herzen starb. Sodann vernahm ich, dass seine drei Söhne, meine Spielgefährten aus der Jugendzeit, schon vor vielen Jahren ihr Leben lassen mussten. Der Jüngste von ihnen, David, fiel als Leutnant im ersten Weltkrieg. Alexander wurde hingerichtet, nachdem ihn die Sowjets mehrmals fruchtlos dazu aufgefordert hatten, von der tolstojsehen Lehre abzulassen. Nikolai blieb seit Ausbruch des zweiten Weltkrieges verschollen. Niemand weiss, was aus ihm geworden ist.

Später kam ich an die Reihe, Frau von Engelhard zu berichten, was sie interessieren konnte. Das traurige Schicksal von Fritz Haueter, dieses treuen Hüters bernischen Wesens und bernischer Kultur in der Diaspora, ging ihr sichtlich zu Herzen. Sie hatte Haueter zwar nur flüchtig gekannt, ihn aber seiner Aufgeschlossenheit wegen hochgeschätzt. Frau von

Engelhard liebte Haueters engere Heïinat, das Simmental, wo sie im Sommer 1903 als Feriengast geweiht hatte.

Zuletzt kam ich auf meine Begegnung mit Boris von Engelhard vom Jahre 1920 in Berlin zu sprechen. Ich fügte in schonender Weise die Gerüchte bei, die nach seinem Verschwinden in den weissrussischen Emigrantenkreisen zirkulierten.

Meine Gastgeberin liess die Teetasse sinken, schaute mich mit kummervollen Augen an.

«Ich hatte je und je befürchtet, Boris sei mit seinem Wagenut den Häschern schliesslich doch in die Falle gegangen», sagte Frau von Engelhard mit gedämpfter Stimme.

In der Folge verkehrte ich öfters im Reisebureau Metropol. Ein weiteres Jahr ging ins Land. Ich sah Frau von Engelhard seit längerer Zeit nicht mehr. Als ich an einem frostklirrenden Januarabend in Sokolniki an die Türe ihrer Wohnung klopfte, empfing mich das Bauernmädchen aus Klimowo. Auf meine Erkundigung nach Frau von Engelhard fing es an zu weinen. «Anna Michailowna hat im Herbst letzten Jahres die Augen für immer geschlossen», sagte es leise, «Gott sei ihrer Seele gnädig.» Bei diesen Worten wandte sich die letzte Dienerin der Freifrau von Engelhard dem Christusbild zu und bekreuzigte sich dreimal auf Stirn, Brust und beide Schultern.

Wie geht es dem Judentum im heutigen Russland

Ich habe die verehrten Leserinnen und Leser davon unterrichtet, unter welchen Verhältnissen die Juden im alten Russland lebten. Ich möchte es nicht unterlassen, zu berichten, welches ihr Schicksal heute ist.

Als ich Frau von Engelhard an jenem Abend in Sokolniki besuchte, erkundigte ich mich bei ihr nach der jüdischen Kolonie in Klimowo. Gesprächsweise gab sie mir die Adresse eines jüdischen Freundes in Leningrad, der ihr in Notzeiten oftmals mit Lebensmittelpaketen ausgeholfen hatte. — Ich kannte ihn aus den Jahren vor dem ersten Weltkrieg.

Anlässlich meiner zweiten Reise nach Leningrad entschloss ich mich, ihm meine Aufwartung zu machen.

Der Nordexpress brachte mich in zwölfstündiger Fahrt von Moskau nach der ehemaligen Kapitale Russlands. Der schnurgerade, rund 650 km lange Schienenstrang führt durch eine topfebene, schwach besiedelte Landschaft.

Es gibt auf dieser Strecke wenig Stationen. Nur in Kalinin (früher Twer) macht der Zug einen längern Halt, um dann die

Wolga in bedächtiger Fahrt zu überqueren. Später tauchen linksseits in der Ferne die blauen Waldaihöhen auf, um deren Besitz im Zweiten Weltkrieg erbitterte Kämpfe ausgefochten wurden. Nach meiner Ankunft auf dem Moskauer Bahnhof in Leningrad stellte sich ein junges, Englisch sprechendes Mädchen vom «Intourist» in meinem Schlafabteil vor und begleitete mich zu einem bereitstehenden Auto, das uns in das Riesenhotel «Astoria» am Majorow-Platz brachte.

Leningrad zählt heute über drei Millionen Einwohner. Als Hafen- und Industriestadt spielt sie in der Volkswirtschaft der Sowjetunion eine bedeutende Rolle. In politischer Hinsicht ist es dagegen um sie still geworden, seit die Regierung ihren Sitz nach Moskau verlegt hatte. Wundervoll sind vor allem ihre Lage und ihre westeuropäisch anmutende Architektur. Beim Ausbau der Stadt zog Peter der Grosse ausländische Baumeister zu Rate. Der berühmte italienische Architekt W. Rastrelli gab dem Stadtbild durch seine Bauten im Barockstil ihr besonderes Gepräge.

In Leningrad befindet sich das Grab Peter des Grossen, und zwar in der Peter-Pauls-Festung. Früher wurde diese Festung, wo sich die berüchtigten Kasematten für politische Häftlinge befanden, militärisch streng bewacht. Heute hat dort jedermann ohne Weiteres Zutritt. Vom Revolutionsplatz gelangte ich durch das Petrowski-Tor in das weite Festungsareal. Auf freiem Platz erhebt sich die im 18. und teilweise noch im 19. Jahrhundert umgebaute Kathedrale mit dem spitzen, goldenen Turm, dem Wahrzeichen dieser Hafenstadt. Die Kathedrale dient heute lediglich als Museum. Im Vorraum hielt ein altes Mütterchen in kurzem Schaffell, hohen Filzstiefeln und buntfarbigem Kopftuch Aufsicht.

Durch eine schwere, schmiedeiserne Pforte betrat ich das Kircheninnere. Hohe, schmale Fenster, weissgetünchte, vollkommen kahle Wände. Vor und auf der Empore leuchten mattweisse Prunksärge aus Marmor. Hier ruhen die Alleinherrscher aller Reussen aus längst entschwundenen Zeitepochen. Jeden Sargdeckel zierte ein orthodoxes Kreuz (mit Querbalken] und am Fussende steht jeweils der Name des Verbliebenen. Der Sarkophag Peters des Grossen findet sich in der vordersten Reihe ganz rechts an der Wand. Im Dämmerlicht entzifferte ich die eingemeisselte Schrift in altslawischer Sprache: «Peter I. der Grosse, Schöpfer von Russlands Grösse, Sohn des Zaren Alexej, geboren am 9. Juni 1672, verstorben am 8. Februar 1725.» Auch die Sowjetregierung hat diesem

genialen Herrscher die Achtung nicht versagt; über dem Sarkophag hängt in Permanenz auf Halbmast die Flagge des Hauses Romanow.

Ich verliess das Reich der Toten und trat aufatmend ins Freie. Ringsherum hohe Bollwerke und tiefe Kasematten. Bei den letzteren sind die Namen von prominenten Persönlichkeiten angebracht, die hier jahrelang deshalb schmachteten, weil sie sich gegen die Willkürherrschaft des Zarenregimes aufgelehnt hatten. An der altersgrauen Eichenholztüre der Zelle Nr. 42 las ich den Satz: «Hier wurde der grosse russische Romanschriftsteller und Denker Fjodor Michailowitsch Dostojewski eingekerkert und später nach Sibirien verbannt.»

Zuletzt stieg ich auf die höchste Bastion, wo eine uralte Kanone unter einem Lindenbaum ihren Platz bis auf den heutigen Tag zu behaupten vermochte. Welcher ehemalige Petersburger erinnert sich nicht an diese Kanone, die in vorrevolutionären Zeiten der Stadtbevölkerung alltäglich durch einen Schuss die genaue Mittagsstunde bekannt gab? Das war die sogenannte «Admiralsstunde», nach der sich alle Uhren von St. Petersburg richteten.

Gedankenvoll betrachtete ich diese alte Kanone, die auf eine glorreiche Vergangenheit zurückblicken kann. Auf ihrem Rohr las ich die Initialen «I. P. I.», was offenbar «Imperator Peter I.» heissen soll; daneben steht das Jahr 1720. Ich stand hinten an der Geschützlafette. In meinem Blickfeld lag das herrliche Panorama mit den unzähligen Villen, Schlössern und Palästen, deren Zinnen und Türme in der Abendsonne gleissten und funkelten. Vom Meere, das man nicht sieht, nur ahnt, kommt wie vor Zeiten der Wind. Von aussen her gesehen hat die frühere Kaiserstadt an Schönheit und Eleganz nichts eingebüsst. Es war mir, als hätte der Zeiger der Zeit zurückgegriffen, mich in ferne Jahrhunderte versetzt, um von den glanzvollen Epochen Peters I. und Katharinas II. an bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts zu berichten, wo ich in diesem Lande frohe, unbeschwerte Jugendjahre verbrachte. Es gab also keine Oktoberrevolution 1917, sondern alles war nur ein böser Traum!

Ein Sirenengeheul riss mich jäh aus diesen Betrachtungen heraus. Unten auf den breiten Fluten der Newa rauschte eine Bugwelle hoch auf und zeigte an, dass das stattliche Schiff volle Fahrt voraus lief. Die blutrote Flagge mit Sichel und Hammer auf dem Achterdeck brachte mich vollends in die Gegenwart zurück.

Mein Aufenthalt in Leningrad dauerte fünf Tage. An einem Abend suchte ich meinen jüdischen Freund auf, den wir aus gleichen Überlegungen wie bei Maslenikow schlechthin Rasskin nennen wollen. Mein Kommen kündete ich vorher telephonisch an. Ich sagte, ein alter Bekannter aus Klimowo möchte ihm die Hand drücken. Rasskin murmelte ein paar Worte der freudigen Überraschung in die Hörmuschel. Den Weg bis zu seiner Wohnung legte ich zu Fuss zurück. Auf diese Weise sollten die Spuren meines ausserdienstlichen Streifzuges verwischt werden. Bei der Nikolajewski-Brücke hielt ich kurz an, lehnte mich an das Ufergeländer und schaute auf die im Silberglanz des Vollmondes dahinfließende Newa. Ich warf auch einen Blick nach rückwärts. Der Kai war menschenleer!

Als ich endlich vor Rasskin stand, machte er kreisrunde Augen, griff sich mit beiden Händen an den Kopf und dachte nach, wer der plötzliche Besuch sein könnte. Ich nannte schliesslich meinen Namen.

«Ich bitte um Entschuldigung», sagte Rasskin, «dass ich dich nicht sofort erkannt habe, aber die Zeitspanne von 35 Jahren ist, gemessen am kurzen Menschenleben, eine Ewigkeit.»

Ich pflichtete ihm bei und entschuldigte mich meinerseits, mit meinem Besuch sozusagen die ungeschriebenen Landesgesetze durchbrochen zu haben.

Mein Blick fiel auf den rechten Türpfosten des Wohnzimmers. Dort war ein metallener Behälter, die sogenannte Mesura, befestigt, worin sich eine Pergamentrolle befand. Diese Türpfostenzeichen finden sich in vielen jüdischen Häusern. Sie bedeuten: «Höre, Israel, der Ewige, unser Gott, der Ewige ist einzig!»

Rasskin war also ein frommer Jude geblieben, allen Religionsverfolgungen in der Sowjetunion zum Trotz. Sehr wahrscheinlich durfte er sich diese Extravaganz aus dem Grunde leisten, weil er parteilos war, d.h. der KP nicht angehörte.

Wir setzten uns, rauchten Zigaretten und tranken Tee, viele Stunden lang. Was ich von Rasskin für meine Aufzeichnungen über die jüdische Frage im neuen Russland wissen wollte, vernahm ich restlos. Ich will seine Äusserungen nachstehend wiedergeben:

«Als die Zaren über Russland herrschten», begann Rasskin, «waren wir Juden schlimmsten Verfolgungen ausgesetzt. Erst

mit dem Ausbruch der Revolution am 12. März (27. Februar) 1917 erreichten wir die volle politische Gleichberechtigung. Das Gesetz der Zeitweiligen Demokratischen Regierung vom 3. April (22. März) 1917 hob alle Rechtsbeschränkungen der Juden hinsichtlich des Wohnrechtes, der Beschäftigung, der Bildung usw. auf. Die Juden wurden zur Verwaltung, Justiz usw. zugelassen, in allen Städten mit einer bedeutenden jüdischen Bevölkerung in die Stadtverwaltung gewählt, ja selbst zu den Offiziersschulen erlangten sie ohne Weiteres Zutritt.

Die Proklamierung der Gleichberechtigung der Juden stiess auch bei der Bevölkerung auf keinerlei Schwierigkeiten. Aber auch auf wirtschaftlichem Gebiet eröffneten sich den Juden grosse Aussichten.

Die bolschewistische Revolution vom 7. November (25. Oktober) 1917 rief im Lande den Bürgerkrieg hervor. Die Besetzung einiger früherer Stellen in der Regierung des Sowjetstaates durch eine Reihe von Juden (Trotzki, Swerdlow, Uritzky, Sinowjew, Kamenew u.a.) lieferte den konterrevolutionären Elementen im Lande Material für antisemitische Propaganda, so dass die Aufstände und Kämpfe der antibolschewistischen Armeen von schrecklichen Ausschreitungen gegen die Juden begleitet waren, deren Opfer ungefähr 100'000 ermordete Menschen, Tausende von geschändeten Frauen zählten, und die gesamte jüdische Bevölkerung in der Ukraine und in Weissrussland wirtschaftlich zugrunde richteten.

Die Stellung der hauptsächlich aus Kleinbürgern bestehenden jüdischen Bevölkerung Russlands zu dem bolschewistischen Umsturz war naturgemäss negativ. Sämtliche Parteien, auch die sozialistischen, bekämpften die bolschewistische Diktatur, und erst 1919 stellte sich ein Teil der jüdischen Arbeiterschaft auf den Standpunkt der Sowjetmacht.

Was die religiösen Angelegenheiten anbetrifft, so befindet sich die jüdische Bevölkerung in Russland, welche heute die Rechte einer nationalen Minderheit genießt, in der gleichen Lage wie alle anderen Nationen. Die Sowjetregierung erkennt das Prinzip der Religionsfreiheit für alle Bürger an. In Wirklichkeit verfolgt sie die Ausübung der religiösen Bräuche mit scheelen Augen.

Besonders schwierig ist die Lage der Juden auf wirtschaftlichem Gebiet. Von der ökonomischen Politik der Sowjetregierung werden am meisten jene Berufe getroffen, in denen

die Juden früher hauptsächlich beschäftigt waren. Der Privathandel, der fast zwei Fünftel der russischen Judenheit ernährte, wird mit allen Mitteln (hohe Steuern, Rechtlosigkeit, auch Massnahmen administrativer Natur wie Verhaftungen, Deportationen usw.) verfolgt. Schon zurzeit des «militärischen Kommunismus» (1918-1921) hatte die Regierung gegen den Privathandel strenge Massnahmen ergriffen, durch die ein erheblicher Teil der jüdischen Bevölkerung verarmte, wenn nicht gar zugrundegegangen ist. Die Lage der Händler, die in ihrem Berufe nicht verbleiben konnten, war sehr schwierig. Sie wurden sämtlich rechtlos und standen tatsächlich ausserhalb des Gesetzes. Sie hatten kein Recht auf Lebensmittellkarten, ihre Kinder wurden in Werkstätten und Anstalten sowie in Berufsschulen nicht aufgenommen.

Auch die Handwerker waren jahrelang als «Privatunternehmer» der Verfolgung ausgesetzt, so dass ein erheblicher Teil von ihnen diesem Beruf entsagen musste.

Unter all diesen Verhältnissen entstand unter den Juden eine grosse Zahl von Arbeitslosen und Deklassierten. Die Hälfte der jüdischen Bevölkerung in Sowjetrussland lebt infolge der kommunistischen Wirtschaftspolitik in Not und Elend, ohne dass Aussichten auf irgendwelche Besserung vorhanden wären.»

Rasskins Darlegungen über die Lage seiner Glaubensgenossen stimmen mit den Beobachtungen, die ich während meines jahrelangen Aufenthaltes in der Sowjetunion machen konnte, genau überein. Ich verkehrte öfters auch in anderen jüdischen Familien, wobei ich immer wieder an die wahrheitsgetreuen Äusserungen Rasskins denken musste. Sie führen die in weissrussischen Emigrantenkreisen vielfach herumgeborenen Versionen, es gehe den Juden in Sowjetrussland wirtschaftlich verhältnismässig besser als der übrigen Bevölkerung, ad absurdum.

Die ewigen Lehmstrassen

Im Sommer 1947 wollte ich die in Murenzewo bei Kaluga liegenden Gräber meiner Eltern und Grosseltern mütterlicherseits besuchen. An einem Juliabend begab ich mich zu Fuss über die schnurgerade Gorkistrasse nach dem Weissrussischen Bahnhof, um dort eine Fahrkarte Moskau – Kaluga und zurück zu lösen. Das war an einem Freitag. Anderntags sollte die

Abreise erfolgen. Vor dem Schalter standen viele Menschen Schlange. Wie ich feststellen konnte, mussten sie vor Erhalt der Fahrkarte ihre Identitätspapiere vorweisen. Als ich endlich an die Reihe kam und sagte: «Kaluga, Hin- und Rückfahrt», musterte mich der Schalterbeamte mit argwöhnischem Blick. Der Schnitt meiner Kleider dürfte ihm wohl verraten haben, dass ein Ausländer vor ihm stand.

«Waschi dokumenti!» (Ihre Ausweisschriften!) ergriff er mit schneidender Stimme das Wort. Ich legte den Schweizerpass auf die Marmorplatte vor dem Schalter. Der Beamte blätterte darin, bis «er die Seite fand, auf der das sowjetische Einreisevisum eingetragen war. Auf seinen Befund kam es jetzt an, ob ich die Gräber meiner Lieben noch einmal sehen sollte oder nicht. Hinter mir jammerte ein Towarisch seine Klage über den Zeitverlust. Endlich hob der Allgewaltige, der er für mich in diesem Augenblick war, den Blick: «Ob Sie als Ausländer nach Kaluga fahren dürfen, bleibt eine Ermessensfrage, die zu entscheiden dem Aussenministerium anheimgestellt ist. Wenden Sie sich bitte dorthin.» Mit diesen Worten gab er mir den Pass zurück und forderte mit einer unwirschen Handbewegung meinen Hintermann auf, an den Schalter zu treten.

Ich befolgte den Rat des Schalterbeamten vom Weissrussischen Bahnhof in Moskau. Allein, das entsprechende Gesuch an die Protokollabteilung des Aussenministeriums der UdSSR blieb unbeantwortet.

Die ständige Angst des MWD vor Spionen aus dem Westen hat die Sowjetunion für den gewöhnlichen, nicht offiziell eingeladenen Ausländer beinahe so unzugänglich gemacht wie Mekka für den Ungläubigen. Im Jahre 1953 hatten allerdings einige amerikanische Zeitungsverleger Visa für die Reise nach Moskau erhalten. Bei der Ankunft auf dem Flughafen Wnukowo wurden sie zu ihrer Überraschung mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen. Sie erhielten zu ihrer noch grösseren Überraschung die seltene Erlaubnis, u.a. das Innere des Kremls zu photographieren, was den in Moskau lebenden Zeitungskorrespondenten bis dahin untersagt war. Noch mehr: Diese Amerikaner durften Ausflüge an Orte unternehmen, an die sonst nur eingeladene, politisch linksgerichtete Abordnungen zugelassen werden. Erstmals seit sehr langer Zeit nahmen sowjetische Pressevertreter wieder an Empfängen teil, die von der Amerikanischen Botschaft und den in Moskau weilenden ausländischen Korrespondenten

für die Verleger veranstaltet wurden und welche die Sowjetrussen erwiderten.

Diese Handlungsweise ist offensichtlich darauf berechnet, einen vorteilhaften Eindruck auf die Weltöffentlichkeit zu machen. Es handelte sich dabei lediglich um eine Geste, die – an Sowjetmassstäben gemessen – freilich bedeutend genug erscheint, jedoch an der grundsätzlichen Haltung gegenüber Ausländern nicht das geringste ändert. Vorderhand bleiben die Ausländer isoliert, unerwünscht, sogar unfreundlicher Handlungen gegenüber dem Gastland verdächtig und daher ferngehalten von der Fühlungnahme mit der russischen Bevölkerung. Selbst die Wochenzeitung «Krokodil», das einzige Witzblatt in der UdSSR, macht sich dann und wann mit unverhohlenem Spott über die Behandlung der in die Sowjetunion eingereisten Ausländer lustig.

Als mein Plan, mit der Eisenbahn nach Kaluga zu fahren, scheiterte, versuchte ich, im Auto dorthin zu gelangen. Zur Hinfahrt wählte ich die berühmte Alte Kaluga-Strasse. Sie ist ihrer landschaftlichen Reize wegen berühmt und wird in den Volkweisen oft besungen. Ausserhalb der Stadtperipherie begann sogleich eine federnfeindliche, sogenannte Katzenpfotenstrasse, die aber nach ein paar Kilometern in eine Lehmstrasse mündete. Diese typisch russische Überlandstrasse weist weder festen Belag noch ein zuverlässiges Grundbett auf. Der ganze Strassenkörper besteht nur aus Erdreich – im Süden des Landes aus Schwarzerde, im Norden aus Lehm – so wie die Natur ihn geschaffen hat. Bei trockenem Wetter werden Menschen und Tiere von einem fürchterlichen Staube geplagt, und wenn es regnet, versinkt buchstäblich alles in knietiefem Schlamm. Ausserdem gefährden die häufigen Schlaglöcher den Verkehr. Aber niemand nimmt Anstoss an den primitiven Strassenverhältnissen, am allerwenigsten das zuständige Ministerium.

Der Kühler meines Wagens hob und senkte sich fortwährend, und schliesslich kam die Berg- und Talfahrt in einem tiefen Loch zum vorzeitigen Abschluss. Um nicht eine folgenschwere Panne zu riskieren, gab ich die Fahrt auf und kehrte um.

182 Aber auch nach dieser Erfahrung verzichtete ich nicht auf den Vorsatz, nach Kaluga bzw. Murenzewo zu kommen. Ich konnte es einfach nicht fassen, dass zwei Millionenstädte (Kaluga zählt heute über eine Million Einwohner) keine Autoverbindung haben sollten und suchte daher nach einer besseren

Route. Jemand gab mit den Rat, über Malo-Jaroslawetz zu fahren. Diese Stadt ist klein, jedoch bedeutend als Industriezentrum, welchem Umstand sie die gute, 100 Kilometer lange Autostrasse nach Moskau zu verdanken hat.

Nach anderthalbstündiger Fahrt grüssten aus der Ferne hohe, rauchende Fabrikshote. Ich glaubte bereits an ein Gelingen, aber am südlichen Stadtausgang stand auf einem Wegweiser «50 Kilometer bis Kaluga», und sofort begann wieder eine trostlose Lehmstrasse. Die schmerzlichen Erlebnisse auf der Alten Kalugastrasse wiederholten sich hier in genau gleicher Weise. Unweit von mir stand dräuend ein schwerer Lastwagen mit gebrochener Achse, sozusagen als abschreckendes Beispiel für verwegene Autofahrer.

Ich trat auf die Bremse, der Wagen rollte aus, stand am Strassenrand still. Ringsherum topfebene Landschaft, über die bis zum fernen Horizont flimmernde Hochsommerhitze brütete. Wie seinerzeit Fritz Haueter, war jetzt auch ich von der Grösse und Weite, von diesen für uns Schweizer ungewohnten Distanzen beeindruckt. Ich sass lange im heissen Fond des Wagens. Die Hoffnung, noch einmal nach Kaluga und von dort bis Murenzewo zu kommen, schwand endgültig. Ich dachte nach, was die Russen wohl veranlassen konnte, ihre misslichen Strassenverhältnisse nicht zu sanieren.

Ich sprach mit einem Kolchosenbauern, der mir barfuss entgegenkam, über die schlechte Strasse. Mit einer Handbewegung wies er nach dem nahen Fabrikgebäude, dessen Breitseite wie ein Sieb durchlöchert war. Dicht daneben lagen zahlreiche stockwerk tiefe Granattrichter. Abseits auf freiem Felde standen schwere Tanks mit weit in den Himmel gereckten Geschützrohren. Der Bauer war im Recht, hier hatte noch unlängst der Krieg gerast. Wohl herrschte jetzt tiefer Friede, aber die Erde war auf viele Jahre hinaus kriegsvernarrt. Was Wunder, ich befand mich mitten im ehemaligen Anmarschgebiet der deutschen Heere gegen das Herz Russlands!

Indessen geht es doch kaum an, dem Krieg alles in die Schuhe zu schieben. Meine persönliche Meinung – soweit sie etwas gilt – ist eine andere.

Die Geschichte lehrt, dass Russland sich in allen Kriegen die Mittel geschickt zunutze machte, die ihm von der Natur verliehen worden sind. Seine geographische Lage gestattete es ihm, stets mit Rückendeckung zu fechten. Das euroasiatische Hinterland mit seiner ungeheuren Flächenausdehnung

bietet notfalls beliebige Ausweichmöglichkeiten. Der Raum ist eine Macht, schrieb von Clausewitz in seinen Werken. Die unwirtlichen Steppen sowie der ausserordentlich strenge Winter sind getreue Partisanen. Hinzu kommt noch die bekannte Taktik der «verbrannten Erde», und schliesslich spielen die seit altersgrauen Zeiten sehr schlechten Verkehrsverhältnisse für die Landesverteidigung eine wesentliche Rolle. Den Vormarsch des Gegners lähmen, alles systematisch zerstören, was ihm nützlich sein könnte, und ihn dann mit dem Beistand mörderischer klimatischer Bedingungen vernichten, das war von jeher ein hervorragendes Charakteristikum der russischen Verteidigungstaktik. Und sie hatte Erfolg, sowohl 1812 gegen Napoleon I., als auch 130 Jahre später gegen Hitler. Beide Invasoren wurden des Landes vertrieben. Man ersieht daraus, dass dieses System nicht veraltet ist. Was die Russen fechtend vielleicht nie erreicht hätten, vermochten ihre Komparsen, der Winter und die vorsintflutlichen Verkehrsverhältnisse, mühelos zu vollbringen.

Abgesehen vom militärisch-strategischen Blickfeld sollten die Russen normalerweise auch aus Gründen der volkswirtschaftlichen Prosperität ein lebhaftes Interesse an modernen Strassen haben, doch darf nicht vergessen werden, dass bei ihnen die Bedenken gegen feindliche Invasionen viel tiefer verwurzelt sind als alle anderen Rücksichten und Überlegungen.

Schlusswort

Meine Erinnerungen und Aufzeichnungen sind zu Ende gegangen. Wie die verehrten Leserinnen und Leser feststellen konnten, ist Wassilij Petrowitsch Maslenikow der Held dieses Buches. Im Gedenken an ihn habe ich es auch geschrieben.

Der alte Kämpfer kennt den Westen ebenso gut wie den Osten. Er hat schon längst erkannt, dass es müssig ist, in Russland auf die Entstehung einer echten Demokratie nach unseren Begriffen zu warten. Maslenikow ist aber das klassische Beispiel eines guten Kameraden und treuen Parteigängers, dem ein besonderer Ehrenkodex untersagt, von seinen Gefühlen über die erlebten Enttäuschungen mehr zu verraten, als er dies anlässlich unserer nächtlichen Unterredung im November 1946 getan hat.

Schon in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg sprach man in Russland von der kommenden grossen Revolution.

Nicht alle Leute glaubten daran. Viele dachten, der Volkszorn werde sich nur gegen das Zarentum und den Feudalismus richten. In der Folge ging es dann allen schlecht, sogar jenen, die die Geister riefen.

Zu dem auf die Schlacht am Morgarten vom 15. November 1315 sich beziehenden Mahnruf

Hütet Euch am Morgarten

weiss der Berner Chronist Justinger um 1420 zu berichten, dass die edlen Leute von Hüenenberg ihren Nachbarn, den Schwyzern, über die Letzimauer hinweg Pfeile, gefiedert mit so beschriebenem Pergament, zugeschossen hatten.

Wir wollen heute diesen Mahnruf wiederholen. Man muss nur staunen, für wie leichtgläubig und naiv die russischen Aussenpolitiker den Westen halten; staunen aber auch darüber, mit welcher Geduld sie an der Verfolgung ihrer Ziele arbeiten!

Leider pflegen wir uns im Westen recht selbstgefällig an die Brust zu schlagen. Haben wir nicht einen viel höheren Lebensstandard? Die Privatinitiative, das Recht der Kritik, die Freiheit der Wahl, den Rechtsstaat. O ja, bis zu einem gewissen Grad haben wir freilich das alles, und wir wollen uns sehr wohl und tief bewusst sein, was für grosse Werte das trotz aller Unvollkommenheit sind. Aber all diese Güter und Errungenschaften sind gefährdet, ernster und entscheidender als durch rote Divisionen und Atombomben, wenn wir dabei das verlieren, was durch nichts ersetzbar ist: die Solidarität. – Auch die Welt vor 1914 schien wunderbar in Ordnung zu sein, voll von Errungenschaften, getragen von stetem Fortschritt. Dann ging sie entzwei, total und endgültig, weil an all jenen Worten, auf die die Menschheit so stolz war, nur eine Minderheit teil hatte. Nur eine soziale Oberklasse und – geographisch – nur Europa und Nordamerika. Heute ist die Prosperität in Westeuropa und Nordamerika wiederum glänzend. Aber es ist immer nur ein kleiner Teil der Welt, für den ihre Werte zugänglich sind, und auch innerhalb dieses kleinen Teils gibt es Millionen, die davon ausgeschlossen werden. Das ist sehr gefährlich. Bei den Ausgeschlossen kann dieser Zustand eine Solidarität erwecken, die sich gegen uns richtet.